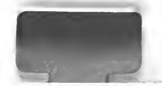

Die Gesellschaft
Michael Georg Conrad


Dei
Sub Numine
Viget



Die Gesellschaft.

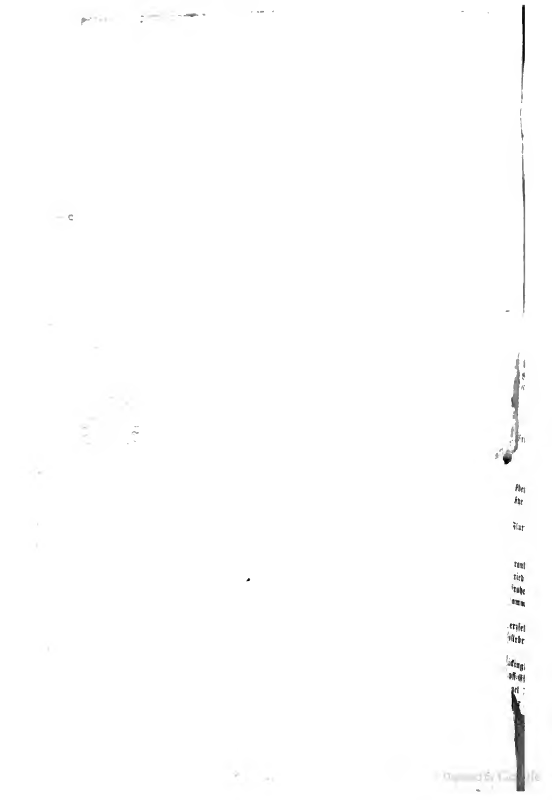
Herausgegeben von

Dr. M. G. Conrad.

1886.

I. Band: Januar—Juni.

München 1886.
G. Franz'sche Verlagshandlung.
J. Roth, k. b. Hofbuchhändler.



Inhaltstafel.

(Die Beiträge in gebundener Rede sind mit * bezeichnet.)



Dr. M. Georg Conrad.

Die Gesellschaft.

Realistische Monatsschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. Januar 1886. Heft 1.

Aus zwei Ländern.

Eine Geschichte aus dem Leben.

Von

A. G. v. Suttner.

(Schloß Harmannsdorf, Nieder-Oesterreich.)

Der Baron Albert de Granville war der letzte Sproße eines alten Normanen-Geschlechtes.

Zu Lebzeiten seines Onkels stets an die heimatliche Scholle gebunden, all' sein Denken und Thun nur auf das eine Ziel richten müssend, daß das schöne Besitztum auf den Punkt der Perfektion gebracht werde, — daß man im weiten Lande die Wirtschaft als eine Musterwirtschaft bezeichne — und daß die Kreuzung der verschiedenen Hühner-, Schafe-, Schweine- oder Pferderassen schließlich ein neues lokales Geschlecht hervorbringen solle, welches einmal den stolzen Namen Granville führen könne, — war es fast wie ein Seufzer der Erleichterung über Albert gekommen, als der Onkel, nach längerer Krankheit die Augen schloß.

Frei! — Neunundzwanzig Jahre alt! — Träger eines wohlklingenden Namens und Herr eines Besitztums, das unter Brüdern seine 700,000 Francs wert war! — Durfte man da nicht füglich daran denken, ein klein wenig Atem zu holen? War es zu verübeln, wenn der Gedanke, ein halbes Jahr im lustigen Paris zuzubringen, von Tag zu Tag mehr Gestalt gewann? Nur kleine sechs Monate, — um keinen Tag länger, — bei Gott! — Die Herbstsaat war ja bestellt, — die frischen Kreuzungen glücklich überstanden, — es war doch um's Himmelswillen nicht Pflicht, dem Getreide beim Wachsen zuzusehen, oder den angehenden Müttern verschiedener Rassen Gesellschaft zu leisten und dieselben etwa durch Vorlesung moralischer Werke auf den bevorstehenden feierlichen Moment vorzubereiten! — Auf denn nach Paris! — Der brave Onkel hatte die freundliche Zuvorkommenheit gehabt, in der Wirtschaftskasse eine Baarsumme von 30,000 Francs zu hinterlassen, — freilich war diese Summe dazu bestimmt gewesen, die Scheune neu mit Schiefer zu decken und einen großen villaartigen Schweinestall nach englischem Muster zu bauen, — aber wozu diese augenblicklichen Auslagen; — der Winter stand vor der Thür, — der alle Tage zu erwartende Frost konnte den Neubauten nur schädlich werden, — und im Frühjahr, wenn man die aufgehäuften Vorräte an die Kornhändler verkaufte, mußte ja die gleiche Summe ungefähr der Wirtschaftskasse zufließen. — — — — Nur keine Skrupel und Zierereien, — — man lebt nur einmal, — und es war höchste Zeit, daß dieses „einmal" kam! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus den kleinen sechs Monaten waren zwei volle Jahre geworden. — Der Baron hatte während dieser Zeit nicht ein einziges Mal sein Gut besucht, um so eifriger jedoch mit seinem Verwalter korrespondiert, — eine Korrespondenz, die den Vorteil hatte, kurz zu sein, und keineswegs durch große Abwechselung glänzte:

„Lieber Bonjean,
Senden Sie mir umgehend zehntausend Francs. Mit Gruß
de Granville.“

Die einzige Abwechselung in diesen Schreiben bildeten die verschiedenen Ortsdaten, sowie die Summen, je nachdem sich der Baron in Paris, Trouville oder Baden befand. —

Der gute Bonjean hatte das erste Mal den Kopf geschüttelt, das zweite Mal geseufzt, — das dritte Mal gewettert. —

So lange Baargeld in der Kasse lag, ging es noch an, obwohl sich der selige alte Herr darüber ohne Zweifel im Grabe umdrehte, daß man die Schieferbedeckung der Scheune und den Bau des Schweinestalls auf ganz ungebührlich lange Zeit hinausschob, — aber nun, als wieder ein Schreiben, diesmal von Nizza datiert, kam: „Lieber Bonjean. Ich gehe nächste Woche nach Monaco und benötige augenblicklich eine Summe von fünfzehntausend Francs,“ — da schlug er mit seiner massiven Faust auf den Tisch, daß die Gläser entsetzt aneinanderklirrten, und der schöne, duftige Macon über das schneeige Tischtuch gleich einer Blutlache dahinrieselte. — —

Woher das Geld nehmen! — Hatte Bonjean etwa den Stein der Weisen gefunden? — — Doch, es hieß suchen, denn noch am selben Abend und am nächsten Morgen kamen dringende Depeschen. —

Es blieb nichts anderes übrig, als die Ernte in vorhinein zu verkaufen. Das trug gerade die geforderte Summe ein, würde der Baron sich bis zum Herbst geduldet haben, dann hätte er das Doppelte erzielt, — aber so mußte Bonjean froh sein, daß Herr Menuisier, der reiche Seifenfabrikant und Gutsnachbar, auf das Geschäft einging. —

„Mein guter Herr Bonjean,“ — hatte der behäbige Marseiller gesagt, — „bedenken Sie — das Risiko. Ich gebe fünfzehntausend Francs für eine Ernte, die noch kaum zehn Centimeter aus der Erde hervorsteht.“ —

„Aber bester Herr Mennisier, Sie laufen nicht die geringste Gefahr; die Fechsung ist ja auf dreißigtausend versichert.“ —

„Sehr gut; das ist eine Sicherheit gegen Hagelschlag; — aber gegen Trockenheit, Maifrost, Erdflöhe u. s. w. sind Sie da auch versichert?“ —

„Na, — ich sehe Sie haben recht; es ist doch mehr oder weniger ein Wagnis dabei.“ —

„Parbleu!“ — —

Der Baron hatte die fünfzehntausend am zweiten Abend bis auf den letzten Heller verloren. — Er saß im Hotel auf seinem Zimmer und überlegte. — Was war nun zu thun? Bonjean hatte ihm geschrieben, daß es ihm nur mit der äußersten Anstrengung gelungen war, die nötige Summe zu schaffen, und daß sein Herr auf die Einkünfte des nächsten Jahres in vorhinein verzichten müsse. — —

Sapristi. — verwünschter guignon! — Dreizehnmal auf rouge zu setzen, — und eben so oft kommt noir heraus; — dann auf noir zu pointieren, — und nun beginnt die Serie rouge; es ist rein lächerlich! — Doch, da hilft weder Lachen noch Weinen. — Geschehen ist geschehen, und das Gescheideste war nun wohl, nach Hause zu fahren, — — und ein Jahr hindurch in den Holzschuhen des Landmanns einher zu klappern. —

Zu komisch eigentlich, diese Situation: nicht einmal ein paar lumpige Louis mehr in der Tasche, um die Hotelrechnung zu begleichen und ein Billet zu lösen! Die Bank übernimmt wohl diese Kleinigkeit mit Vergnügen, wenn ein Geschorener sie darum angeht, — aber der Baron de Granville wird doch nicht etwa

die Bank um dieses Almosen angehen! — Nein, Gott sei Dank, so tief war er noch lange nicht gesunken. — Da kam soeben Einer herangeschlendert, der ihm mit Vergnügen den kleinen Dienst erweisen würde: der Marquis de Rochepin hatte gestern zweimal das Maximum gewonnen. —

„Ein wahres Bild des Jammers!“ rief lachend der Herantretende, — „Du stierst ja vor Dich hin, als gingest Du mit Selbstmordgedanken um.“ — Er gab dem Brütenden einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter. — „Auf, Albert! Du beweinst doch nicht ernstlich Deine letzte Schlappe? Sieh mich: mit dem letzten Louis in der Tasche setzte ich mich an den grünen Tisch, und mit doppeltem Maximum verließ ich denselben.“ —

„Gaston, kannst Du die Gefälligkeit haben, mir auf ein paar Tage tausend Francs zu borgen?“ —

„Das Doppelte; — auch mehr steht Dir zu Diensten, Freund. — Also Du hast wieder Mut gefaßt? Das ist brav; man muß das Glück forcieren.“ —

„Du irrst; ich will einfach nach Hause reisen und mein Gut bewirtschaften.“

Der Marquis brach in helles Lachen aus: „Das nenne ich Charakter! Unbezahlbar! Ich sehe Dich im Geiste, wie Du in strohausgefütterten Holzpantoffeln hinter dem Pfluge einherschleichst, — dann, zu Mittag, Dein Gespann nach Hause lenkst und Dich an den Tisch zur dampfenden Zwiebelsuppe setzest. – Nachmittags geht es wieder an die Arbeit, — und Abends präsidierst Du die Tafelrunde in der Gesindestube, um die verschiedenen Berichte über Linsen, Hafer, Korn, Kartoffel, Milchkühe u. s. w. entgegenzunehmen!“

„Du hast leicht spotten. Wenn ich Dir aber nun sage, daß ich meine Einkünfte für das kommende Jahr am grünen Tisch gelassen!“ —

„Das Unglück! — Giebt es denn nicht Einkünfte für das zweite, dritte, fünfzigste, hundertste Jahr, für immer? — — Du bist in Deinen Ideen noch sehr jung, Freund. Man hat Dich dort, in dem verlorenen Winkel der Normandie in einer ganz sträflichen Weise versumpfen lassen! Wahrhaftig, Dein seliger Onkel scheint die Absicht gehegt zu haben, Dich zu einem echten Spießbürger heranzuziehen! — — Leute unseres Standes haben doch andere Pflichten; unser Wahlspruch soll lauten: Leben und leben lassen! — Wir sind sozusagen gebunden, unser Gold unter den Pöbel zu streuen, und streng genommen, ist nichts dabei verloren, denn der Baron de Granville oder der Marquis de Rochepin werden doch schließlich irgend einen alten Millionen-Fabrikanten finden, der mit beiden Händen zugreift, wenn wir ihm die Ehre erweisen, die Hand seiner Tochter zu verlangen. —

Du siehst, es ist mithin nicht das geringste Wagnis bei der Sache. — — — Wenn ich nicht irre, ist der filzige alte Menuisier, den ich im verflossenen Jahre während einer Schweizer Reise kennen lernte, in Deiner Nähe begütert. Er hat eine einzige Tochter, und, wie man sagt, ein Baarvermögen von fünf Millionen.“

„Danke bestens; mit dem Vermögen mag Alles in Ordnung sein, nicht aber so mit der Tochter; sie schielt, — ist bucklig, — und spricht in einer ganz entsetzlichen Weise den marseiller Jargon.“

„Na, wenn nicht diese, wird sich wohl eine Andere finden. — Uebrigens, ich will Dich durchaus nicht beeinflußen. Vielleicht thust Du besser, Deinen Vorsatz auszuführen, und auf den Feldern nachzusehen. — — Hier, die tausend Francs; oder brauchst Du mehr?“ — „Danke, — es genügt.“ — — —

Eine Woche später saß Albert noch immer in Monaco. Er hatte soeben ein Schreiben an den Verwalter beendet:

„Lieber Bonjean,

Ich brauche augenblicklich einen Betrag von 35,000 Francs, um eine dringende Spielschuld zu begleichen. — Fragen Sie Herrn Menuisier, ob er geneigt wäre, das Stück Wald, für welches er meinem Onkel zu wiederholten Malen 50,000 geboten hat, zu kaufen. Ich gäbe ihm die Parzelle im Notfalle um fünftausend billiger. —

de Granville.“ —

Die Antwort kam telegraphisch: Das Grundstück habe leider für Herrn Menuisier nicht mehr den besonderen Wert, wie damals; — doch wäre der Nachbar nicht abgeneigt, das ganze Gut zu erwerben, wenn der Baron nicht allzuhohe Bedingungen stelle. —

Wenige Minuten später ging die Drahtantwort zurück:

„Schließen Sie das Geschäft mit 700,000 Francs ab."

Hierauf die Rückantwort:

„Herr Menuisier bietet rund eine halbe Million." —

Albert überlegte eine volle Stunde hindurch. Dann ging er ins Telegraphenbureau. Seine Depesche war kurz, — sie lautete einfach:

„Angenommen." —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das war nun ein lustiges Leben gewesen! — Nachdem Albert der Spielhölle noch einen ansehnlichen Teil seines Kapitals geopfert hatte, war er nach Paris übersiedelt in der Absicht, dort mit dem Rest seines Vermögens ein Zinshaus zu erwerben; — man hatte ihn versichert, daß Häuser zehn bis zwölf Prozent abwürfen, — mithin eine vortreffliche Kapitalsanlage, — doch l'homme propose et Dieu dispose. — — Diesmal war es der kleine Liebesgott gewesen, der sich mit der Kombination nicht einverstanden erklärt hatte. — —

Sie war reizend gewesen, diese zierliche Kreolin, die mit ihm, Dank einem gütigen Zufall, dasselbe Coupé erster Klasse geteilt hatte! Anfangs spröde, — fast hochmütig, — dann plötzlich herausfordernd, — und nun, im Tunnel, ganz unerwartet energisch, als sich Albert erlaubt hatte, handgreiflich nach Dingen forschen zu wollen, auf die er füglich kein Eigentumsrecht zu beanspruchen gehabt. — Das rechte Ohr brannte ihn noch drei Stationen lang, — und er saß trotzig in seiner Ecke zurückgelehnt, entschlossen, seine schöne Coupé-Genossin mit stiller Verachtung zu behandeln, — — da — wechselte sie nachlässig ihre Stellung, indem sie ein Bein über das andere kreuzte, — und nun lugte ein schmales Füßchen, ein feiner Knöchel und ein entzückend gedrehtes Bein so berückend hervor, daß Alberts stolze Vorsätze alle zu Luft wurden. —

Der Baron besaß Geschmack; er wußte den Wert eines schönen Fußes samt dessen Verlängerung zu schätzen, somit verwandte er keinen Blick von dem Schauspiel, das ihm die Spröde gratis zum Besten gab. —

Der Mensch ist unersättlich, — warum sollte also gerade Albert eine Ausnahme machen? — Zwei Stationen hindurch hatte er so stierend gesessen, bis sich dieses meißelnswerte Objekt in seiner Pupille fast wie auf der präparierten Platte des Photographen fixiert hatte; — nun hätte er gern um ein Stückchen weiter sehen mögen, — aber — der Vorhang fiel, — die Stellung mochte ermüdend gewesen sein. — Doch die Schaustellung war hiemit nicht zu Ende; — jetzt kam auch das zweite Bein zu seinem Rechte, — und, — o Wonne, — diesmal in noch kühnerer Weise, als vorhin: — knapp bis zum Knie. — — — Hätte er wenigstens noch dieses Knie bewundern dürfen, — es mußte herrlich, — entzückend sein. — Er kam auf einen Einfall, der möglicherweise seine Sehnsucht befriedigen konnte. Wie in Gedanken spielte er mit einem silbernen Feuerzeug, das er aus der Tasche gezogen hatte; er ließ dasselbe von der flachen Hand emporschnellen, um darnach zu haschen, — und einmal griff er zu spät, — das Feuerzeug fiel zu Boden, gerade in die Nähe der Reisegefährtin. — Albert bückte sich rasch darnach, — und nun waren seine Erwartungen erfüllt: er sah — und bewunderte. — — — Sollte er's wagen? — Eine Sekunde, — nicht mehr, war erforderlich, um seine Lippen auf dieses nervös, — wie erwartungsvoll zuckende Bein zu drücken, — — aber wenn es dann wieder eine Ohrfeige absetzte! — — Noch während er überlegte, fiel der Vorhang; — das Stück war definitiv zu Ende. — Ein spöttischer Zug umzitterte die küssigen Lippen der Schönen; — sie hatte offenbar erraten, was alles im Inneren ihres Reisegefährten vorgegangen war . . . . .

Der Zug fuhr im Bahnhof von Paris ein. — Der Kondukteur öffnete den Schlag, und nun präsentierte sich ein Diener in Livré, welcher das Handgepäck der Reisenden in Empfang nahm. — Ohne Albert nur mehr eines Blickes zu würdigen, verließ sie den Wagen. So leichten Kaufs wollte dieser jedoch die Sache nicht aufgeben. — Vorderhand war freilich absolut nichts zu machen, — aber er mußte wenigstens wissen, wessen Hand es gewesen, die seine Wange in sehr unsanfter Art berührt hatte. —

Sein Fiaker war ein verständiger Bursche, der es zu würdigen wußte, wenn man ihm ein Zwanzigfrankenstück Trinkgeld versprach. — und so jagte er denn gewissenhaft hinter dem Wagen her, keinen Augenblick den schimmernden Glanzlederhut aus den Augen verlierend, den der neben dem Kutscher sitzende Diener trug.

Albert hatte alles erfahren, was er gewollt: Madame de Préaux war die Gattin eines alten Staatsrats, der bis zu seinem fünfundsechzigsten Jahre den unwiderstehlichen Hagestolz gespielt hatte, um schließlich den ewigen Bund mit einer zweiundzwanzigjährigen Kreolin einzugehen. —

Monsieur lebte von seinen Renten, die ungefähr 16,000 Francs betrugen und von welchen Madame ein Viertel als Nadelgeld bezog, — verwünscht wenig für Jemanden, der sich wie Madame de Préaux kleidete und chaussierte! — — —

Der Baron war in seiner Art ein Charakter; wenn er sich Etwas in den Kopf setzte, so war er bereit, mit diesem wohlfrisierten Kopf die nächstbeste Wand einzurennen, — so auch im gegenwärtigen Falle. — Der Zufall hatte dabei ein wenig mitgeholfen; ein gemeinschaftlicher Freund war es gewesen, der die Vorstellung übernommen, und nun, da Madame de Préaux wußte, mit wem sie zu thun hatte, nahm sie den jungen Mann herablassend, fast gütig auf; — auch besaß sie Takt genug, das kleine Abenteuer im Waggon als nicht vorgefallen zu betrachten. —

Die ersten Wochen flogen in unschuldigen Besuchen dahin, die Albert allsonntäglich abstattete; — dann hielt er es für angemessen, zweimal wöchentlich zu erscheinen, — hierauf dreimal, — endlich alle Tage, und so brachte es denn endlich auch die Zeit und Geduld mit sich, daß der Baron zu Stunden vorgelassen wurde, zu welchen man sonst Besuche abweist, — daß er in gewissen intimen Fragen zu Rate gezogen wurde, — daß er das Vergnügen hatte, einem frechen, drängenden Schneider eine paar elende Tausendfrancsbillet an den Kopf zu werfen, — und daß er „mon ami" genannt wurde. —

Da Albert einen anerkannt guten Geschmack besaß, war es natürlich, daß Madame de Préaux, — oder Sidonie, wie sie jetzt für den „ami" kurzweg hieß, sich in Toilettefragen seinen Beistand erbat. — Die logische Folge war, daß Albert zu den Kleiderproben zugezogen wurde, — daß man ihm die neuesten Chaussuren zur Beurteilung vorlegte, — und da sich nur gewissenhaft beurteilen läßt, wenn der Schuh am Fuße sitzt, so wäre es eine lächerliche Ziererei gewesen, wenn man dieses schöne Füßchen hätte verbergen wollen. Er durfte es sehen und bewundern; — er erhielt die Erlaubniß, die Spange zuzuknöpfen, — und da der Strumpf nicht ganz straff saß, so glaubte er sich berechtigt, — sogar verpflichtet, — diesem Mangel eigenhändig abzuhelfen. — — Ein wahrhaft göttliches Bein! Diesmal durfte er den Kuß wagen, ohne eine allzu unsanfte Züchtigung befürchten zu müssen, — — und — — sonderbar, — diese sinnberückende Mailust hatte Sidoniens Kopf schwindeln gemacht; — — — als sie aus ihrer Betäubung erwachte, sah sie zu ihrem Schrecken, daß Albert an ihr vollständige Kammerjungferdienste versehen hatte! — Sie bat, — flehte — — und weinte. —

Wie war sie bezaubernd schön, als sie, ob ihrer Unverhülltheit, schamrot auf dem Ruhebett lag, während sich die Brust in erregtem Keuchen hob und senkte! — Ein Modell, — vollkommen, wie es die Künstler nur selten zu sehen bekommen. So flüsterte ihr Albert ins Ohr, — und nun lächelte sie unter Thränen und murmelte bebend: „Wirklich? — — Ich gefalle Dir so?" — — — —

Großer Gott, — wie sie ihm gefiel! — — Zwei, — vier, — sechs Monate,

— ein Jahr hindurch wurde er nicht müde, diese göttliche Gestalt, — diese lebende, atmende Venus mit den Augen zu verschlingen, und dem Staatsrat nach besten Kräften sein Eigentum streitig zu machen. — — Dann aber sollte es plötzlich anders kommen: Eines Morgens, als er endlich doch das von Tag zu Tag hinausgeschobene Geschäft des Bilanzziehens vornahm, um den Bestand seines Vermögens zu untersuchen, machte er eine unliebsame Entdeckung: das ansehnliche Kapital, mit dem er Monaco verlassen, war auf ein Minimum zusammen geschmolzen! —

Daran war einzig und allein Sidoniens schönes Bein schuld gewesen, — beim Himmel, ein schönes, — aber ein kostspieliges Bein! — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Mein Freund!

Verwandtschaftliche Pflichten rufen mich in die Provinz. — — Unser Glückstraum war schön, — aber, wie alle Träume, kurz gewesen, — — doch was machen? Gegen das Schicksal ist alles Kämpfen vergebens; — ich muß dem Rufe folgen und ans Krankenbett meiner gelähmten Tante eilen. — Wie lange ich das Amt der barmherzigen Schwester werde versehen müssen, weiß ich nicht, — ich fürchte sehr lange. — Aus diesem Grunde gebe ich Dir Deine volle Freiheit zurück, — ja, ich sage Dir nicht einmal auf Wiedersehen. — Sidonie."

Diesen Brief hatte Albert aus den Händen des Dieners empfangen, wenige Tage nach dem tête-à-tête, in welchem er der Geliebten mitgeteilt, daß er ruiniert sei.

Er drehte nun schmunzelnd das Billet zwischen den Fingern. Es war ein bitteres Schmunzeln, — eher ein weinerliches Verzerren des Gesichtes, — und wahrlich, — hätte er sich nicht vor sich selbst geschämt, — er wäre in Thränen ausgebrochen. — Nahe an die viermalhunderttausend Francs hatte er auf den Altar der Venus gelegt, — und jetzt, — nachdem fast alles in Weihrauch aufgegangen, mußte er sehen, wie man ihm die Thüre zum Tempel vor der Nase zuschlug! — — Die Geschichte von der gelähmten Tante war zweifelsohne erfunden. — — — Kränkend, — sehr kränkend; — — wozu ist man ein beau garçon, wenn man doch nur des schnöden Geldes halber geliebt wird! —

Das Betragen Sidoniens war ein häßliches, ein undankbares, — ein elendes gewesen. — Wenn ihm jetzt irgend eine gütige Fee wieder ein Vermögen in die Hand gelegt hätte, — wie würde er der Lieblosen eine Lehre gegeben haben! — Welche Genugthuung, mit einer vollgepfropften Brieftasche vor sie hinzutreten, — ihren habgierigen Augen einen kurzen Einblick zu gestatten, — und ihr dann verächtlich zu sagen: „Madame, mit dieser Summe will ich mir eine andere Maitresse kaufen, denn ich bin Ihrer überdrüssig!" — — —

Ja, — aber solche hilfsbereite Feen gibt es nur in den Märchen, — nicht in Wirklichkeit, — und doch, — — zufällig glitt sein Blick über das Zeitungsblatt, das vor ihm auf dem Tische lag, und da sprang ihm der großgedruckte Name seiner einstigen Besitzung in die Augen. Es war ein Bericht über die letzte Lokalausstellung, bei welcher die prachtvollen Stiere ihrem Eigentümer, Herrn Menuisier, die goldene Medaille eingetragen hatten. — —

Diese Notiz gab ihm zu denken. — Menuisier! — — Zwar ein Proletarier, — aber mehrfacher Millionär, — und — — Vater einer einzigen Tochter! — — — — — Albert fühlte sich ungefähr wie damals, in Monaco, als er nach beglichener Hotelrechnung den Rest der erborgten tausend Francs zählte, und überlegte, ob er diesen Rest auf rouge oder auf noir setzen, — oder ob er nach Hause eilen und sein Erbe bewirtschaften solle. — Auch jetzt zählte er mechanisch die Summe, die ihm noch verblieb, — aber, wozu? — Es gab ja hier keine Bank, in der er sie hätte wagen können, — und somit beschloß er, Herrn Menuisier einen freundschaftlichen Besuch abzustatten. —

Schon im vorigen Jahrhundert war das in Frankreich für herabgekommene Taugenichtse ein bequemer Ausweg gewesen. — Sie hatten dafür sogar eine witzig

sein sollende Phrase ersonnen: wenn es irgend einem Chevalier, Vicomte, Marquis 2c. gelungen war, ihre adelige Person an einen reichen Emporkömmling zu verschachern, indem sie sich herabließen, der Tochter die Hand zu reichen, so nannten sie das: „fumer leur terre“, — „ihr Grundstück düngen“. — Auch Albert wollte den Versuch machen, und Herrn Menuisier die Ehre anbieten, sich Schwiegervater des letzten de Granville nennen zu dürfen . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Diner war tadellos gewesen; — merkwürdig, daß Leute aus dem Volke so gut aßen! . . . . .

Man konnte Papa Menuisier füglich einen recht jovialen Burschen nennen. — Freilich war es geradezu ekelhaft, wenn er hie und da die mühsam angelernten Manieren abstreifte, — einzelne Worte mit echtem Marseiller Accent hervorstieß, — sich den Mund mit Wein ausspülte, den er dann geräuschvoll — hinabschluckte, — und die Zähne mit der Gabel stocherte, — — aber was vergißt und vergibt man nicht alles in Hinblick auf Millionen! — Selbst ein Düngerhaufen, wenn mit Goldstücken belegt, mag ganz appetitlich aussehen. —

Aber Mademoiselle Marie, — sie war so übel nicht. — Keinesfalls durfte man sie bucklig nennen; im schlimmsten Falle konnte man zugestehen, daß sie die Schultern hoch trug, — und was die Plattheit der Brust betraf, — nun, da gab es noch plattere. — Gestalten à la Sidonie fand man überhaupt nicht an der nächstbesten Straßenecke. —

Aber Mademoiselle schielte, — das war nicht zu leugnen; — doch immerhin nur mit dem rechten Auge; linksseitig, im Profil betrachtet, konnte man den Kopf eher hübsch nennen. — — —

Au, — — — jetzt hatte sie eine Frage des Vaters in ihrem heimatlichen Accent beantwortet! — Das war bitter gewesen; — das hatte den Baron beleidigt, — empört, — ja, so heftig geärgert, daß er sich im vorhinein vornahm, — Mademoiselle zwar zu ehelichen, — aber Trost und Vergessen bei Sidonie zuzuchen . . .

Wahrhaftig? — Abgeblitzt? — — — Abgeblitzt! — — — „Mein lieber Baron,“ — war Herrn Menuisiers Antwort gewesen, (wie ihm dabei die grobe, fette Hand impertinend vertraulich auf der Schulter umhergetappt hatte, — und auch dieses plötzliche ungenierte „mein lieber Baron“ statt des bisherigen „Monsieur le Baron!“) — „es gereicht mir zwar zum Vergnügen“ — (warum nicht zur hohen Ehre?) — „daß meine Tochter in Ihren Augen Gefallen gefunden hat, — aber Sie werden es mir hoffentlich nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen aufrichtig sage, daß ich Ihnen das Mädchen nicht zur Frau geben kann. — Mein seliger Vater, — er war Lastträger, pflegte zu sagen: Man soll die Bauernpfote nicht in einen Handschuh zwängen wollen! — Sehen Sie sich einmal meine Pfote an; — wollte ich sie in Ihren Handschuh stecken, so wären zwei Eventualitäten möglich: entweder meine Hand würde sich höchst unbehaglich fühlen, — und das wäre lästig für mich, — oder der Handschuh würde platzen, — und das wäre unangenehm für Sie. — — Deshalb ist's mir lieber, wir lassen die Sachen beim Alten.“ — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Diese verschiedenen kleinen Widerwärtigkeiten hatten Albert europamüde gemacht. — Von der Maitresse verabschiedet, — von einem ungebildeten Parvenü abgewiesen, — und von der Ungunst des Schicksals um sein Vermögen gebracht, — das war doch genug, um ihm dieses schlechte, wankende, unsolide Europa verhaßt zu machen. —

Seit mehreren Tagen saß er in der Stadtbibliothek und wühlte in den verschiedensten Reisewerken: Amerika, — Australien, — Afrika, — Asien, — — die Auswahl war reichlich genug, — und dennoch konnte er sich nicht recht entschließen. —

Wenn er einfach Militärdienst nähme und sich nach Afrika transferieren ließe? — Oder, wie wäre es in der päpstlichen Armee? — Dort mußte man ihn mit offenen Armen empfangen. — — Auch die Türkei war immer bereit, Ausländern

vorteilhafte Stellen zu gewähren; — — — Teufel, — das ist eine Idee mit der Türkei! — So ein hübsches, einträgliches Paschalik, — unumschränkter Herr über einen ganzen Distrikt; — ein echt feudales Leben. — Und dann noch der nette, assortierte Harem, — sapristi, — das Wasser lief dem Edelmann im Munde zusammen! — — Er ließ die verschiedenen Bände dort, wo sie lagen, — und eilte davon. — Der Kommandant Poivrier hatte Jahre hindurch den Orient bereist, — der Kommandant war sein Freund, — er konnte ihm in jeder Beziehung die gewünschten Auskünfte und Rat erteilen. —

Zwei Wochen lang tanzte das Fahrzeug, auf welchem Albert Ueberfahrt genommen, auf den Wellen des mittelländischen Meeres. — Für morgen hatte der Kapitän die Durchschiffung des Bosporus versprochen. — In vier oder fünf Tagen konnte man in Trapezunt sein, — (diese verwünschten Segelboote gehen so langsam) — und von dort war es möglich, mittelst Barke in einer Woche den Hafen von Poti zu erreichen. —

Der Baron hatte nach der Unterredung mit dem Kommandanten Poivrier seine Pläne ein wenig geändert: Nicht in der Türkei, sondern in Persien wollte er Dienste suchen, — denn diese verwünschten Engländer, Polen und Ungarn waren ihm in seinen Kombinationen zuvorgekommen: alle guten Plätze hatte die Pforte bereits an Jene vergeben, während den neuesten Nachrichten zufolge, Persien sich augenblicklich auch gewaltig zu regen begann, und Fremde, die dort Karriere suchten, mit lautem Jubel empfing. — Der Würfel war mithin für's Land der Arsaciden und Sassaniden oder wie Albert lächelnd sagte, — fürs Land der „Assassins" gefallen. — Auch dort gab es Paschaliks, — die man Khanate nannte, — Unabhängigkeit, — und — — Harems! — — — —

Albert hatte die Route über Tiflis und über das kaspische Meer gewählt. — Nach ziemlich beschwerlicher Reise auf der Heerstraße, (die Eisenbahn war erst auf dem Papier fertig) — war er in der kaukasischen Hauptstadt angelangt. — Gewichtige Empfehlungen an das Konsulat seines Landes waren ihm vorangegangen, so daß er alles zu gastlicher Aufnahme bereit fand. —

Eine charmante Stadt, Tiflis! — Zu jener Epoche gerade im Zustande des Abhäutens begriffen, — hatte sie die streng orientalische Hülle teilweise abzustreifen begonnen, — so daß es dem Europäer doch wenigstens in gewisser Beziehung nicht am altgewöhnten heimischen Komfort fehlte. —

Der Repräsentant Frankreichs, ein alter gentilhomme, der auch früher in glänzenderen Verhältnissen gelebt, bis er, nach glücklich erreichtem Ruin, durch die Protektion mächtiger Freunde diesen Ruheposten erhalten hatte, war über den Besuch des jungen Standesgenossen entzückt. — Wenigstens hatte er nun passende Gesellschaft, denn die Zeit vergeht verteufelt langsam, wenn man nichts zu thun hat, — und außerdem sollte er da einen Tischgenossen finden, der die gute Küche zu würdigen wußte, welche der Vicomte de Chapelain als echter Sohn seines Landes führen zu müssen glaubte. Mehrere Wochen vergingen, ohne daß Albert an eine Weiterreise dachte, — ja, — es war sogar jetzt ein Moment gekommen, wo er in seinen Projekten ein wenig schwankend wurde. — Das Land gefiel ihm, — und nach der Versicherung seines Gastgebers lebte sich's hier ganz herrlich in den Tag hinein. — Der Vicomte war einer jener abgelebten beaux, welche sich der Illusion hingeben, das Herzenbrechen als Monopol zu besitzen. — Sobald ihm ein junges Mädchen ein freundliches Lächeln zeigte, so unterlag es keinem Zweifel, daß die arme Kleine in den alten Nußknacker sterblich verliebt war, — und daß er nur zustimmend zu nicken brauchte, um die Liebesaffaire in Gang zu bringen. —

Die Georgierinnen verstehen es, reizend und herzgewinnend zu lächeln, — und da der gezierte alte Tropf belächelnswert war, so zeigten ihm die jungen Frauen und Mädchen ohne viele Umstände ihre schönen weißen Zähne, — ergo lagen sämt-

liche Damen von Tiflis zu Füßen des unwiderstehlichen Sechzigers. — Dessen konnte Albert versichert sein; — doch der Vicomte war bon enfant, — er versprach seinem jungen Landsmanne feierlich, zu seinen Gunsten auf Einzelne der Landesschönheiten Verzicht zu leisten. —

Das war jedoch nicht der Hauptfaktor, welcher Albert in seinen ursprünglichen Entschlüssen wankend zu machen begann, sondern es hatte sich ihm eine Aussicht eröffnet, binnen kurzer Zeit ein Vermögen zu erwerben. — Das war einfach so gekommen: Der Vicomte hatte eines Tags in einem Anfall von guter Laune und besonderer Herablassung ein paar Mitglieder der französischen Kolonie zu Tisch geladen, — natürlich nur solche Mitglieder, welche, Dank ihrer wohlgefüllten Kassen, in der Stadt eine gewisse Rolle spielten. — Das Gespräch war unter anderem auf Geschäfte und Unternehmungen gekommen, — und da hatte Einer der Herren, Monsieur Favel, die Bemerkung fallen lassen, daß eben jetzt für einen unternehmenden, energischen jungen Mann eine Gelegenheit, wie keine zweite sich biete, sein Glück zu machen: In Amerika begann es zu gähren, und in Folge dieser Gährung stockten die Geschäfte. Wenn nun hier Jemand den Versuch machte, den Sklavenhändlern dort drüben den Rang abzulaufen, so könne er in kurzer Frist durch den Baumwollbau zum reichen Manne werden. — — Der Hausherr hatte das allzu ernst zu werden drohende Gespräch mit einem seiner gewohnten Scherze unterbrochen, und einen kleinen Liebeshandel, — natürlich Selbsterlebtes, — zum Besten gegeben, in den eine der ersten Damen der Stadt, — die sogar zu nennen er die Geschmacklosigkeit beging, — die Hauptrolle spielte. —

Alles lachte und gratulierte ironisch dem modernen Don Quixotte zu seinem Glück; — auch Albert stimmte in den Ton ein, ohne jedoch die Worte zu vergessen, welche Monsieur Favel vorhin gesprochen hatte. —

Die Sache gab ihm einige Tage hindurch zu denken. — Endlich, eines Morgens, begab er sich in die Fabrik seines Landsmannes: „Monsieur Favel, ich komme in einer Geschäftsfrage zu Ihnen: Wie und wo könnte man das Unternehmen in Gang bringen, welches Sie unlängst während unseres Diners erwähnt haben; ich meine die Baumwollangelegenheit." —

„Lieber Himmel, Herr Baron, — überall im Kaukasus, wenn Sie wollen; — doch am geeignetsten scheint mir dazu die am schwarzen Meer liegende Provinz Mingrelien, denn dort haben Sie den Vorteil, alle Transportkosten bis zur Küste auf ein Minimum zu reduzieren." —

„Aber es gehört vielleicht ein starkes Kapital dazu, um die Sache zu organisieren?"

„Stark? — Nein. — Ich würde Ihnen sogar raten, im ersten Jahre nicht zu viel dareinzusetzen, — denn jede Lehrzeit kostet mehr oder weniger Geld, — und ich vermute, daß Sie sich bisher nur wenig mit Geschäften abgegeben haben." —

„Sagen Sie lieber, gar nicht. — Aber ich wäre nicht abgeneigt, den Versuch zu machen. — Glauben Sie also, daß etwa eine Summe von zehntausend Francs genügen dürfte?" —

„Mehr als genügen! — Für den Anfang wäre die Hälfte hinreichend, — denn nach meiner Idee müßten Sie die Sache ungefähr in folgender Weise in Gang bringen: Sie pachten von einem oder mehreren größeren Besitzern Grundstücke, — der Boden ist um ein Spottgeld zu haben, — und diese Grundstücke lassen Sie an die Bauern ab, gegen die Verpflichtung, daß man Ihnen die Hälfte der Ernte abliefere. — Auf diese Art laufen Sie nicht die geringste Gefahr. Sie können ruhig die Hände in den Schooß legen, bis die Erntezeit kommt; dann heißt es freilich überwachen, um nicht bestohlen zu werden. —

Hierauf kaufen Sie den Bauern die andere Hälfte zu billigen Preisen ab, — es ist dies eine Art Monopol, das Sie sich dadurch vorbehalten, — und schließlich versenden Sie Ihre Waare nach Europa, — oder wenn Sie an meine Kasse klopfen wollen, so steht Ihnen dieselbe offen, denn ich kann nie genug Material für meine Fabrik bekommen. — Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich das brillante Geschäft nicht selbst in Angriff nehme, — aber dazu habe ich gute Gründe: Ich

bin alt, — kinder- und verwandtenlos, — und mein hiesiges Unternehmen giebt mir vollauf zu thun." — — — —

Albert dankte dem uneigennützigen Landsmann und ging. —

— —

Nach vierzehn Monaten hatte der Baron sein Kapital von zehntausend Francs vervierfacht! — — — Guter Gott, wenn das so fortging, so konnte er ja in drei Jahren als gemachter Mann heimkehren! — — —

Das Glück wollte es so. Noch bevor jene Frist abgelaufen, saß Albert wieder in Paris. —

„On revient toujours à ses premières amours", heißt es im Sprichwort. Kein Wunder also, daß Albert Sidonie gesucht, und — gefunden hatte. —

Sie war womöglich noch schöner und reizender geworden, — und da Monsieur de Préaux in diesen drei Jahren durchaus nicht an Kräften zugenommen, so hatte es nicht viel Ueberredungskunst von seiten Alberts bedurft, um die liebeseufzende Frau ganz und gar zu gewinnen. — — — Während der alte Herr in der oberen Etage saß und seiner neuesten Passion, dem Ordnen einer Schmetterlingsammlung, fröhnte, koste das Pärchen unten, im kleinen Parterre-Salon, — auch zwei Schmetterlinge, — aber nicht tot und gespießt, — nein, — — voller Leben, — Lust — und Liebe! — — — —

Liebe! — Sonderbar; — Sidonie fühlte plötzlich Etwas in sich, das dem von Poeten so oft besungenen und beschriebenen Zustande auf ein Haar glich. — Während ihres ersten Verhältnisses mit Albert waren es nur die Sinne, und — warum sollte sie sichs nicht ehrlich gestehen, — die Bewunderung für das blanke Gold gewesen, welche sie vorübergehend an den jungen Mann gefesselt hatten; — jetzt aber war das wie auf einen Schlag anders geworden. — — — Wohl rollte ihr südländisches, heißes Blut noch immer fieberhaft durch die Adern und ließ die Leidenschaft nicht zur Ruhe kommen, — aber das Herz wollte bei der Sache auch ein Wort mitsprechen. Wenn sie in den Armen des Geliebten lag, so war es nicht allein der Kitzel der Sinne, der sie beherrschte, — nein, sie liebte ihn wirklich aufrichtig, — zum Rasendwerden! — — —

Albert hatte ihre dringenden Schulden bezahlt: — es war gegen ihren Willen geschehen, — und um ihm zu beweisen, daß sie sich ihm nicht um des Geldes willen hingab, schränkte sie ihre Ausgaben so ein, daß ihr Nadelgeld ausreichte. — Mit Geschenken durfte er ihr nicht mehr kommen, — höchstens ein Bouquet, — eine seltene Blume, — das war alles, was sie aus seiner Hand nehmen wollte. — Also hatte es das Geschick gewollt, daß Albert sich ganz unerwartet um seiner selbst willen geliebt sah! — — Jetzt hatte er doch seine Wünsche erreicht. — Freilich wohl, — doch, — er hatte sich das anders vorgestellt: mit seiner Freiheit war es vorderhand so gut wie vorbei; Sidonie wollte ihn ohne Unterlaß bei sich haben; sie schmollte, wenn er irgend eine Einladung zum Diner annahm, — wenn er einem Freunde Rendez-vous im Theater gab, — wenn er abends seinen Cercle besuchte. — — nur für sie, — — und in ihr sollte er leben und atmen! — — Das war etwas viel verlangt; — das begann nach und nach lästig zu werden. — Es hieß nun allerlei kleine Finten anwenden, Ausflüchte erfinden, — Notlügen ersinnen, um einen Teil wenigstens der vierundzwanzig Stunden für sich zu erobern. —

Allmählich fühlte Albert, daß ihm sein Verhältnis eine corvée, — eine — — „scie" wurde, — und schließlich dachte er allen Ernstes daran, seine Fessel zu lösen. —

Er hatte eine allerliebste Schauspielerin kennen gelernt, — einen lustigen Kameraden, — der die kleinen Soupers nicht mit faden Liebesseufzern zu überzuckern suchte, sondern dieselben mit pikanten, geistvollen, witzigen Einfällen zu würzen verstand. — Ein prächtiges Geschöpf, diese kleine Fanchon, — voller Verve und Humor! Sie konnte ausgelassen, bis nahe zum — Unerlaubten werden, — doch das war eben pikant, — das war chic, — modern, — und Albert sehnte sich

nach diesen zwanglosen Abenden, wie der Schuljunge nach dem Ende der Klassenstunde. — — — —

Der Sommer war gekommen und mit ihm die Periode, wo Alles, was die erforderlichen Mittel besaß, Paris floh. —

Monsieur de Préaux, dessen Häuschen in der Vorstadt inmitten von Gärten lag, hatte keinen Grund, sich noch die Extraauslage einer Sommerfrische zu machen, obwohl Madame zu wiederholten Malen deutliche Anspielungen gemacht hatte. — Der Gatte wollte nichts von Ortsveränderung und Luftwechsel hören, — und Sidonie mußte schließlich ihre Seebadträume aufgeben. —

Für Albert jedoch bot sich nun eine günstige Gelegenheit, die Fessel, wenn auch nicht zu zerreißen, — so doch ein wenig zu lockern. Seit seinem dreijährigen Aufenthalt im mingrelischen Tieflande litt er, wie er versicherte, — an den Folgen des dort fast unvermeidlichen Wechselfiebers: die Aerzte hatten ihn für anämisch erklärt, — es war somit geboten, die Hitze der Stadt zu fliehen und Kräftigung in einem Seebad zu suchen. — Der Geliebten war es fast eine Beruhigung, daß sich ihr ami entschloß, seinen Sommer an irgend einer vergessenen Küste der Bretagne zuzubringen. — Dort war keine Gefahr, daß man ihr Albert abspenstig machte, — es sei denn, daß er die Geschmacklosigkeit beging, sich in eines der Fischerweiber zu verlieben, — bah, — das durfte er sogar, — eine Liebe für zehn Minuten! — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mademoiselle hatte die Wahl gehabt zwischen dem ersten Sekretär der türkischen Botschaft, Achmed Effendi, und dem großmütigen Lebemann Baron de Granville. —

Ersterer hatte ihr einen langbewunderten Diamantschmuck geboten, — letzterer, ein nettes kleines Landhaus in Saint-Cloud. —

Fräulein Fanchon war ein praktisches Mädchen. — Sie wußte aus Erfahrung, daß der Diamantschmuck in kürzester Zeit den Weg aller Geschmeide, — ins Versatzamt wandern würde, — während der Besitz einer Villa der Eigentümerin immer einen gewissen Fond, — eine Garantie der Solidität und Rangirtheit gab. — Auch gewährte ein schmuckes Landhäuschen den Vorteil, daß sich meist der Spender darin gefiel, dortselbst sein Absteigequartier zu nehmen, und sich wiederholt umzusehen, ob das Kästchen, das er geschenkt, auch gewürdigt und in Ordnung gehalten werde, — oder um deutlicher zu sprechen: — sie konnte hoffen, daß der Baron zeitweise ihr Nest mit ihr teilen, — und pflichtgemäß dem Weibchen die nötige Atzung bringen werde. —

Besonders als Albert eines Abends erklärte, daß er entzückt wäre, wenn sie ihm über den Sommer Gastfreundschaft gewähren wolle, — gab es keine Sekunde mehr zu überlegen; — es verstand sich doch von selbst, daß er hiemit die Pflichten des Unterhaltes zu übernehmen bereit war. — — — — — — — — — — — —

Arme Sidonie! Wie bittere Tränen weinte sie, als sich nun Albert nach längerem Ansherzpressen ihren Armen entwand, und mit Sack und Pack den Fiaker bestieg! — „Vergiß mich nicht!“ hatte sie ihm schmerzlich nachgeflüstert, — und: „In zwei Monaten sehen wir uns wieder!“ — war seine tröstende Antwort gewesen. Man war übereingekommen, sich nicht zu schreiben. — Diese leblosen Worte auf dem steifen Papier, — sie vermochten ja doch nicht die Trennung zu erleichtern, — auch hätte ein Briefwechsel leicht für Sidonie kompromittierend werden können, denn dieser Monsieur de Préaux, — so unschuldig und ahnungslos er auch im gewöhnlichen Leben war, — auf alles Geschriebene, sei es eine alte Urkunde, — ein Pergamentmanuskript, — oder auch ein Brief fiel er wie ein wahrer Raubvogel her; — es hieß also in dieser Sache vorsichtig und klug sein; — lieber seufzen und sehnen, als durch irgend eine fatale Nachlässigkeit eine Katastrophe herbeiführen. — — — Der Wagen rollte davon; nach Sidoniens fester Ueberzeugung, — zum Bahnhof, — — in Wirklichkeit jedoch gemächlich und still nach — Saint-Cloud! — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Gott, mein bester Joseph, bist Du langweilig mit Deinen Schmetterlingen!

— Es ist ja eine förmliche Mordlust, — eine Verfolgungswut in Dich hineingefahren!" —

Monsieur de Préaux war gerade im Begriff, einen frischgefangenen Admiral auf den Spieß zu stecken, und sodann seinen mit reicher Beute besäeten Hut mit dem neuen Exemplar zu bespicken: — „Aber liebes Kind, ich begreife nicht, wie man für die Wissenschaft so wenig Interesse fühlen kann; und wenn schon nicht Interesse, so solltest Du doch Etwas wie Stolz empfinden: Hast Du nicht die Notiz gelesen, welche ich Dir gestern vorlegte und in der lobend hervorgehoben wird, daß ich eine der vollständigsten Sammlungen besitze?" —

„Eine Sammlung von seltenem Porzellan oder chinesischen Bibelots wäre mir lieber," — bemerkte Sidonie achselzuckend. — „Kommen wir nicht bald in das von Dir so sehr gerühmte Gasthaus? — Ich bin müde, — hungrig — und durstig." —

„Noch zehn Minuten Geduld und wir sind an Ort und Stelle." — — Das Ausflüglerpaar wanderte eine Strecke weiter und gelangte in eine schattige Allee, welche eine hübsche Promenade zwischen zwei Reihen stattlicher Villen bildete. — „Du bist müde und erhitzt, meine Liebe, — vielleicht willst Du Dich auf jener Bank ein wenig ausruhen." — Man war in die Nähe eines Ruhesitzes gekommen, welcher knapp vor einem der eisernen Gartengitter angebracht war. — Sidonie ließ sich erschöpft nieder. — „Nun, von Deinem Saint-Cloud habe ich genug," — sagte sie verdrießlich — „Wenn Du das „Land" nennst, so können wir uns füglich auch in Paris der Illusion hingeben, auf dem Lande zu leben." —

„Spürst Du denn gar nichts von der reinen, frischen Luft? — Das ist doch im Vergleich zu unserem Pariser Dunst eine wahre Gebirgsatmosphäre." —

„Ich spüre nicht das Geringste davon. — Unausstehliche Hitze ja, — nachdem Du mich nun seit zwei vollen Stunden in der Sonnenglut hinter Dir dreintraben ließest, während Du wie besessen diesen langweiligen Schmetterlingen nachhüpftest! Nein, — das war meine erste und letzte Landpartie. — In ein Seebad, wenn Du" —

„Ich bitte Dich, lassen wir dieses ewige Seebad, es ist" — — im Garten hinter der Sitzenden wurden nun plötzlich Stimmen vernehmbar. — Lachend und schäkernd schien sich dort ein Pärchen hinter dem dichten Gebüsch zu ergehen. —

„Oh, Paris!" — summte eine helle Sopranstimme. —

„gai séjour," — setzte der Tenor ein. —

„de plaisi — ir et d'ivres — se"; wieder die Mädchenstimme. —

Monsieur de Préaux hob schmunzelnd den Kopf: „Ein glückliches Paar!" —

„Hübsch unser kleines Paradies, — unsere Oase, nicht wahr, mignonne?" — frug der unbekannte Glückliche. —

„Reizend, mein Albert! — — — Küsse mich." —

„Ich fürchte, wir sind indiskret," — flüsterte Monsieur de Préaux — „Es ist angezeigt, zu" — Sidonie legte Schweigen gebietend den Finger an die Lippen. Dunkle Glut hatte sich über ihre Wangen ergossen; – die Brust hob sich in krampfhaftem Atmen. —

„Ach, wie bald wird unsere kleine Idylle ein Ende haben!" klagte der Schäfer hinterm Buschwerk. —

„Warum ein Ende?" —

„Nun, der Sommer dauert nicht ewig, — und ich habe nur zwei Monate Urlaub." —

„Also bist Du im Dienst? — das ist mir neu." —

„Im Dienst, — hm, — wie man's nimmt: ich bin Ordonnanz im Amazonen-Regiment, — und auf zwei Monate beurlaubt. — — — Der Dienst ist verteufelt schwer, — ich versichere Dir's, meine kleine Fanchon; — der Oberst, — oder vielmehr, die Oberstin ganz unglaublich anspruchsvoll und von einer nervenangreifenden Akkuratesse. Dafür habe ich ihr aber auch einen lustigen Streich gespielt: Mein Urlaubspaß lautet ungefähr: „Die Ordonnanz Granville ist auf zwei Monate nach Quimperlé beurlaubt, um sich von einer bedenklichen Anämie zu erholen." —

Fanchon brach in helles Gelächter aus: „Quimperlé!" —

„Ein hübscher Name, nicht wahr? — Ja, Quimperlé soll ein prächtiger Ort sein; — man lebt dort von Schnaps, Sardinen, Schwarzbrod und Seeluft. — Auch hat man hie und da Gelegenheit, ästhetische Studien an den massiven Beinen der Fischweiber zu machen. — Nicht so dumm, die kleine Ordonnanz: sie sitzt ruhig und vergnügt in Saint-Cloud, — läßt die Oberstin — Oberstin und Quimperlé — Quimperlé sein; — hahaha!" —

„Hahaha," sekundierte Fanchon, — und nun klatschte ein schallender Kuß herüber. —

Sidonie hatte sich von ihrer Bank erhoben: „Du hast recht gehabt, Joseph, — — wir stören" — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen stand der Baron de Granville unwirsch am Gartengitter; er hatte soeben ein an ihn adressiertes Couvert geöffnet, das der Postbote gebracht. — Er wußte an der Aufschrift woher das Briefchen kam; — und der Inhalt? — Ganz kurz; nur ein einziges Wort: „Lügner!" —

Ein Zeitungsjunge rannte schreiend vorbei; als er Albert am Gitter bemerkte, hielt er in seinem Lauf inne: „Monsieur, — kaufen Sie: — sehr interessant; — Extraabzug: „Ein Selbstmord in der Gesellschaft!" —

Der Baron nahm das Blatt in Empfang: Eine Dame hatte ein Fläschchen Laudanum geleert! — — — — Jetzt schwindelte ihm der Kopf für ein paar Minuten, als er den Schlußsatz las: „Wir müssen uns vorläufig darauf beschränken, den Namen der Unglücklichen blos anzudeuten: sie hieß Sidonie de P . . . . ." —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Albert hatte sich bald wieder erholt. — Er steckte das Zeitungsblatt in die Tasche und schritt dem Häuschen zu: „Diese verwünschten Weiber von heutzutage sind doch Alle miteinander hysterisch!" — Fanchon kam ihm trällernd entgegengehüpft: „Oh, Paris, — gai séjour!" — — — — —

Der Vicomte de Chaplain saß ziemlich übellaunig in seiner Konsulatskanzlei. —

Diese Dummköpfe, — diese Schufte! — Dahergelaufene Handwerksgesellen, — ehemalige Vagabunden, denen das Glück in ganz unerhörter Art in die Arme gerannt war, und welche sich jetzt auf die großen Herren, auf die Tonangeber der französischen Kolonie spielten. — Sie hatten sich wahrhaftig unterstanden, eine Petition um Personalwechsel einzureichen! — — In ihrer Schrift hieß es, die Konsulatsgeschäfte würden in unglaublicher Weise vernachlässigt, und der Repräsentant Frankreichs gebe sich außerdem dem allgemeinen Spotte preis, indem er, — ein bejahrter Mann, — sich auf den jugendlichen Herzenbrecher hinausspiele und in Folge dessen in der Gesellschaft den Spitznamen „le polichinelle" erhalten habe! — — — — Impertinent! Und statt daß die Regierung für ihn Partei nahm, — die Unverschämten zurechtwies, — erteilte man ihm ohne viele Umstände eine offizielle Nase! — Da lag sie vor ihm, — schwarz auf weiß, — nebst der Abschrift der Klage, die ihm ein Freund aus dem Ministerium privatim zugesandt hatte! — — — —

Das kömmt aber auch daher, wenn ein Vicomte de Chaplain sich herbeiläßt, einen lumpigen Konsulatsposten anzunehmen. — Bei Gott, wenn nicht die 22,000 Francs Gehalt damit verbunden wären, — er schickte auf der Stelle seine Demission in Form eines groben Briefes ein! — — — —

Vermutlich würde der Beleidigte noch länger fortgewettert haben, wenn nicht soeben Jemand ins Gemach getreten wäre. — Er blinzelte überrascht dem Eintretenden entgegen: „Wie? — Sehe ich recht? — — Granville?"

„Derselbe."

„Sie sind mir wie vom Himmel zum Trost gesandt, lieber Freund," — und

nun beeilte sich der Vicomte, dem Besucher sein Leid zu klagen. — — Nachdem man die unliebsame Affaire eine Zeitlang besprochen, hielt es Albert für angemessen, dem Anderen den Grund seines unerwarteten Erscheinens zu erklären. Alles war wieder, bis auf einen geringen Rest, zum Kukuk gegangen! — Es hieß nun nochmals von vorne anfangen und ein paar Jahre geduldig in jener mingrelischen Fiebergrube aushalten, wo er zum ersten Male das goldene Vließ gefunden hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Albert hatte sich die Sache zu leicht vorgestellt. Den mingrelischen Gutsbesitzern und Bauern war es nicht entgangen, daß sie sehr gut mit Uebergehung des Fremden das Baumwollgeschäft betreiben konnten, mithin fand der Baron, als er triumphierend und siegesbewußt in Kachati einzog, den Markt mit Material überschwemmt. Das war eine bittere Enttäuschung. — Was nun machen? — — Halt, — eine Idee! — In Paris hatte ihm der Direktor der Omnibusgesellschaft gesagt, daß er mit Vergnügen selbst die größten Quantitäten Mais, ankaufen würde, wenn ihm Albert denselben zu billigeren Preisen liefern wollte, als es gegenwärtig die amerikanischen Händler thaten. —

Immerhin konnte also der Versuch gemacht werden. — Er mietete eine große Holzbaracke, die er als Komptoir und Magazin einrichtete, — und nun ließ er ohne Zeitverlust bekannt machen, daß er bereit sei, sämtlichen Mais, der ihm um den von ihm festgesetzten Preis gebracht werde, aufzukaufen. — — —

Das Geschäft ging ganz vortrefflich. — Wirklich, das Glück wurde nicht müde, sein Füllhorn über den Waghals auszuschütten! — —

Albert hatte während seines letzten Aufenthalts in Mingrelien mit einem größeren Gutsbesitzer ein Freundschaftsbündnis geschlossen, das er nun, da der Mann intelligent war und nützlich sein konnte, zu erneuern strebte. —

Knias Otkia Battonidze hatte durchaus nichts dagegen, mit dem unternehmenden Manne in Verbindung zu treten, — obzwar er als echter Alt-Mingrelier alles haßte, was vom Auslande kam. — Doch dieser Haß geht bei jenen Schlingeln nur so weit, als sie selbst nichts dabei zu riskieren haben; — giebt es, im Gegenteil, Vorteil oder Gewinn zu erhoffen, so verwandelt sich die Abneigung (wenigstens äußerlich) in ostentative Liebe, Verehrung und Bewunderung. — Otkia war mithin für seinen ausländischen Freund ganz Feuer und Flamme; — der Zufall führte ihm nicht alle Tage Jemanden zu, der bereit war, den ganzen Maisvorrat gegen Baarbezahlung zu kaufen. — — —

Das erste Versuchsgeschäft war so glänzend gelungen, daß Albert allen Ernstes daran denken konnte, die Sache nun im Großen anzupacken, — und da Otkia sah, daß das Unternehmen reichlichen Gewinn versprach, so wich er dem Fremden nicht mehr von der Ferse. Albert mußte bei ihm Quartier nehmen, — seine Mahlzeiten teilen, — seine Pferde benützen, — kurz man that alles mögliche, um dem Franken seinen Aufenthalt angenehm zu machen. —

Eines Tages unternahm der Mingrelier mit seinem Gaste einen Spazierritt in die Umgebung; — man wollte ein Gut besichtigen und sehen, ob sich nicht dort eine Maisplantage nach rationellem Muster anlegen ließe. —

Der Ort war prächtig; — am Rand eines Urwaldes gelegen, zog sich das Plateau leicht thalab, gegen das Niederland hin. Weit hinaus über die Ebene, durch die sich der schimmernde Ingur windet, reichte der Blick, bis fern hinüber, zu der dunklen Gebirgskette. „Eine herrliche Lage für ein Häuschen!" — rief Albert entzückt. — und unter freundlichem Schmunzeln bat Otkia den geehrten Gast, die Stelle genau zu bezeichnen, wo dieser Lust hätte, ein Gebäude zu errichten. —
Albert lächelte zum Scherz, — aber der Andere versicherte, daß es vollster Ernst sei, — und um dem Freunde zu beweisen, daß man in Mingrelien großmüthig zu sein verstehe, beauftragte er sogleich seinen Aufseher, die Parzelle abstecken zu lassen. Da war eine kleine Erhöhung, die für das Haus wie gemacht war, — ringsum

das grüne, blütenbesäete Gelände, — ein natürlicher Park, — — kurz der Besitz konnte ganz reizend werden. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Land-Schenkung war für Albert eine kostspielige Sache geworden. — Es war ihm plötzlich die Idee gekommen, sich einen Wohnsitz nach europäischer Art zu errichten, — und derlei Passionen kommen in außereuropäischen Ländern teuer zu stehen. — Nun war die Villa fertig, — aber es fehlte Etwas darin, ohne daß sich der Inhaber anfangs recht über das Wesen dieses Fehlenden Rechenschaft zu geben wußte. — Endlich hatte er doch heraus, woran es mangelte: an einer Hausfrau! —

Ernstlich überlegt, wäre es an der Zeit gewesen, eine homme sérieux, — ein Ehemann zu werden. Albert zählte fünfunddreißig Jahre; — das war eigentlich der Moment, wo er daran denken sollte, den wilden Junggesellen zur Thüre hinauszuwerfen, um dem soliden, gesetzten Manne Eintritt zu gewähren. — —

Er malte sich das Bild recht anziehend aus: eine frische, pikante Erscheinung, die ihn, in hellem, duftigem Morgenkleide auf der Veranda sitzend, erwartete, wenn er von seinem Morgenritte nach Hause kam. — Nun ließ er sich an ihrer Seite in die schwellenden Kissen nieder, und während sie ihm den Thee kredenzte, drückte er einen verliebten Kuß auf den schöngeformten Arm, von welchem der weite Aermel zurückgefallen war. — — —

So liebte er nun zu träumen und den Faden weiter zu spinnen, — bis er endlich erwachte, und in das lauernde Gesicht seines Genossen blickte. — „Du warst soeben sehr in Gedanken versunken,“ sagte dieser. —

„Ja, — es kommt ganz unwillkürlich über mich. — Ich denke, daß es langweilig sei, ein so hübsches Haus allein zu bewohnen; — es gehört eine Frau hinein.“ —

„Es gehört eine Frau hinein,“ — wiederholte Otkia unter verbindlichem Kopfnicken. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kurz darauf wurde Albert von seinem Freunde zu einem Feste gebeten. — Sein ältester Sohn sollte in die Militärakademie von St. Petersburg eintreten, und da mußte zur Feier des Abschieds ein Lotzua*) abgehalten werden. —

Otkia hatte besonders für Gäste nach dem Geschmack seines ausländischen Freundes gesorgt: Eine Schaar festlich gekleideter Mädchen, — bildhübsch, — blutjung, — und alle im höchsten Grade gespannt, den Fremden zu Gesicht zu bekommen, der, wie es hieß, schon einmal mit Millionen in der Tasche das Land verlassen hatte, und nun im Begriffe stand, die Säcke von neuem mit glänzendem Golde zu füllen! — „Mein Pathenkind,“ — sagte Otkia, dem Freunde ein etwa siebzehnjähriges Mädchen zuführend, das Albert schon beim Eintreten aufgefallen war. —

Der Franzose verbeugte sich verbindlich und versuchte, ein Gespräch in der Landessprache einzuleiten, — etwas holprig zwar, — aber Nina war eine lebhafte, intelligente, — eine reizende Person, welche die Hälfte von dem, was der Baron sagte, erriet, und lustig auf die Unterhaltung einging. — Sie überraschte auch bald den Gast mit der Nachricht, daß er getrost französische Floskel einflechten könne, da sie vier Jahre im Institut zugebracht und die Sprache zwar nicht sprechen, wohl aber so ziemlich verstehen gelernt habe. —

Das war ja prächtig! — Jetzt konnte Albert nach Herzenslust schwatzen. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Verteufelte Situation das! — Ganz verdammt ungelegen! — Aehnliche Phrasen brummte Albert vor sich hin, nachdem ihm Freund Otkia einen kurzen

*) Familienfest mit religiösen Zeremonien, wobei irgend einem Heiligen gewöhnlich Tieropfer gebracht werden.

Besuch abgestattet hatte. — — Sehr unangenehm! Dieser kleine Liebesroman mit der reizenden Nina war in ein ernstes Stadium getreten, — unliebsame Folge eines Momentes des Vergessens, — und jetzt war es unmöglich, noch länger die Sache vor ihren Eltern geheim zu halten! — —

Am liebsten hätte er sich aus dem Staube gemacht, — aber das war ein Ding der Unmöglichkeit: fast seine ganze Habe war gerade in diesem Moment engagiert, — mithin konnte an ein Durchgehen nicht gedacht werden, — und wenn er blieb, so hatte er zwischen zwei Dingen zu wählen: entweder die Kleine heiraten, oder die ganze Familie — (sie zählte ungefähr hundertfünfzig männliche Mitglieder) — auf den Rücken zu bekommen. — Albert fehlte es durchaus nicht an Mut, — aber so einen vollzähligen bluträchenden Clan hinter sich her zu wissen, — das ging denn doch über den Scherz! — Hundertfünfzig Kugeln für sich gegossen zu wissen, — brr, — das machte immerhin ein wenig gruseln! — — —

Otkia hatte ihn eben heute freundschaftlich versichert, daß das Komplot im Gange sei, — und daß er ihn mit dem besten Willen nicht schützen könne. — Albert hatte stolz geantwortet, — um den Anderen glauben zu machen, daß er es im Notfalle mit ganz Mingrelien aufnehmen würde. —

„Wie Du glaubst," war die ruhige Erwiderung des Kompagnons gewesen. — „Du mußt am besten wissen, was Dir Dein Leben wert ist." —

Dann hatte Albert das Gespräch abgelenkt, um schließlich doch wieder darauf zurückzukommen; er wollte doch wenigstens Näheres über die Verhältnisse der Kleinen erfahren, denn bisher waren es ganz andere Dinge gewesen, die ihn bei Nina interessiert hatten. —

Otkia war bereitwillig seinen Wünschen nachgekommen: „Sie ist ein Fürstenkind!" — hatte er vor allem betonen zu müssen geglaubt. „Nimm mir's nicht übel, bester Otkia," — war Alberts Einsprache gewesen — „aber bei euch giebt es so wenig echte Fürsten, — und so viele Gauner, die sich diesen Titel aus dem Monde geholt haben, daß mir diese Rekommandation nicht sehr schwerwiegend scheint. — Es ist Dir doch nicht unbekannt, daß mein Koch und zwei meiner Büffeljungen die Prätension haben, Fürsten zu sein." — „Du hast im allgemeinen recht, — — aber Nina ist wirklich aus gutem Hause. — Ihr väterlicher Onkel hat Jahre hindurch das Amt des Adelsmarschalls bekleidet; — ein anderer Onkel ist Bischof von Otschemtschiri, — und", Otkia würde vielleicht eine vollständige Litanei angebracht haben, wenn ihn nicht der Andere unterbrochen hätte: „Und hat sie eine Mitgift zu erwarten?" —

„Mitgift? — Wozu, nachdem Du im Zuge bist, ein Vermögen zu machen?" „Das gehört nicht hierher. — Bei uns ist es Sitte, daß das Mädchen, welches heiraten will, vom Hause aus dotiert werde." —

„Also ist es die Frau, die den Mann erhalten soll?" —

„Hm, — nicht gerade immer, — aber zuweilen, — vielleicht sogar größtenteils."

Otkia hatte den Freund ein paar Sekunden hindurch in einer ganz sonderbaren Weise gemustert, dann, nach einigem Zögern: „Ihre Mitgift besteht in Ländereien, die sie nach dem Tode des Vaters ungeteilt erben wird, da sie sein einziges Kind ist." — Es war eine längere Pause eingetreten; — dann hatte Albert plötzlich gesagt: „Höre, Otkia, — ich möchte noch eine Kombination vorschlagen: Die Familie fühlt sich durch mich beleidigt" — „entehrt"!" unterbrach der Freund. —

„Gut, also entehrt. — — Mit dem vollen anderthalb Hundert kann ichs nicht aufnehmen, — aber wenn die guten Leute aus ihrer Mitte drei Vertreter wählen wollen, so bin ich bereit, diesen Satisfaktion zu geben." —

„Du meinst ein Duell?" —

„Jawohl, — ein Duell." —

„Sonderbarer Einfall das: Man entehrt Jemanden, um ihn dann noch obendrein zu töten! — — Mein Lieber, sie würden mich auslachen, wollte ich ihnen mit einem ähnlichen Vorschlag kommen. — Da dürften sie es doch weit einfacher

finden, Dir ein paar Kugeln in den Leib zu jagen, statt die eigene Haut zu riskieren." —

„Sehr einfach, allerdings!" —

„Nein, nein; — überlege Dir die Sache. — Meiner Ansicht nach ist es besser, das Ganze auf friedlichem Wege abzumachen. Du wirst es nicht bereuen. Das schönste Mädchen des Landes, — gute Familie; — ansehnliche, vortreffliche Grundstücke nach dem Tode des Vaters, — — es ist weit besser, Du schlägst den geraden Weg ein und — heiratest die Kleine."

— —

Na, — die Flitterwochen waren ja ganz charmant gewesen! — Eine kleine Hochzeitsreise nach Tiflis, — dort allerlei Einkäufe, — Putz für die Puppe, — — und jetzt saß sie, nach Alberts Geschmack ausgestattet, genau so wie er's geträumt, unter der Veranda und kredenzte dem Heimkehrenden seinen Morgenthee. —

Ganz niedlich dieses Leben in der Villa, — wenn nur nicht in den Geschäften eine Stockung eingetreten wäre: Amerika hatte dem Unternehmen den Rang abgelaufen, — und für den Moment war es unmöglich mit diesen Yankees zu konkurrieren, die es bald dazu bringen werden, selbst fürs Essen und fürs Verdauen eine Maschine herzustellen! — Ein Glück noch, daß Albert seine aufgehäuften großen Vorräte mit dem beinahe geringsten Verluste losgeschlagen hatte, denn die Preise fielen von Tag zu Tag. — Da hieß es nun studieren und etwas anderes unternehmen, denn das Kapital war stark attakiert worden. — — Mit Otkia war vorderhand nichts zu kombinieren; der gute Freund zeigte sich seit dieser letzten Schlappe so kühl und unangenehm, daß es fast einen ernstlichen Streit gegeben hätte, — und da auch die Familie der Battonidze zahlreich wie der Sand in der Wüste war, so hielt es Albert für geratener, dem Chef vorläufig aus dem Wege zu gehen. — Er ließ seine Kleine zu Hause, vertraute ihr, — ein moderner Blaubart, — die Schlüssel des Kastells an, und fuhr auf eine Woche nach Tiflis. Monsieur Favel wußte vielleicht wieder Rat.

Der gute Favel schien wirklich Rezepte fürs Goldmachen in der Tasche zu haben. — Er riet seinem Klienten sogleich, eine aus China stammende Pflanze einzuführen, aus welcher in Frankreich mit viel Erfolg vortreffliche Gewebe bereitet wurden. —

Die Kultur sollte enormen Gewinn einbringen, und da die Verarbeitung durchaus nicht sehr kompliziert war, so konnte Albert sogar, wenn er Lust hatte, eine kleine Fabrik bei sich installieren. —

Der Baron hatte auf der Stelle das Projekt mit Enthusiasmus aufgenommen. — Gleichzeitig mit der Samenbestellung gingen Briefe an verschiedene Maschinenfabrikanten ab. — Die Sache sollte mit aller Energie angepackt werden, auch wenn sie ihm momentan den größten Teil seines Baarvermögens kostete. — Wer wagt — gewinnt! — —

Der ersten Woche wurde eine zweite zugegeben, denn der Vicomte de Chaplain wollte dem jungen Freunde zu Ehren ein echtes Pariser Souper veranstalten, wozu sämtliche weibliche Mitglieder des Zirkus Bertrand geladen worden waren.

Der Vicomte war mit den Damen der Tifliser Gesellschaft brouilliert, seitdem er erfahren, daß sie ihn einen polichinelle genannt hatten. Von nun an protegierte er den Zirkus, — und vielleicht konnte er diesmal mehr wahre und glaubwürdige Erfolge in sein Tagebuch verzeichnen. —

Albert hatte, zu Hause angekommen, einige Neuerungen vorgefunden, die ihn nicht gerade in Entzücken versetzten. Madame war die Zeit lange geworden, und um Zerstreuung zu haben, hatte sie einen Teil ihrer hundertfünfzig Vettern zu sich geladen. — Das ganze Haus war von unterst zu oberst gekehrt. Herren und

Diener — (erstere von letzteren übrigens nicht besonders zu unterscheiden) — hatten sich nach Bequemlichkeit eingerichtet: sie lungerten auf den verschiedenen Divans und Ruhebetten umher, — unbekümmert, ob ihre kotbeschmierten, fettriechenden Stiefel mit den schönen Stoffen in unliebsame Berührung kamen oder nicht; — sie rauchten und tranken, daß das ganze Haus wie eine Kantine roch; — schrieen, sangen, spielten tric-trac, — und ließen sich's wohlbekommen. — Draußen, im geschmackvoll angelegten Garten, weideten die Pferde; — die Jagdhunde gruben Löcher in die Blumenrabatten, — kurz, der Besitz gewährte einen Anblick, wie wenn eine Schaar Vandalen hereingebrochen wäre! —

Nina lachte, als ihr Albert unter vier Augen Vorstellungen machte. In Mingrelien versteht man die Gastfreundschaft anders, als in Frankreich: der Gast ist absoluter Herr im Hause; — so will es die Sitte. Albert mußte sich vorläufig mit dieser Erklärung zufrieden geben. Er machte sich ohne Zögern daran, für sein Unternehmen Vorbereitungen zu treffen; das gewährte Zerstreuung und entfernte ihn über einen guten Teil des Tages vom Hause. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wieder war ein Jahr um. — Die Unternehmung hatte eine tüchtige Summe verschlungen, — jetzt sollte sie beginnen Früchte zu tragen. Albert hatte die Sache auf ganz ansehnlichem Fuße organisiert: ungefähr einen Kilometer vom Wohnhause entfernt, lag die mit Buschwerk und Bäumen umzäunte Arbeiterkolonie, bestehend aus einem Halbdutzend kleiner Blockhäuser und dem größeren Holzgebäude, in welchem der Webersaal, eine in Kämmerchen geschiedene Abteilung für die Arbeiterinnen, und das Komptoir des Herrn untergebracht waren. — Hier, in diesem Komptoir verbrachte nun Albert fast seine ganze Zeit. — Das Wohnhaus, die Villa, — war ihm verleidet worden, denn dort saßen noch immer die schmarotzenden Vettern, welche gar nicht daran dachten, ihr Schlaraffenleben aufzugeben. —

Madame war die Wahl freigestellt worden, diese unreinen, Alles verwüstenden Verwandten zu verabschieden, oder ihren Gatten nach der Fabriksanlage übersiedeln zu sehen; sie hatte sich für das Letztere entschieden, und so war denn neben dem Komptoir noch ein Raum eingerichtet worden, wo sich Albert häuslich niederließ. —

Trotz dieser Differenz war kein offener Krieg zwischen den beiden Gatten erklärt worden. — Albert hatte mit der Zeit ganz unwillkürlich gewisse mingrelische Eigenschaften und Gewohnheiten angenommen, — vor allem die, ein gleichgiltiger Ehemann zu sein, der sich um das Thun und Treiben der Gattin nicht viel kümmert, vorausgesetzt, daß sie ihm nicht irgendwelche Hindernisse in seinen Weg legt. — Nina konnte mit ihren Gästen lachen, scherzen, singen, jagen, reiten, — es gab nichts einzuwenden, — und Albert benutzte seine Freiheit, um sich eine Schaar junger Arbeiterinnen nach seinem Geschmack zu wählen und in diesem improvisierten Harem den Pascha zu spielen. —

Auf diese Art ging alles ganz friedlich, — bis eines Tages Nina zufällig in der Fabrik erschien. — Ihre Besuche pflegte sie sonst regelmäßig am ersten jeden Monats abzustatten, um das Haushaltgeld in Empfang zu nehmen, — diesmal hatte sie den Termin nicht abgewartet, denn der Monats-Vorrat war vor der Zeit ausgegangen. —

Sie trat ohne Umstände ins Komptoir, und, da dasselbe leer war, in das Zimmer des Gatten. — Ein unliebsamer Zufall wollte es, daß der Baron diesmal nicht allein war, sondern in Gesellschaft der hübschen kleinen Maiko, welche seit zwei Wochen zur Aufseherin avanciert war. —

Der Chef würde vielleicht die billige und plausible Ausrede gehabt haben, daß er der Bediensteten eine wichtige geschäftliche Mitteilung zu machen habe, — aber diese Ausrede fiel leider im vorhinein hinweg, indem in solchen Fällen die Arbeiterin sich durchaus nicht ihrer Kleidungsstücke bis auf einen geringen Rest zu entledigen braucht. — Es war mithin besser, zu schweigen, — auch zeigte sich Madame taktvoll genug, um rasch die Thüre wieder zu schließen und zu ihrer Behausung zurückzukehren.

Als ihr der Gatte am Nachmittag aus freien Stücken eine ansehnliche Summe überbrachte, wurde er mit gnädigem Lächeln empfangen, ohne daß die Szene vom Morgen auch nur mit einer Silbe erwähnt worden wäre. —

Das war hübsch von Nina; sehr taktvoll und comme il faut! — Mehrere Tage hindurch fühlte sich Albert gerührt, — wie zu Dank verpflichtet, — und da er bald darauf erfahren hatte, daß die wilde Horde von drüben ohne die Hausfrau auf die Jagd gezogen sei, — so beschloß er, der Kleinen einen zärtlichen Abendbesuch abzustatten. —

Gedacht, — gethan. — Kaum war in der Arbeiterkolonie alles zur Ruhe gegangen, so machte er sich auf den Weg. —

Gleich einem verliebten Junggesellen umschlich er erst das Haus, bis er in die Nähe des Schlafzimmerfensters gelangt war. — Dort brannte noch ein Licht; — das traf sich sehr gut. — Nun zog er den Schlüssel der Hausthüre aus der Tasche, (es ist immer gut, ein Duplikat zu besitzen) und öffnete geräuschlos das Schloß. — Er tastete sich weiter, bis er die bewußte Thür erreicht hatte, — aber zu dieser besaß er keinen zweiten Schlüssel. Er klopfte somit leise und rief die Gattin beim Namen. — Auf das hin wurde ein plötzliches Geräusch hörbar, wie wenn ein Möbelstück umgeworfen worden wäre, — und nun glaubte der Wartende ein ganz leises, kurzes Geflüster zu vernehmen. — „Nina, — bist Du nicht allein?“ — frug er, — obwohl er sich bewußt war, eigentlich eine müssige Frage gestellt zu haben, — aber der sonderbare Wirrwarr hatte ihn etwas außer Fassung gebracht. —

„Wer soll bei mir sein?“ — kam von innen die Antwort. —

„Ich, — ich dachte, — vielleicht Deine Kammerjungfer.“ —

„Nein, die schläft längst; — auch ich bin im Begriffe, zur Ruhe zu gehen.“

„Willst Du mir nicht auf einen Moment Gastfreundschaft gewähren, Nina?“

„Gerne, — doch muß ich Dich um Geduld bitten, denn ich bin nicht in empfangsfähiger Toilette.“ — — —

Albert hatte nichts von der Natur eines Spions an sich, aber er konnte diesmal nicht umhin, sein Ohr fest an die Thür zu legen, — und jetzt glaubte er ein Geknirsch zu hören, als ob Jemand einen widerspänstigen Fensterriegel zurückzuschieben suchte. — Sapristi, — das war verdächtig! Das erregte sein Mißtrauen, und um dieses Mißtrauen zu rechtfertigen, schlich er eiligst und still den Weg zurück, um sich von außen in die Nähe des Fensters zu begeben. — Er kam gerade recht, um eine Gestalt zu bemerken, die vom Fenster herabsprang und dem Gebüsch zurannte. — Der perfide Mond, welcher in der Regel gegen betrogene Ehemänner Partei nimmt, verhüllte sich rasch mit einer Wolke, so daß Albert den Flüchtling nicht erkennen konnte, obwohl er keinen Augenblick zweifelte, daß er einen der zahlreichen Vettern vor sich habe. — Ohne viel zu überlegen, zog er den Taschenrevolver, den er immer bei sich trug, hervor und brannte sämtliche sechs Schüsse in die Richtung des Buschwerks ab, — dann sprang er vor, um sich vom Effekt seiner Kugeln zu überzeugen. —

Die Scherben des Fensters fielen klirrend neben ihm herab und Nina erschien in der Oeffnung: „Heilige Jungfrau, — was giebt es?“ — „Was es giebt, Madame? Das sollen Sie baldigst erfahren; — wir sprechen noch später miteinander.“ — Er sprang der Stelle zu, wo er den Schänder seiner Ehre tot liegen zu finden hoffte, — aber keine Spur; die Schüsse waren fehl gegangen. — — Jetzt begab sich Albert gemessenen Schrittes wieder ins Haus. — Ohne zu pochen, stemmte er sich an Ninas Thür, — sie war nicht mehr versperrt. — —

Der beleidigte Gatte hatte erwartet, die Pflichtvergessene wie im letzten Akt des Dramas mit aufgelösten Haaren und händeringend auf den Knien zu finden, — weit gefehlt: sie lag nachlässig auf der Couchette, ließ eines ihrer hübschen Beine ziemlich herausfordernd unterm Schlafrock hervorblicken und lächelte dem Eintretenden unbefangen entgegen. —

Der Baron glaubte eine Grabesstimme annehmen zu müssen: „Madame, Sie haben in Ihrem Schlafgemach einen Mann beherbergt.“ —

Keine Antwort. —

„Madame, verantworten Sie sich; — bringen Sie mich nicht noch mehr auf!“ Wieder keine Silbe. —

„Madame, — alles Leugnen hilft nichts.“ —

Ein großer Blick aus den schönen dunklen Augen, dann: „Habe ich geleugnet?“ — — —

Tausend Teufel, das war stark! — Albert fühlte sich durch diese wenigen Worte außer Fassung gebracht. — — — Er fand erst nach geraumer Zeit wieder Worte: „Unglückliche, — haben Sie denn keinen Begriff von der Schwere Ihres Verbrechens? — Wissen Sie, was das Wort Ehebruch zu bedeuten hat?“ —

„Und Sie? — Mich dünkt, wir sind beide über die Bedeutung im Klaren.“ —

„Ich bin ein Mann“! —

„Ich weiß es.“ —

„Glauben Sie ja nicht, mich mit diesem System überrumpeln zu können; — im Gegenteil, Sie bringen mich zum Aeußersten. Ich werde den Schurken zu finden wissen, — und meine Kugeln sollen ihn und Sie treffen; — das Gesetz ist für mich.“ —

„Das Gesetz? — In Frankreich vielleicht, aber nicht hier. Dort ist's möglich, daß den Männern allein alle Freiheiten gestattet sind, — bei uns jedoch haben wir wenigstens in einigen Dingen gleiche Rechte.“

Sonderbar, Albert fühlte sich fast entwaffnet. War er so sehr zum Mingrelier geworden, daß er die Affaire mit weniger Entrüstung zu betrachten vermochte, — oder hatte die Kleine im Grunde überhaupt recht? — — — Er fühlte sich bemüssigt, einen sanfteren Ton anzuschlagen: „Aber bedenke doch, Nina, — es ist ein Unrecht, das Du begangen, ein schweres Unrecht. — Zwar noch strafbarer dabei ist der Schurke, der Dich dazu verführt.“ —

„War das wohl auch Deine Ansicht, als Du noch Junggeselle warst, — und ohne Zweifel Dir mit verheirateten Frauen zu schaffen machtest?“ — unterbrach Nina mit listigem Blinzeln. —

Bei Gott, man konnte nicht mit ihr diskutieren; — Auch war sie in diesem Moment so reizend, daß Albert alle Mordgedanken zum Fenster hinausjagte, — insbesondere da er ja alle sechs Schüsse seines Revolvers losgebrannt hatte! — —

Diese Aufrichtigkeit war ihm neu, fast pikant; — ja, einen Moment gab er sogar der Ueberzeugung Raum, daß seine Frau aus kindlicher Naivität, — beinahe konnte man sagen: aus Unschuld gesündigt habe, und somit war es von rechtswegen geboten, zu verzeihen. — „Nicht wahr, Nina, Du versprichst mir, künftig einen ähnlichen Fehltritt zu vermeiden?“ —

„Gewiß mein Freund, — aber nicht wahr, wenn Du mir wieder einen Abendbesuch abzustatten beabsichtigst, so — avisierst Du mich früher davon?“ —

Großartig! — Was sollte er da erwidern? — Ein Kind, dem man verbietet zu naschen und das entgegnet: „Ich verspreche, es nicht mehr zu thun, — aber, nicht wahr, — — ein andermal siehst Du nicht zu?“ — — —

Am nächsten Morgen, als Albert in sein Komptoir zurückkehrte, war zwischen den beiden Gatten ein Kompromiß getroffen worden: Madame konnte die linke Straße einschlagen, — Monsieur die rechte. Wenn sie sich zufällig auf ihren Wegen begegneten, so sollte es in aller Freundschaft geschehen! — —

Unglaublich! — Grotesk! — Hätte er ähnliches in früheren Jahren für möglich gehalten? — Lieber Himmel, man wird im Osten frühzeitig alt, und das mingrelische Klima führt ja Fieber und Delirium im Gefolge!

Einer Person jedoch schwur er Rache. — Nicht etwa dem gewissen Vetter — nein, — Albert hätte an seiner Stelle kaum anders gehandelt, — aber dem guten Freunde Otkia. Dieser hatte ihn betrogen, belogen, um den Finger gewickelt, — sein Vertrauen schändlich mißbraucht: die ganze Geschichte, durch welche er ihn an Nina gebunden, war vom Anfang bis zum Ende erfunden gewesen. Nina hatte sich nie Mutter gefühlt, somit hätte sich Albert mit voller Leichtigkeit, solange e[illegible]

noch Zeit war, von ihr losmachen können. — — „Meine Zeit wird kommen, bester Otkia, — dann sollst Du mich aber auch kennen lernen!"

„Nein, mein lieber Otkia. Es thut mir leid, — aber ich will von einer Geschäftspartnerschaft mit Dir nichts mehr wissen. — Ich habe es nicht vergessen, wie Du Dich damals benahmst, als die Maisaffaire schief ging. — Jetzt, wo Du siehst, daß ich im Zuge bin, ein reicher Mann zu werden, bietest Du mir Deine flüssig gemachten Gelder an, um am Gewinn teilzunehmen, — aber ich will nicht." —

Otkia verzog keine Miene. Dasselbe verbindliche Lächeln, wie gewöhnlich, spielte um seine Lippen. —

„Außerdem" — fuhr der Baron fort — „möchte ich auch noch einer alten Geschichte gedenken, bei welcher Du, — gelinde gesagt, — eine sehr sonderbare Rolle gespielt hast. — Dir verdanke ich's, daß ich an eine Person gefesselt bin, die mich belügt und betrügt, — die mein Geld in alle Winde verschlendert, meinem Hause und Namen Schande macht! — Ja, das verdanke ich Dir ganz allein, — und wenigstens will ich mir die Befriedigung nicht versagen, es Dir heute unumwunden mitzuteilen. — So; — und falls Du Dich in Deiner Ehre angegriffen glaubst, so steht es Dir frei, von mir Satisfaktion zu verlangen; — diese Satisfaktion will ich Dir noch als letzten Freundschaftsdienst gewähren, findest Du dieselbe überflüssig, so bitte ich Dich, von heute an mein Haus zu meiden; — unsere Wege brauchen sich nicht mehr zu kreuzen." Otkia erhob sich und ging, ohne ein Wort zu erwidern. —

Was mochte nur vorgefallen sein, daß sich Albert so vom Zorn übermannen ließ und alle Rücksichten bei Seite warf? — Ganz einfach: Madame de Granville war vor mehreren Wochen mit einem ihrer Günstlinge nach Tiflis gefahren und führte dortselbst ein so skandalöses Leben, daß der Vicomte de Chaplain sich bemüssigt gesehen hatte, seinem jungen Freunde einen warnenden Brief zu schreiben. — Gerade nach Empfang dieses Briefes hatte ein ungünstiger Wind Freund Otkia herbeigeweht, der das Projekt gefaßt, eine starke Baarsumme in dem blühenden Geschäfte Alberts anzulegen. — Diesem war nun bei der Gelegenheit die Geduld gerissen und er hatte nicht umhin gekonnt, die neue mingrelische Haut für einen Moment abzustreifen und den Schlingel auf ehrliche europäische Art abzukanzeln. —

Das hatte wahrhaftig wohlgethan! — Albert fühlte sich förmlich erleichtert, als er dem Davongehenden lächelnd nachblickte. —

Er ließ sich heute sein Diner schmecken; während der Mahlzeit wenigstens wollte er an den unangenehmen Brief nicht denken, — sondern sich nur freuen, daß er sich mit Jenem, der ihm so Uebles gethan, kein Blatt vor den Mund genommen, — dann, — abends konnte man noch immer überlegen, was in der Affaire mit seiner Frau zu thun sei. — Nach französischem Gesetze gehörte sie dem Vaterlande ihres Gatten zu, — aber das Gesetz gestattete nicht die Scheidung im vollsten Sinne des Wortes, während die russischen Paragraphe eine solche zuließen. — Es hieß da den Vicomte konsultieren; vielleicht that Albert besser, sich um die russische Staatsangehörigkeit zu bewerben. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während so die Korrespondenz zwischen dem Baron und dem Vicomte hin und her ging, führte Madame de Granville in Tiflis ein tolles Leben. Diesmal war es nicht einer der Vettern gewesen, der die Ehre hatte, den Stadtaufenthalt mit ihr zu teilen, — sondern ein junger russischer Kavalier, welchen seine Banknoten in der Tasche brannten. — Ja, — Nina war so weit gegangen, die Kasse eines Fremden in Anspruch zu nehmen! — — Warum hatte ihr aber auch Albert unlängst die Fonds verweigert, welche sie angeblich dringend benötigte? — Es war eine häßliche Knauserei von ihm gewesen, und sie hatte ihm beweisen wollen, daß es sich Andere zur Ehre anrechnen würden, die schöne Frau in ihren Säckel greifen zu lassen. — Wenn die Geschäfte des Gatten schlecht stünden, würde sie es noch begreifen, —

aber so war es — von Einem, der im besten Zuge war, Millionär zu werden, — reine Chikane gewesen, ihr die lächerliche Bagatelle von 5000 Rubel zu verweigern. — Umso schlimmer für ihn; — jetzt waren die Würfel gefallen! — —

Fürst Alexeï Arapow war ein charmanter junger Mensch, der Nina auf den Händen trug und täglich hundertmal bedauerte, daß sie gesetzlich an Albert gefesselt war; er wäre sonst augenblicklich bereit gewesen, das herrliche Geschöpf zum Altar zu führen. — Schade, daß Granville ein Europäer und kein Mingrelier war: — in letzterem Falle hätte es der Fürst leicht gehabt: eine Handvoll Tausendrubelbanknoten und Nina wäre mit Einverständnis des Gatten in seinen gesetzlichen Besitz übergegangen. — Aber, wie gesagt, dem Baron de Granville durfte man nicht ein ähnliches Geschäft vorschlagen; — — doch, vielleicht war es auf andere Weise möglich, die Angebetete von ihren Ketten zu befreien. —

Der Fürst grübelte und grübelte, — und griff endlich zur Feder, um an Albert zu schreiben:

„Mein Herr!

Ich kann nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß Sie einen ganz jämmerlichen Knabenstreich begangen haben, indem Sie sich die schöne Nina zur Gattin wählten. —

Fürst Alexeï Karlowitsch Arapow.“ —

Die Antwort ließ nicht lange warten:

„Mein Herr!

Im Prinzip haben Sie mit Ihrer Behauptung nicht so unrecht; — dessenungeachtet muß ich Sie aber avisieren, daß ich in nächster Zeit nach Tiflis kommen werde, um Sie für ihre Impertinenz zu züchtigen. —

Baron Albert de Granville.“ —

Das hatte der Fürst bezweckt. Jetzt sollte das Schicksal entscheiden, wem die göttliche Nina zufallen werde. — — —

Albert war momentan von seinen Geschäften zu sehr in Anspruch genommen, um allsogleich nach Tiflis zu fahren. — Die fertigen Waaren lagen aufgespeichert im Vorratshause und sollten in wenigen Tagen nach der Küste befördert werden: — eine Affaire von zwei Wochen etwa, dann konnte er sich ruhig auf den Weg machen, um sich mit dem neuesten Bewunderer seiner Frau zu messen. — — —

Es war Abend. — Albert fühlte sich nicht aufgelegt, wie gewöhnlich in Gesellschaft einiger seiner Odalisken zu soupieren, — vermutlich in Folge des schwülen Wetters und des nervenangreifenden Ostwindes. —

Er hatte zu schlafen versucht, dann fühlte er plötzlich ein Bedürfnis nach Luft, — aber, als er in die Nacht hinaustrat, wehte ihm der sengende Wind so erstickend entgegen, daß er sich beeilte, wieder dem Hause zuzuschreiten. —

Eben als er in die Thüre trat und noch einen prüfenden Blick zum Himmel emporsandte, glaubte er in der Richtung des Magazins ein Licht bemerkt zu haben. — Es war strenges Verbot erlassen, sich dem Orte, wo die leichtentzündlichen Waaren lagerten, mit einem Licht zu nähern. — Albert wollte sich überzeugen, ob ihn nicht seine Augen getäuscht; er verharrte aus diesem Grunde ein paar Augenblicke in seiner Stellung. — — —

Jetzt wieder! — Ganz gewiß, — ein Licht, — — und nun flammte es auf: da hat Jemand Feuer gelegt! — — —

Mit gewaltigen Sprüngen näherte er sich der Stelle, wo ein Haufe Hobelspähne lichterloh brannte, und nun huschte ein Schatten in die Dunkelheit. — — Wieder knallten ein paar Revolverschüsse, — dann schrie Albert aus Leibeskräften um Hilfe. — — —

Der Brand war rechtzeitig entdeckt und gelöscht worden. Der Herr des Unternehmens konnte diesmal den Ostwind segnen: hätte ihm dieser nicht die Nerven irritiert, so würde er wohl kaum zu jener Nachtstunde aus dem Hause getreten sein, — und ein bedeutender Teil seines Vermögens wäre in Flammen und Rauch auf-

gegangen! — — — — Wenige Tage später begegnete er Ottia. — Sobald dieser des ehemaligen Freundes ansichtig geworden, lenkte er sein Pferd in einen Seitenweg, aber nicht schnell genug, um vor Albert zu verbergen, daß er einen Arm in der Binde trug. — Also hatte eine Kugel getroffen? — Leider nicht an der richtigen Stelle! — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das war einmal ein lustiges Souper! — Ganz unerwartet waren da dem Vicomte drei prächtige Landsleute vom Himmel geschneit gekommen: der Marquis de Banlieu, der Chevalier de Frémont, und der Oberst Duchamp. — Die drei Herren hatten sich vor vierzehn Tagen in aller Stille von Paris davongemacht, um, einer Wette zufolge, von Tiflis bis auf den Gipfel des Ararat einen Dauerlauf zu unternehmen. — Herrlich! — Unbezahlbar! — Schade nur, daß des Vicomte Beine nicht mehr so recht in ihren Charnieren spielen wollten, — bei Gott, er wäre sonst der Vierte von der Partie gewesen! — So mußte er sich jedoch begnügen, von der kurzen Anwesenheit seiner Landsleute zu profitieren, — und aus diesem Grunde hatte er ohne Zeitverlust ein solennes Souper veranstaltet, zu welchem diesmal nur die Elite des Cirkus geladen war: Mademoiselle Irma, die reizende Ungarin; — Miß Emmy, die blonde Engländerin, und Mademoiselle Blanche, die witzsprudelnde Französin. — Das Menu war vortrefflich gewesen. — Die Herren kamen vor Staunen gar nicht zu sich, in Tiflis so ganz à la française bewirtet zu werden. — Die Damen nippten noch am Champagner, während die Herren, des süßen Getränkes überdrüssig, sich am Cognac gütlich taten. —

Der Vicomte war in rosiger Laune. — Er blies mit Wohlbehagen den Duft seiner Havannah von sich, — schlürfte ab und zu an seinem Gläschen, — enkouragierte die weibliche Gesellschaft zu allerlei Allotriis, — und fühlte sich in diesem Momente mit dem Schicksal ganz versöhnt, das ihm da einen langweiligen, weltvergessenen Konsulsposten zugedacht hatte. — Ja, — wenn es alle Tage so fortginge, — dann könnte man sich füglich mit der Sache zufrieden geben, — aber gewöhnlich fühlte er sich wie Robinson auf seiner Insel: ein Landsmann in Sicht war für ihn, ähnlich wie für jenen Einsamen, ein Segel, dessen eventuelles Nähern er mit Herzklopfen beobachtete! — — — Der Oberst erzählte die neuesten Boulevard-Anekdoten, — und Mademoiselle Blanche glossierte dieselben in ihrer eigenen drolligen Weise, — als plötzlich der Diener hereintrat und dem Konsul zuflüsterte, daß ein Herr vom Gericht ihn zu sprechen wünsche. —

„Tölpel! — Hast Du nicht gesagt, daß ich Gäste hätte?“ — Des Vicomte Wangen glühten und glänzten, — kein Wunder, nach einem halbdutzend Gläschen vom ältesten fine champagne! —

„Gewiß ich habe es dem Besucher gesagt, — aber er bittet, ihn trotzdem vorzulassen; — er hat eine dringende Mitteilung zu machen.“ — „Dringend, — dringend!“ rief der Konsul ärgerlich. — „Wenn ich in den hiesigen Kanzleien zu thun habe, — (zum Glück geschieht es nicht oft) — läßt man mich hübsch warten; — von mir prätendiert man jedoch, daß ich jederzeit zu Diensten stehe. — Geh, und sage dem Herrn, daß ich von zehn Uhr morgens bis zwölf, — und von zwei bis vier nachmittags im Bureau zu treffen sei.“ —

Der Diener gehorchte, und der Vicomte brummte nun laut genug weiter, um von den Anderen gehört zu werden: „So geht es jeden Tag regelmäßig fort, — und da glauben die Herren in Paris, daß das Tifliser Konsulat eine Sinekure sei. Soll sich einmal einer aus dem Ministerium auf eine Woche hierhersetzen!“ —

Der Diener kam wieder zurück und überbrachte seinem Herrn eine mit Bleistift beschriebene Karte. — Der Vicomte las und war sichtlich erschrocken: „Führe den Herrn in mein Arbeitszimmer“ — befahl er dem Wartenden. — — —

Nach etwa halbstündiger Abwesenheit erschien Monsieur de Chaplain wieder im Salon. — Die joviale Röte war aus seinen Wangen gewichen und hatte einer unheimlichen Aschfarbe Platz gemacht; — Schweißperlen standen ihm auf der Stirn,

als er mit erregter Stimme sagte: „Meine Herren, — ich habe Ihnen eine sehr traurige Mitteilung zu machen: ein Landsmann, — ein ausgezeichneter Junge, — vielleicht hat ihn Jemand unter Ihnen gekannt, — der Baron de Granville ist gestern nachts ermordet worden!“ — — —

„Wie? — Granville? — Ob ich ihn gekannt habe! — So erzählen Sie doch! — Ist's möglich! — Das ist ja schauderhaft!“ — so tönte es von verschiedenen Seiten durcheinander. —

„Fassen Sie sich, — geben Sie uns doch einige Details,“ — sagte der Marquis, an den Vicomte herantretend, der erschöpft in einen Fauteuil gesunken war. —

„Ich kann Ihnen keine nähere Details geben. — Alles was ich vorläufig weiß, ist, daß man die Leiche des armen Teufels heute morgens im Walde gefunden hat, unweit von der Straße, welche zur Eisenbahnstation führt. — Die Kugel war mitten durchs Herz gegangen; — Kaliber acht, ohne Zweifel eine jener vorsintflutlichen Steinflinten, die man eher Kanonen nennen könnte. Der unglückliche Granville mag nicht einmal Zeit gehabt haben, A zu sagen! — — Der Herr, welcher mir die dienstliche Nachricht brachte, ist der Gehilfe des Friedensrichters. — Ich muß morgen an Ort und Stelle sein, um den Thatbestand offiziell aufzunehmen. — — Sie sehen, meine Herren, wie wir Ausländer hier täglich, — fast stündlich unser Leben riskieren! — — Bitte, vergessen Sie nicht, das in Paris zu erzählen; — man wird sich dann wohl von der Thätigkeit des Tifliser Vertreters eine andere Vorstellung machen.“ —

„Und weiß man nicht, aus welchem Grunde der Unglückliche“ —

„Man weiß durchaus nichts Bestimmtes. — Alles was die Gerichtskommission bisher herausbekommen hat, verdankt sie den Konjekturen eines intimen Freundes des Opfers, — — wie heißt er nur? — — Der Besucher von vorhin hat mir seinen Namen aufgeschrieben.“ Der Vicomte trat ans Licht und buchstabierte an einem Namen, der auf einem Streifen Papier geschrieben stand: „Kni—as Otki—a Bat—to—nid—ze. — — Also dieser Knias, der, wie gesagt, Granvilles vertrauter Freund war, meint, es sei ein Racheakt gewesen: irgend einer der Arbeiter oder Fuhrleute. — — Verdammtes Gesindel das! — Der arme Granville!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Monsieur de Chaplain wurde auf der Station von einem freundlich grinsenden, zuvorkommenden Herrn in mingrelischer Tracht empfangen. — „Mit wem habe ich die Ehre?“ — frug der Ankömmling in holprigem Russisch, nachdem er seinem Schreiber ein Portefeuille übergeben hatte. —

„Knias Otkia Battonidze.“ —

Der Vicomte hielt dem Anderen die Hand hin: „Ah, ein Freund unseres unglücklichen Granville!“ —

Otkia hatte sogleich bei Nennung dieses Namens eine klägliche Leichenbittermiene angenommen. „Sein bester Freund!“ — versetzte er seufzend. — —

Man bestieg die wartende Troika, und nun ging es in rascher Fahrt davon, der Unglücksstätte zu. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die offizielle Untersuchung hatte nicht das gewünschte Licht über das Verbrechen gebracht. Dem Vicomte war es nicht gelungen, auch nur einen Anhaltspunkt zu finden, welcher ihn auf die Spur des Thäters gebracht hätte, und so mußte er sich denn mit dem begnügen, was ihm der „intime“ Freund des gemordeten Granville als wahrscheinlich hinstellte: Der Baron war ein heftiger Charakter gewesen, der gerne zu Gewaltmaßregeln griff, wenn ihn der Zorn übermannte. Einmal schon hatte er sich an einem Eingebornen in brutaler Weise vergriffen, — ein andermal war eine heftige Differenz mit einem der Frachtleute entstanden, denen der Baron eines geringfügigen Versehens wegen den ausbedungenen Lohn verweigerte; — vermutlich hatte es somit bei dem letzten Transport, der vor wenigen Tagen stattgefunden, wieder

etwas Aehnliches gegeben, und: „Wir Mingrelier sind friedliebende, sehr nachgiebige Leute, — — aber in Geldangelegenheiten verstehen wir keinen Scherz!" — hatte Otkia salbungsvoll seine Mitteilung geschlossen. — Der Konsul beendete mithin seinen Bericht mit der Bemerkung: „Die Ursache des gewaltsamen Todes des Barons Albert de Granville ist in einer Geldzwistigkeit zu suchen, in welche der Baron zweifelsohne mit einem seiner Geschäftsgenossen verwickelt worden war." —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die schöne Nina, — oder vielmehr Fürstin Arapow, führt gegenwärtig einen Prozeß mit der französischen Regierung. — Es handelt sich um die Erbschaft des Baron de Granville, die sich auf ungefähr 400,000 Rubel beläuft, und welche der ehemaligen Gattin des Verblichenen streitig gemacht wird, indem nach der Versicherung des Tifliser Konsulats und nach authentischen Briefen des Barons die Scheidung beschlossene Sache gewesen. — Die Fürstin hofft jedoch den Prozeß zu gewinnen, da ihr gegenwärtiger Gatte sehr einflußreiche Freunde in den maßgebenden Kreisen besitzt. —



Ein bunter Strauß.

Gedichte von Heinrich v. Reder.

(München.) (Nachdruck verboten.)

Landsknecht-Lieder.

1.

Wer ist ein Landsknecht ächt und recht?
Wer stets der Erste im Gefecht,
Wer volle Humpen leert zum Grund,
Wer frischen Dirnen küßt den Mund,
Wer seinem Freunde hält die Treu',
Wer Gold verthut wie Haberspreu,
Wer weder vor- noch rückwärts schaut,
Wer immer seinem Glück vertraut
Und sich den Teufel darum scheert,
Wie lang, wie kurz das Leben währt.

2.

Wir sind die luft'gen Lanzen,
Bekannt in aller Welt,
Wo's uns gefällt, da pflanzen
Wir unser luftig' Zelt.

Wir stecken uns're Spieße
Nur flüchtig in den Grund
Und fertig auf der Wiese
Steht unser Haus zur Stund'.

Bedeckt mit weißen Linnen
Soll es errichtet sein,
Die schönste Maid zu minnen
Beim vollen Becher Wein.

Dann ist nichts d'ran gelegen,
Wenn es die Sonn' durchdringt,
Wenn es durchnäßt der Regen
Und wenn der Wind es schwingt.

3.

Vom Barette schwankt die Feder,
Fliegt und wiegt im Winde sich;
Unser Wamms von Büffelleder
Ist zerfetzt von Hieb und Stich.
Stich und Hieb
Und ein Lieb
Soll ein Landsknecht haben.

Uns're Linke auf dem Schwerte,
In der Rechten einen Spieß,
Fechten wir, soweit die Erde
Bald für das und bald für dieß.
Dieß und das,
Volles Glas
Soll ein Landsknecht haben.

Daß wir Sieg und Ruhm gewinnen,
Zieh'n wir lustig in die Schlacht,
Daß wir holde Mägdlein minnen,
Wachen wir bei Tag und Nacht.
Nacht und Tag,
Was er mag,
Soll ein Landsknecht haben.

4.

Zwei Fähnlein Landsknecht standen
Auf weitem Haideplan,
Und todesmuthig rannten
Sie gen einander an.

Ein jeder wack're Degen
Hielt mannlich tapfer Stand,
Bis er sich sterbend legen
Mußt' nieder in den Sand.

Nur Einer schien von allen
Gefeit und fest zu sein,
Und alle sind gefallen,
Die drangen auf ihn ein.

Von riesenhafter Länge
Mit Augen hohl und leer,
Kam er in das Gedränge
Und Keiner wußt' woher.

Mit einem Schenkelknochen
War seltsam er bewehrt,
Davor wie Glas zerbrochen
Stahlpanzer, Helm und Schwert.

Schon schien der Mond, der bleiche,
Still nieder auf das Feld,
Als seinem letzten Streiche
Erlag der letzte Held.

Und als der lag am Boden
In seinem Blut so rot,
Grinzt höhnisch auf die Todten
Als Sieger her der Tod.

Mischka.

Sind ehrlos auch Zigeunersippen,
Unehrlich Kind und Kindeskinder:
Blauschwarzes Haar, kirschrote Lippen
Hat Mischka doch darum nicht minder.

Das Haidenröslein zum Genossen,
Vom warmen Bärenfell umschlagen,
Will ich mit wilden Ungarrossen
Tokayernd durch die Pußta jagen.

Wenn auf der Spur die Wölfe rennen
Dem Schlitten nach mit Hungerzähnen,
So will ich sie mein Liebchen nennen
Und küssen ihr vom Aug' die Thränen.

Schon heult der Rudel durch die Föhren,
Die schneebedeckt am Wege hangen,
Jetzt, Mädchen, sollst du mir gehören
In Lebenslust und Todesbangen.

Miranda.

Scheiden muß ich jetzt, Miranda,
Von dem Paradies der Liebe,
Denn mich ruft die Pflicht des Kriegers
Unerbittlich fort zur Heimat.
Singe mir das Lied des Schmerzes,
Jenes Lied vom Mohrenkönig,
Der vom Christenschwert bezwungen,
Weinend ging von dieser Stelle.
Als er von dem letzten Hügel
Seufzend sah zum letztenmale
Nach dem Schlosse seiner Väter,
Hat die Mutter ihn gescholten,
Ihn getröstet nur sein Liebchen.

Eine Weile schwieg das Mädchen,
Dann die großen schönen Augen
Aufgeschlagen zur Alhambra,
Wo das Gold der Abendsonne
Zögernd hing noch an den Zinnen,
Griff sie spielend, fast wie träumend,
In die Saiten der Guitarre.

Sanft geneigt das Haupt zur Schulter,
Sprach Miranda süß und schmeichelnd:
„Willst du lieber nicht ein Liedchen,
Wie es die Verliebten singen
In den Straßen von Granada
Vor dem Fenster ihrer Schönen
Nachts im Mondschein, bis zum Lohne
Eine Rose fliegt durch's Gitter?"

Nein, mein Kind, denn solche Liedchen,
Wie sie die Verliebten singen
In den Straßen von Granada,
Hab' ich selber schon gesungen —
Stets dieselben Lieder sind es,
Und es wechseln nur die Sänger,
Weil Hispaniens stolze Schönen
Gott und ihre Launen lieben.
Doch die duft'gen Rosen trugen
Scharfe Dornen und mich schmerzen
Noch die Narben von dem Dolche,
Den die Eifersucht gedungen. —

Ihre weißen Zähne glänzten
Durch die blühend roten Lippen,
Und die Augen halbgeschlossen,
Dachte sie vergang'ner Stunden.
Zog ein Lied durch ihre Seele
Weich und lockend, wild und stürmisch,
Unterbrochen jäh und schrecklich
Durch den gellen Schrei des Todes?
Saß sie wieder in Gedanken
An dem Bett des bleichen Fremden
Lange Tage, läng're Nächte,
Den sie pflegte, bis die Röte
Wieder auf die Wangen kehrte,
Den sie liebte mit den Gluten,
Die des Südens heiße Sonne
Rasch entfacht im jungen Herzen?

Plötzlich fuhr sie mit den Händchen
Durch die langen schwarzen Haare,
Ihre dunkeln Augen flammten:
„Nun so lasse dir Romanzen
Von den Eseltreibern singen,
Wenn sie sich und ihren Tieren
Langen Weges Weile kürzen.
Jeder ist ein Caballero,
Wenn ihm auch die Füße streifen
Von dem Sattel auf den Boden.
Treu der Liebsten bis zum Tode,
Glücklich nur in ihren Armen,
Bangt er niemals vor den Messern
Ungeduld'ger Nebenbuhler.
Doch du sprichst von deiner Heimat
Und du wagtest mich zu lieben?
Ziehe hin, bevor's zu spät ist,
Denn die Liebe, Haß und Rache
Schlummern hier auf Einem Kissen."—

Rasch erhob sie sich vom Boden,
Und im Weitergeh'n da sang sie
Eine nie vergess'ne Copla:
„Wenn du wüßtest, welche Liebe
Lebt im Herzen der Gitana,
Würdest wünschen: Wär' Zigeun'rin
Doch ein jedes Christenmädchen."

Bald verklang das Lied im Dunkel,
Das die schlanken Rüstern schatten
Auf den Pfad hinab zum Darro. —

Schon am andern Abend lief ich
Alle Straßen auf und nieder,
Und ich spähte vor den Thoren
In den rebumrankten Höhlen:
Sagt, wo find' ich meine Mira?

Niemand wußt' es, und vergebens
Such' ich heute noch ein Mädchen,
Das so glühend lieben könnte,
Wie mich liebte die Gitana.

Lokomotive „Bismarck“.

„Bismarck“ hieß das schnelle Dampfroß,
Das in ungehemmtem Zug
Einen Hohenzollern-Prinzen
In die Stadt der Welfen trug.

War es Absicht, war es Zufall
Oder Schicksals Ironie?
Vor den Pfiffen solcher Züge
Sinkt bewundernd auf die Knie!

Denn es will mich fast bedünken,
Daß im eisernen Geleis
Sich das Rad der Weltgeschichte
Fortbewegt auf Sein Geheiß.

Einem Heldenmaler in's Stammbuch.

Was Wort um Wort der Dichter spricht,
Machst Du mit Einem Schlag,
Du zauberst Helden in das Licht
Aus dunklem Sarkophag.

Sie reiten wieder in die Schlacht,
Gewappnet, hoch zu Roß,
Aus Zeiten, da die deutsche Macht
Kein festes Band umschloß.

Doch diese da, die kenn' ich gut,
Hurrah! Mein Herz jauchzt auf,
Die brachen wälschen Uebermut
Im raschen Siegeslauf.

Ich seh' sie wieder, Bild für Bild,
O deutsches Volk, blick' her,
Dein scharfes Schwert, dein fester Schild:
Der Kaiser und sein Heer!

Wohin?

Wir tragen ein Sehnen in drängender Brust,
Ein Sehnen zu dämmernden Fernen,
Als wäre ein ewiges Ziel uns bewußt
Dort über den leuchtenden Sternen.

Wir ahnen es dunkel und wissen es kaum,
Ob dort in der blauenden Klarheit
Vergänglichen Lebens befangener Traum
Sich strahlend verwandle zur Wahrheit.

Wir wandern vielleicht in dem Weltenall
Von Stufe zu Stufe zum Guten,
Bis einst mit dem Lichte im Sonnenball
Für ewig zusammen wir fluten.

Laßt uns [illegible]
Laßt uns [illegible]
Laßt uns [illegible]

Heinrich v. Reder.

Ich dachte nicht an die beiden Toten,
Und daß sie vielleicht aus dem Grabe drohten,
Nicht an die vermoderten Bauernschädel,
Mich rüttelt ein rotbackig Bauernmädel,
Das mir gestern versprach mit Hand und Wort,
Mich heut an diesem vermaledeiten Ort zu treffen.
Und stiller — und still ward es rings umher.
Der Nachtwind raunt im Binsenmeer,
Ein Vogel schreit, den im Ueberfall
Der Fuchs sich ersprang vom Torfstichwall.
Einmal raschelt es mir zu Füßen,
Dann klingt es her wie fernes Grüßen,
Und war doch still wie das Leichenhaus —
Und sehnend spannt' ich die Arme aus.

Der Mond erschien, der blasierte Ritter,
Und guckte gleichgültig durch's Wolkengitter.
Nun liegt die Landschaft in mattem Gelbe,
Und ist verwandelt und ist doch dieselbe.

Und wie der segnende Priester vor
That ich zwei Schritte, dann legt' ich an's Ohr
Die Hand und horchte gespannt in die Gegend . . .
Schwankt dort ein Schatten, sich zu mir bewegend?
Und eh' ich noch recht zum Besinnen kam,
Lag mir das Mädel schon scheu im Arm.
Jung war das Mädel, und jung war auch ich,
Gern hatt' ich das Mädel, und gern hatt' sie mich.
Wie's mich durchtanzte mit atmender Lust,
Wenn ich sie herzte, wenn ich sie küßte,
Wenn sich die süßen Psychebrüste
Arglos drängten an meine Brust.
Noch steht sie vor mir, ihr frisches Gesicht,
Wie's aus den Augen ihr treuherzig spricht . . .
Bis ich sie endlich an's Dorf gebracht,
Und träumend zurückfand durch Nebel und Nacht. —

Schon längst ist sie ehrbare Bauernfrau,
Wir beide sind alt, wir beide sind grau.
Doch denk' ich zurück an den Mörderstein,
Fällt mir ein lustig Geschicht'chen ein.



Berlin und München auf dem Gebiete der Kunst.

Von Erich Stahl.
(München.)

Die Macht des politischen Prinzips im nationalen Denken und Empfinden der Kulturvölker ist heute zu einer beispiellosen Entfaltung gediehen. Kunst, Litteratur, Wissenschaft, Industrie, Verkehr — alles ist in seine Abhängigkeit geraten. „Treibt gute, erfolgreiche Politik und alles Uebrige wird sich finden!" lautet das erste Gebot. In der Politik sammelt sich alle materielle, geistige und sittliche Kraft des Volkes,

um von diesem einen Punkte aus das gesamte Räderwerk seines staatlichen Lebens in Bewegung zu setzen. Die internationalen Beziehungen der Kulturvölker, der Grad ihrer gegenseitigen Schätzung, der Kredit auf dem Weltmarkte: alles regelt sich — nicht nach der wissenschaftlichen, litterarischen, künstlerischen, religiösen, sondern strikt nach der politischen Bedeutung des Einzelvolks.

Der Statthalter Gottes auf Erden selbst — man lache nicht! — ist um Staat und Volk gekommen, nicht etwa weil er aufhörte, ein beispiellos religiöser, sittlicher, unfehlbarer Herr zu sein, sondern weil er ein unglücklicher Politiker gewesen. Frankreich, Spanien, Italien sind zurückgegangen, nicht weil es ihnen an Witz, an Erfindung, an schönen Künsten und Wissenschaften gebrach, sondern weil sie schlechte Politik machten. Ja, der ganze europäische Westen droht an seiner Politik vollständig zu Grunde zu gehen — allen natürlichen und historischen Vorzügen zum Trotz!

Und der Osten? Da ist zwar alles noch problematisch — aber laßt die Slaven ihren Bismarck finden, und ihr werdet eine merkwürdige Geschichtswende erleben. Das politische Genie ist beim heutigen Bau der Staaten und Gesellschaften der Faktor, der die Weltschicksale bestimmt und sogar die Herzen lenkt zu Sympathien und Antipathien in einem Gebiete, das man früher schwärmerisch als das „Reich der Ideale" oder mythologisierend als das „Reich der Musen" bezeichnete!

Wien an der schönen blauen Donau, wie lange hat es nicht alle deutschen Herzen bezaubert durch den hohen Ruf seiner Theater, seiner Konzerte, seiner Museen, seiner Ballsäle u. s. w.! Da galt alles als „Prima": die Burg — das erste deutsche Schauspielhaus, die Oper — die erste deutsche Musikbühne, na, und die Küche — die größte gastronomische Hochschule der Welt! Kurz: die *einzige* Kaiserstadt, das *einzige* Wien war der ewige Refrain aller deutschen Kunst- und Lebensenthusiasten.

Und heute — nach der schweren Reihe politischer Mißerfolge? Das deutsche Wien ist im vollen wirtschaftlichen, künstlerischen und geselligen Niedergang! Das gemütliche, tolerante Wien ist nicht mehr im Stande, in seinen Kunstsälen den freien malerischen Gedanken zu schützen, — und während ein Wereschagin Heiligenbilder ausstellt, hält der Kardinal-Fürstbischof von Wien im Stephansdom Prozessionen und Bittgänge, um die beleidigte Gottheit zu versöhnen!

Wien noch eine *deutsche* Kunststadt, wo an *einem* Abend in drei Theatern *französische* Stücke gegeben werden und der Heißhunger nach Pariser Litteratur, Kunst und Modeschnickschnack sich in der schamlosesten Weise äußert? Dazu das Rotwälsch der Wiener Umgangssprache, ein greulicher Mischmasch von französischen, italienischen, magyarischen und slavischen Brocken; die Beamten- und Zeitungssprache durchseucht von der fürchterlichsten Fremdwortspest!

Wo zeigt sich da ein starkes Leben und Weben edlen deutschen Kunstgeistes und Kunstgeschmacks?

Wien als deutsche Kunststadt — es war ein Traum. Er ist ausgeträumt, und die Köpfe und Herzen im deutschen Reich gedenken seiner kaum mehr. Ein waches, kraftvolles Volk hat keine Zeit und Stimmung über Traum-Erinnerungen zu grübeln. Wien mag sehen, wie es sich als österreichisch-slavische Stadt eigentümlich entwickelt und eine glänzende Zukunft gewinnt, nachdem es seine glänzende deutsche Vergangenheit in der Wirrnis unglücklicher Politik verloren.

Selbst in dem Süden des deutschen Reiches, der solange für Oesterreich schwärmte, ist eine unglaubliche Gleichgiltigkeit an die Stelle des früheren regen Interesses für Wien getreten. Und ganz besonders in München, das einst vor antipreußischer Gesinnung und zärtlicher Neigung für alles Oesterreichische und Wienerische sich nicht zu fassen wußte, ist infolge der politischen Wetterwende eine gründliche Gefühlswende eingetreten. Die hervorragendsten Maler österreichischer Herkunft sitzen in München fest und warm und denken nicht daran, nach Wien zu ziehen und dort in romantischer Donquixotterie das zerfallende Deutschkünstlertum retten zu helfen. Wer suchenden Auges nach Wien blickt, das ist der Herr Direktor vom Münchener Gärtnertheater: macht die neueste Wiener Operette von Strauß, Millöcker, Suppé etwas oder macht sie nichts, soll ich sie kaufen oder nicht? Das ist für ihn die

Frage; denn von allen musikalisch-theatralischen Erzeugnissen der Oesterreicher ist es die Operette allein, welche den fremden Markt noch lockt. Genial begabte Meister der ernsten Tonkunst, wie der jetzt an der Schwelle des Greisenalters stehende gewaltige Symphoniker Anton Bruckner, pflegen den modernen Wienern im eigenen Hause unbekannte Größen zu bleiben. Verödet doch allmählich auch die höhere Produktion in der deutschen Litteratur Oesterreichs! Drei oder vier Namen aus der älteren Dichtergeneration — Hamerling, Rosegger, Anzengruber — begründen allein noch als rüstig schaffende Geister den Anspruch Deutschösterreichs auf lebendigen Litteraturruhm. Die vielgenannten Belletristen Franzos, Bacano, Sacher-Masoch haben zu gemischtes Blut in ihren Adern, um als deutsche Vollblut-Schriftsteller und Träger kerndeutschen Litteraturgeistes zu gelten, selbst wenn sie das ausreichende, unzerstückte Talent dazu hätten — was aber bekanntlich nicht erwiesen ist.

München gilt noch als eine Kunststadt ersten Rangs in deutschen Landen sowohl auf dem Gebiete der Oper, wie auf dem Gebiete der Schauspielkunst, der Malerei, Bildnerei und Litteratur. Allein wenn es nach den Maßstäben seiner wirklichen lebendigen (nicht bloß historisch gewordenen) Bedeutung sucht, kann es nur auf eine einzige Stadt blicken, auf die Reichshauptstadt, den Brennpunkt des nationalpolitischen Geisteslebens.

Ueber Bayerns politische Politik wollen wir nicht mehr reden, denn da kämen wir an etwas hervorragend Unpolitisches. Und das Reden hierüber nützt so wenig wie eine Aschermittwochspredigt, wenn der Karneval mit seinen sündigen Lustbarkeiten und Thorheiten vorüber. Aber daß Bayern auch in der Kunstpolitik sich als das „Land der verpaßten Gelegenheiten" erweist, das will nach einem vergleichenden Blick auf Berlins Kunstentwicklung den Meisten heute nicht mehr ganz zweifelhaft erscheinen.

Sehen wir davon ab, daß München einst zwei der stärksten Trümpfe in der Hand hatte: den genialen Musikdramatiker Richard Wagner und den genialen Musikdirektor Hans von Bülow, zwei Künstler, die auf ihrem Gebiete in der Welt von heute nicht ihres Gleichen haben. München hat beide Trümpfe unter den Tisch fallen lassen. Wagner ist todt; Bülow ist neuerdings nach Berlin übergesiedelt. Nicht aus bewußter Politik, sondern aus einem Zusammenspiel günstiger Umstände ist es zu erklären, wenn München trotzdem zur Stunde noch in musikdramatischer Hinsicht den ersten Rang unter den Kunststädten des Reiches einnimmt. Die Münchener Oper schlägt die Berliner wie die Wiener. In Wien ist man unvermögend, die Hauptwerke Wagners unverkürzt und den reformatorischen Absichten des Meisters entsprechend zu geben, in Berlin hat man die „Nibelungen" als Ganzes überhaupt noch nicht herausgebracht, und was man dort von der „Walküre" und vom „Siegfried" zu sehen und zu hören bekommen hat, erwies sich, an Bayreuther und Münchener Aufführungen gemessen, als mühselige Stümperei — denn vom Geiste des Meisters spürte man im Ganzen auch nicht den leisesten Hauch. Gewiß ist Berlin von der Ueberzeugung durchdrungen, daß in dem Lebenswerke Richard Wagners die größte musikdramatische That, das bewundernswürdigste Kunstereignis unseres Jahrhunderts zu suchen sei. Jedoch von dieser Ueberzeugung bis zu dem stolzen, beharrlichen Willen, im Angesichte der ganzen Kunstwelt den großen Musikdramen des deutschen Meisters Wagner im königlichen Opernhause der deutschen Reichshauptstadt eine glanzvolle, wahrhaft königliche Heimstätte zu bereiten, koste es was es wolle, dazu konnte sich der in seinen kleinen Kunstwirtschaftsmaximen verstrickte Gamaschendienstgeist der Berliner Hoftheaterintendanz nicht aufschwingen.

Vergleichen wir damit die Leistungen der Münchener Hofoper, die wiederholte Vorführung des Wagner-Cyklus vom Rienzi bis zum Nibelungenring, die serienweise Darbietung des Ringes selbst, die unverkürzte repertoirmäßige Darstellung von Tristan und Isolde — welche überschwängliche Fülle von künstlerischer Kraft, von organisatorischer Energie, von frischer Begeisterung für die hohen Offenbarungen des reinsten deutschen Kunstgeistes blüht uns hier entgegen!

Alles was uns die deutsche Operngeschichte an ruhmreichen Musikaufführungen

bis zum heutigen Tage aufzuzählen und zu verherrlichen weiß, tritt in den Schatten vor diesen Großthaten des königlichen Hofoperninstituts in München; denn was hier in nie gesehenem Maße bewirkt wurde, geschah einzig und allein mit einheimischen Kräften, mit den gewöhnlichen Mitteln, ohne jede Störung des Repertoires. Das ist es ja, was die gesamte kunstverständige Welt mit Staunen erfüllen muß, daß die Münchener Opernleitung das Außerordentliche in's Werk zu setzen versteht, als wäre es ein Alltägliches, und daß sie die verantwortungsvollsten Riesenaufgaben, die verwickeltsten Probleme mit spielender Sicherheit löst. Darüber wird sich kein Einsichtiger täuschen, daß zur Erreichung einer solchen Höhe künstlerischer Leistungsfähigkeit eine Summe von Vorarbeiten, von Mühen und Sorgen gehört, wie sie nur an einer Anstalt aufgebracht werden kann, die an die Erfüllung ihrer Mission eine wahrhaft heroische Opferfreudigkeit und Gewissenhaftigkeit zu setzen gewohnt ist.

Sehr charakteristische Einblicke in die offizielle Kunstpflege im Norden und Süden des Reichs gewährt auch eine Vergleichung des Gesamtrepertoirs der Hofopern in Berlin und München. Wir sagen es ohne Umschweif: Die Vergleichung fällt entschieden zu Gunsten des Münchener Repertoires aus, es ist nationaler, charaktervoller und steht künstlerisch, d. h. nach dem anerkannten durchschnittlichen Kunstwert der aufgeführten Werke, höher als das Berliner. Das nationale Moment ist aber ohne Zweifel bei dem heutigen Stande unserer Kultureinsichten etwas ganz Wesentliches und Entscheidendes im Verhalten unserer Kunstpflege. Wenn nun das Berliner Opern-Repertoire in diesem Hauptpunkte hinter dem Münchener um ein Erkleckliches zurückbleibt, so darf daraus geschlossen werden, daß die musikdramatische Kunstpolitik in der deutschen Reichshauptstadt eine geringerwertige ist, als in der bayerischen Landeshauptstadt.

Zur Stunde noch, aber was kann uns der nächste Tag bringen?

Man weiß, was höfische Traditionen, persönliche Neigungen und Rücksichten der dirigierenden Herren, die augenblicklich verfügbaren materiellen Mittel, die Gewöhnung der Kritik in der Presse und im Publikum und ähnliche Faktoren auf dem Gebiete der Kunstpflege bedeuten. Denken wir uns in den obersten Kreisen der Reichshauptstadt — Gedanken sind ja zollfrei! — einen plötzlichen Personen- und Regimentswechsel, der auch den Generalintendanten Herrn v. Hülsen mit seinem ganzen künstlerischen und kritischen Generalstab hinwegfegt, so wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, eine Unsumme von seither gebundener nationalkünstlerischer Kraft frei, die antiquarische und exotische Liebhaberei wird zurückgedämmt und ein neues, stolzes, echt deutsches Leben wird auch in der Berliner Oper jauchzend erblühen. Wenn dann die Millionenstadt mit ihren täglich anwachsenden materiellen und intellektuellen Mitteln im Glanze des Kaiserhofes sich zur Hüterin und Pflegerin des nationalen Künstlertums aufschwingt und das Lebenswerk des Bayreuther Meisters machtvoll ausgestaltet und ihm eine so reiche und lebendige Förderung angedeihen läßt, daß jede Konkurrenz erlahmt: wo bleibt dann die unbestrittene Spezialität und Ueberlegenheit Münchens?

Denn daß Berlin die süddeutsche Kunstmetropole auf dem Gebiete der Baukunst, des Ausstellungswesens, der Sammlungen, der bildenden Kunst, der Kritik, des Kunstverkehrs bereits überflügelt hat, ist eine Thatsache, die nur von der Unwissenheit oder von der partikularistischen Parteidisziplin geleugnet werden kann.

München zehrt als Kunststadt — wie gesagt mit Ausnahme seines noch immer frischen und energischen Opernlebens — schon seit Jahren von seinem alten Ruhme. Der Glanz des Hofes ist erloschen, seit der König dem Leben seiner Residenzstadt ferne bleibt, die staatlichen und städtischen Mittel zur Bereicherung der Museen fließen kärglich, die monumentale Kunst ist ganz abgestorben, der Kunstmarkt verliert zusehends an Bedeutung, Ansätze zu neuen Richtungen, die mit genialem Ungestüm nach Freiheit und Anerkennung ringen, zeigen sich weder in der Malerei noch Bildnerei, die Kritik ist greisenhaft erschöpft und verschleißt ewig die nämliche Phrasenweisheit, die Aesthetik ist konventionell und ohne Wirkung auf das Leben. Wie ganz anders in Berlin!

Und selbst die Münchener Oper! Auch hier wird es einmal Abend werden. Die Herren, welche sich durch ihre ausgezeichnete Leitung mit Ruhm bedeckten, werden nicht ewig leben. Hofkapellmeister Levi, stets überfüttert mit der süßen Speise bedingungslosen Lobes, dazu verhätschelt von der Kritik und — andern Damen, wird merklich fett, bequem und grau. Das Vogl'sche Ehepaar, die Säule des Wagner'schen Musikdramas, zahlt auch der Zeit seinen Tribut — — — Berlin hat unerschöpfliche Hilfsmittel, es reißt alles Geniale, Zukunftsmäßige, Jugendliche an sich. Und München?! — Wir werden in einem nächsten Kapitel weiter sehen.



An einen jungen Dichter.

Faschingsepistel von Kurt Mook.

(Laufach bei Aschaffenburg.)

Kunstgenuß kannst Du gewähren
Denen, so im Ueberfluß —
Für das Gros geschund'ner Mähren
Eine Kunst ist der Genuß.

Schwefelsäure mußt Du reden,
Dynamit sei jedes Wort,
Laß den süßen Kunstpoeten
Ihren Mirza Schaffy-Sport!

Sei kein gleißender Loyola,
In die Tiefe wag' den Flug!
Sei ein deutscher Emil Zola
Und Du thust der Welt genug!

Keck entroll' der Armut Banner,
Schreib' der Menge klipp und klar —
Ihr, dem unfreiwill'gen Tanner
Von der Wiege bis zur Bahr'.

Aber nein, ich rate närrisch,
Schwimm' im allerbreit'sten Golf,
Deutschlands Frau'n verlangen herrisch
Träger, Rittershaus und Wolff.



Soziale Zeit- und Streitfragen.

I.

Wo die Ursachen der Geschäftsnot nicht liegen.

Der beste Weg zur Lösung dieser Frage ist eine Untersuchung der Ursachen, welche der wirtschaftlichen Notlage in den vereinigten Staaten zu Grunde liegen. Ein langjähriger Aufenthalt daselbst hat mich veranlaßt, mich eingehend mit dieser Aufgabe zu befassen und eine Reise, die ich letztes Jahr während der schlimmsten Geschäftskrisis wieder dahin machte, hat mir die Gelegenheit gegeben, die Frage in so greller Beleuchtung vor mir zu sehen, daß endlich jede Spur von Zweifel, die noch gewaltet haben mochte, verschwand, Problem und Lösung in ihrer ganzen Klarheit vor mir erstanden.

Eine wesentliche Hilfe hierzu gab mir das berühmte Werk von Henry George

„Fortschritt und Armut", insoweit dessen Beleuchtung der gegenwärtigen Zustände in seinem Vaterlande und deren Grundursache in Betracht kommen, wenn ich auch in Bezug auf Erklärung und Begründung weit von ihm abweiche, worüber mein Buch: „Auf friedlichem Wege", ein Vorschlag zur Lösung der sozialen Frage (Baden-Baden 1884) Auskunft erteilt.

Der geniale Amerikaner hatte es leichter als seine europäischen Kollegen, wenn er versuchte, der wirklichen Ursache der wirtschaftlichen Notlage näher zu treten. Eine Menge von Scheinursachen, die den Blick des Nationalökonomen der alten Welt verschleiern, existieren nicht in seinem Lande.

Von Uebervölkerung, die von kurzsichtigen Malthusianern bei uns oft als die Hauptursache des Uebels angesehen wird, konnte in einem Lande, das noch mehr als die zehnfache Bevölkerungszahl in Wohlhabenheit erhalten könnte, keine Rede sein.

Auch der Moloch Militarismus, der im alten Europa Hekatomben von Blut und Geld verschlingt und dem Viele Alles in die Schuhe schieben, existiert drüben nicht.

Der fanatischste Schutzzöllner kann dem Mangel an Zollschutz drüben nicht die Schuld geben, während der Freihändler schweigen muß, wenn man ihm die noch schlimmeren Zustände im Paradiese des Freihandels, in England, vorführt.

Wenigen kommt drüben auch nur der Gedanke, der verhältnißmäßig geringen Zahl von Juden Schuld zu geben, was auch bei Yankees, die an Geriebenheit die schlauesten Juden übertreffen, nicht leicht verfangen würde.

Finanzpolitiker, die in der Goldwährung die Ursache zu finden meinen, gibt es zwar drüben auch, aber sie haben keinen nennenswerten Anhang mehr, seit sich gezeigt hat, daß die Bland'schen Silberausprägungen ebenso wenig helfen konnten, als die frühere Papierwährung.

Und vollends die politischen Ursachen, auf welchen manche europäische Wirtschaftspolitiker herumreiten, haben im freiesten, unabhängigsten Lande der Welt keine Geltung. Und doch! Woher kommt also die merkwürdige Erscheinung?

Die am meisten gegebene Antwort „Ueberproduktion" zu diskutieren, wäre eine Beleidigung für den Leser. Ich würde ihn auf den Standpunkt der guten Bürger von Rahnstädt herunterdrücken, als sie Onkel Bräsig's Definition, daß die Armut aus der großen Povertät herkäme, mit großem Enthusiasmus aufnahmen.

Das ist ja gerade das ganze Problem, woher es kommt, daß das Volk hungert, gerade weil die Speicher mit Getreide überfüllt sind, daß es in Lumpen friert, weil zu viele Kleider angefertigt werden, und ohne Obdach ist, weil zu viele Häuser leer stehen.

Weil zu viel Getreide da ist, kann der landwirtschaftliche Arbeiter kein Brod finden, weil zu viele Kleider am Weltmarkt vorrätig sind, kann der Schneider keine Arbeit finden, mit deren Lohn er sich Kleider kaufen kann; weil zu viel Häuser leer stehen, kann der Bauarbeiter das Geld nicht erschwingen, um seine Miete zu bezahlen. Woher kommt diese paradoxe Erscheinung?

Wie kann grausiger Mangel neben grenzenlosem Ueberfluß und neben dem Willen und der Macht, das Mangelnde durch eigene Arbeit zu erzeugen, bestehen? Was verbietet dem willigen, fleißigen Arbeiter die Erzeugung dessen, was er bedarf, oder mit dem er sich die Erzeugnisse anderer ebenso williger Arbeiter und Bedürftiger erkaufen möchte?

Thatsächlich werden die Industrie- und Geschäftskrisen immer länger und die Zwischenräume immer kürzer. Auch in letzteren ist von einem eigentlichen guten Geschäft kaum mehr die Rede. Der Nutzen ist auf ein Minimum reduziert, denn aus Mangel an produktiver Arbeit haben sich Tausende und aber Tausende auf den Zwischenhandel geworfen, die sonst produktiv gearbeitet hätten, und die Konkurrenz darin auf's äußerste krankhaft angespannt, so daß Einer den Andern zu unterbieten

sucht, und die Kosten für Reklame und Geschäftsspesen stets größer werden, einen immer wachsenden Bruchteil des Nutzens verschlingen.

Wie ist hier zu helfen, wie ist diesen unheilvollen Vermögensverschiebungen Einhalt zu gebieten, wie eine allmähliche Nivellierung der drohenden kapitalistischen Felstitane zu erreichen, damit sie nicht in ihrem Zusammensturze unsere ganze Zivilisation zerschmettern?

Michael Flürschheim.

2.

Eine neue Lehre der Volkswirtschaft.

Bei Gelegenheit der Verhandlungen über Kolonialpolitik wurde im deutschen Reichstage der hervorragende Anteil mehrerer Börsenfürsten an einigen überseeischen Unternehmungen als ein schlimmer Umstand hingestellt.

Fürst Bismarck widersprach dieser Anschauung und fand in solcher Beteiligung reicher Leute und der daraus hervorgehenden Entstehung neuer Millionäre nicht nur nichts Bedenkliches, sondern er bedauerte umgekehrt, daß Deutschland so arm an Millionären sei.

Mit diesem Bedauern scheint es im Widerspruch zu stehen, daß einer der größten Industriellen Deutschlands am 4. Oktober 1885 in der Deligierten-Versammlung des Zentralverbandes deutscher Industrieller das Vorhandensein zu vieler Millionäre, zu vieler Reichthümer und Ersparnisse als ein großes Unglück, ja als die eigentliche Ursache des industriellen Notstandes bezeichnete.

Nach einem Berichte der „Kölnischen Zeitung" erblickte der Geheime Kommerzienrat Stumm die Ursache der Krankheit, an welcher die Industrie leide, in der Ueberproduktion, welche „hervorgerufen sei durch die ganz beispiellose Kapitalflüssigkeit. Seiner Meinung nach sei die größte Gefahr in volkswirtschaftlicher Hinsicht gerade die Menge der vorhandenen Ersparnisse von Rothschild bis zum kleinsten Sparkassen-Mitgliede herab, die Verwendung suchten und bald nicht mehr finden könnten."

Wenn diese Behauptung des großen Fabrikanten auf richtiger Beobachtung beruht, so ist sie geeignet, Alles über den Haufen zu werfen, was bisher sowohl in der Volkswirtschaft wie in der Privatwirtschaft als Wahrheit und Weisheit galt. Jedenfalls hat das große Publikum ein Recht auf weitere Begründung der neuen Lehre, und vor allen Dingen auf einen neuen praktischen Wegweiser. Stiften die Ersparnisse Unheil, so müssen die Menschen angehalten werden, keine Ersparnisse mehr zu machen, sondern ihr Geld zur Vermehrung des Absatzes auszugeben. Denn „Ueberproduktion" ist lediglich Absatzmangel. Werden die Ersparnisse, den seitherigen Geboten der Volkswirtschaft gemäß, als neue Produktionsmittel benutzt, so steigt unsere volkswirtschaftliche Erkrankung. Benutzt man sie aber, um den Konsum zu steigern, so mildert sich die Krankheit, die Ueberproduktion: die Fabriken haben Absatz, die Arbeiter reichliche Beschäftigung und Lohn, die Handwerker bekommen neue Bestellungen, die Kaufleute neue Kunden. Demgemäß ist schon längst nicht mehr der Sparsame, sondern der Verschwender der vernünftige, nützliche und tugendhafte Bürger.

In dieser Weise wird sich der einfache Menschenverstand die neue Lehre von der unheilstiftenden Menge der Ersparnisse zurecht legen. Die Stumm'sche Verkündung ist nach allen Richtungen hin zu revolutionär, als daß man sie einfach überhören könnte.

In früheren Zeiten bezogen die Staatsmänner wie auch die Staatsbürger ihre

volkswirtschaftliche Erleuchtung aus den gelehrten Büchern der Nationalökonomen. Neuerdings legt man — wie die Errichtung des Volkswirtschaftsrats beweist — größeren Wert auf die Einsichten praktischer Geschäftsleute, namentlich der großen Fabrikanten, der Großgutsbesitzer und Bankiers.

Als die Regierung der praktischen Vernunft ein solches Vertrauen erwies, bezeigte sie den berufenen Männern des praktischen Lebens nicht nur eine große Ehre, sondern sie legte ihnen eine noch größere Verantwortlichkeit auf. Die Regierung hält an ihrem Vertrauen heute noch fest, wie aus dem anerkennenden Leitartikel vom 11. Oktober 1885 deutlich hervorgeht, mit welchem die „Nordd. Allgemeine Zeitung" die oben erwähnte Delegirtenversammlung des Zentralverbandes deutscher Industrieller begleitete.

Was in Köln an Belehrungen zu Tage trat, bewegte sich vorläufig noch in verneinender Richtung. Blos die mitanwesenden Doppelwährungsmänner behaupteten im Besitz eines Heilmittels zur Abwendung des geschäftlichen Notstandes zu sein, was aber die Goldwährungsmänner auf's heftigste in Abrede stellten, Geheimrat Stumm sogar unter dem erstaunten Hinzufügen, „daß er nicht verstehe, wie Industrielle sich hier den Anschein geben könnten, als seien sie über die wahren Ursachen der jetzigen Schwierigkeiten im Klaren."

Aus diesen Worten wäre zu schließen, daß auch er noch nicht im Klaren war, als er gleich darauf seine neue Lehre von der unheilvollen Ueberfülle der Ersparnisse verkündete.

Doch sei dem, wie ihm wolle, die große Masse des Publikums kann in der seitherigen Unklarheit nicht länger verbleiben, weil es weniger in der Lage ist, den allmählichen Durchbruch des Lichtes geduldig abwarten zu können. Selbst die weniger großen Fabrikanten sind in dieser Lage nicht, sondern auch für sie wird der Tag der Ungeduld kommen, wenn auch in anderer Weise, als er für die sozialdemokratisch gesinnten Nichtbesitzenden längst gekommen ist.

Was Herr Stumm als neue Lehre verkündete, läuft beinahe auf die schlimmsten Urteile hinaus, welche in sozialdemokratischen Blättern und Versammlungen über den Bankerott der jetzigen Volkswirtschaft und die Ratlosigkeit der jetzigen Machthaber verlautet. Soll aus der neuen Lehre ein neues Heil erblühen, so muß sie bald durch neue praktische Wegweiser vervollständigt werden.

A. v. Eye.

3.

Das Sparen.

Die Sparsamkeit gilt mit Recht als eine schöne Tugend; sie ist ein Zeichen von Mäßigkeit und weiser Vorsicht und erleichtert in vielen Fällen dem Menschen den Kampf um's Dasein. Vom privatwirtschaftlichen Standpunkte aus ist daher die Sparsamkeit bestens zu empfehlen. Anders verhält es sich jedoch, wenn man die Sparsamkeit zum Heilmittel bei volkswirtschaftlichen Uebelständen stempelt und glaubt, die Lage des Volkes müsse sich durch verallgemeinerte Sparsamkeit, durch größtmögliche Steigerung des Sparsinns bessern.

Nehmen wir an, alle Leute würden so sparsam sein, sich sowohl hinsichtlich der Kleidung, der Wohnung und Nahrung, als auch bezüglich geistiger Genüsse, wie sie Lektüre, Theater- und Konzertbesuch gewähren, viele Einschränkungen aufzuerlegen. Wohin gerieten unsere Kleider- und Lebensmittelproduzenten, unsere Buchhändler, Schriftsteller, Künstler, kurzum die meisten Glieder des Volkes? — Sie alle würden in ihrem Einkommen geschädigt, ihr „standard of life" würde herabgedrückt und die Mehrheit des Volkes dem Elend preisgegeben. Handel, Gewerbe und Künste

litten enormen Schaden. Von einem Wachsen des Wohlstandes, wie ihn die Sparapostel verkündigen, wäre sicherlich nichts zu fühlen.

Allerdings würden die vielen Sparenden beträchtliche Ersparnisse machen; allein mit diesen Ersparnissen auf der einen Seite wachsen die Schuldbeträge auf der andern Seite; denn das ersparte Geld kann ja nur dadurch verzinslich sein, daß es ausgeliehen, beziehungsweise entlehnt wird und so eine Menge Menschen zu Schuldnern macht und zu erwerbsloser Arbeit zwingt.

Die Zinsen entstehen ja nicht aus dem geliehenen Gelde selbst, sind vielmehr Einkommensteile, Arbeitsprodukte der Schuldner, welche diese an die Sparenden abtreten müssen. So weit die Schuldner zinspflichtig sind, ist ihre Arbeit erwerbslos, da sie den Erwerb nicht für sich behalten können, sondern dem Sparenden zu überlassen haben. — Was letztere an Zinsen einnehmen, was sie somit genießen, ohne zu arbeiten, müssen die ersteren erarbeiten, ohne es genießen zu dürfen.

Die momentanen Entbehrungen der Sparenden zwingen die Entlehnenden zu dauernder Entbehrung; und auf ihre dauernde Entbehrung gründet sich der dauernde Genuß der ersteren.

Die Freude über den Zuwachs der Spareinlagen in den Kassen ist ein Zeichen hochgradiger Kurzsichtigkeit in ökonomischen Dingen; denn es wird übersehen, daß mit dem Zuwachs zinsentragender Spareinlagen ein genau ebenso großer Zuwachs zinspflichtiger Schuldbeträge eintritt.

Die Vorteile, welche so den Sparenden erwachsen, entstammen den Nachteilen der Zinspflichtigen, deren Zahl mit dem durch allgemeine Sparsamkeit bewirkten Rückschritt in Handel, Gewerbe und Kunst, d. h. mit der beschränkten Erwerbsfähigkeit fortschreitet. Die Sparkassen, wie überhaupt die Zunahme des Sparsinnes bei den Bessergestellten verschärfen somit die Kluft zwischen Reich und Arm, zwischen arbeitslosem Gewinne und gewinnloser Arbeit.

Was demgemäß, privatwirtschaftlich aufgefaßt, als Tugend gilt, muß nun, vom sozialen Standpunkte, d. h. von dem der politischen Oekonomie aus, als Laster betrachtet werden. Daraus läßt sich erkennen, welches Unrecht unsere auf ihre Wissenschaft so stolzen Nationalökonomen begehen, wenn sie Privatwirtschaft mit Volkswirtschaft vermengen.

Möchte doch die Einsicht allgemeiner werden, daß derjenige, welcher sein Geld in angemessener Weise zu vernünftigen Lebensgenüssen verwendet und das verbraucht, was ihm das Leben angenehm macht, dem Gemeinwesen am meisten nützt, — daß aber auch diejenigen das Gemeinwesen am meisten schädigen, welche so lange Geld zusammensparen, bis sie von demselben, d. h. von der durch dasselbe erzwungenen Zinspflichtigkeit anderer Menschen — leben.

Produktion und Konsumtion sollen sich möglichst decken, dann kann allgemeiner Wohlstand herrschen, dann ist der soziale Organismus gesund und lebenskräftig. Arbeit und Lebensgenuß verteilen sich dann auch gleichmäßiger. Weniger Konsum infolge des Sparens bedingt Ueberproduktion und damit eine Stockung im gesellschaftlichen Körper, welche viele sonst lebenskräftige Elemente der Fäulnis, dem Elende zuführt. Die Produzenten werden bei solcher Stockung schlecht entlohnt, ihre Konsumtionsfähigkeit wird geschwächt, ihre Zinspflichtigkeit erhöht.

Je weniger gespart wird, desto mehr wird konsumiert; je mehr konsumiert wird, desto mehr kann gearbeitet werden, ein desto regeres Leben kann sich auf allen Gebieten der Produktion, materieller wie geistiger, entfalten. Darum dürfen wir sagen: wer genießt, unterstützt, — wer spart, unterjocht.

J. G. Stubenvoll.



Entdeckung der neuen Welt.

Von Karl Bleibtreu.

(Berlin.)

Die Flut verrauscht und die Zeit verrauscht
Und die Sonne verrinnt mit der Welle —
Mein Kreuzpanier im Wind sich bauscht
Und wir steuern mit rasender Schnelle.
Und der Sturm durchwühlt meine Seele, die lauscht
Entgegen der Zukunftsschwelle.

Die Meut'rer drohen mir mit dem Tod,
Wenn keine Erde sich zeige,
So am Horizonte der Morgen loht.
In Deine Hände ich neige
Mein Haupt, o Gott, in letzter Not,
Kein Zweifel beschleicht mich feige.

Denn Wahrheit ist, was ich geträumt,
Und ob mit dem Kreuz sie mich lohnen.
Und ob die einzelne Welle verschäumt,
Das Meer rollt fort durch Aeonen,
Und was sich auch entgegenbäumt,
Das Ziel wird den Glauben belohnen.

Wie durch Weihrauchwolken Marias Bild,
Aufstrahlt der Mond durch den Wolkenrauch.
„Ave Maria" schallt es mild,
Der Glöckner läutet nach altem Brauch.
Ganz Danaë, dem Sterngefild
Entschleiert sich meine Seele auch.

Ein Strahlenregen niedersinkt,
Gedankenschauer herniedergleitet.
Die Strahlenbrücke gen oben winkt
Und himmelan die Sehnsucht schreitet.
Ein einzig Gefühl das All' durchdringt
Und im Gebete das Herz sich weitet.

Die Schiffsglock' läutet die dritte Wacht —
Horch, melancholisch verhallt die Zahl!
Mein Auge brennt durch die Mitternacht —
Ha dort, seht, seht, was will dieser Strahl?
Ist's Fata Morgana's täuschende Pracht,
Geblendeter Augen höhnende Qual?

Ein Zittern plötzlich mich überläuft
Und es umflort sich mein Angesicht —
Meine Hand die fiebernde Stirne streift —
Nein, nein, es bleibt! Ich träume nicht.
Und Gottes Wunder mein Herz begreift — —
Kleingläubige, auf! Land, Land! Licht, Licht!

O Betlehem, o Morgenstern!
Die neue Welt ist gefunden!
In alle Ewigkeiten fern
Ist der nächtige Traum entschwunden.
Wir sind die Freien, wir sind die Herrn —
Das Alte ist überwunden.

Die Frau Majorin.

Novelle von M. G. Conrad.

(Zur Probe aus „Lutetias Töchter".)

(Nachdruck verboten.)

Das Landhaus stand mit dem Rücken gegen den Wald von Saint-Germain, unfern der Terasse mit dem weit und breit berühmten Ausblick auf das Seine-Thal und die Silhouette von Paris am Horizonte.

Der Wald lag noch im tiefsten Schlaf. Nach dem heißen Junitag hatte sich eine unendliche Ruhe auf die nächtige Welt gelegt. Von der Erde stieg ein milder Odem auf und schauerte durch dunkles Laubwerk. Wie im Schlummer erstarrt, standen die alten Buchen und Eichen da im Revier. Ein bleicher Schatten hielt die weißen Birkenstämme umfangen.

Jetzt flog eine leichte Röte im Osten auf und hauchte rosige Streifen auf die silbergrauen Wolken. Ein Zittern ging durch die Luft, das sich mählich zu einem anhaltenden Winde steigerte und murmelnd durch den Wald fuhr, wie mit einem schmeichelnden Flügelschlag die schlafende Welt aus ihrem Sommertraume weckend.

Auf geheimnisvollen Schwingen stieg der Morgen nieder.

Im dichten Buschwerk fäuselte es wie feierliche Musik, weich und lind wie der langsame Nachhall eines feinen, himmlischen Akkordes.

Die Spitzen der Bäume erbebten im klaren Frühschein, und die Dunkelheit sank an den Aesten und Stämmen hinab und verschwand vor dem nachsickernden Licht im warmen moosigen Grund.

Zwitschernd zogen die Vögel ihre Schnäbel aus den Federn, reckten die Köpfchen mit den glänzenden Aeuglein, dehnten die Flügel und streckten die Beinchen. Ein breiter Strom neuerwachten Lebens zog durch Feld und Wald und Busch, und tausend Stimmen jubelten der aufgehenden Sonne entgegen. Die Blumen öffneten ihre Kelche und berauschten sich am Lichte des jungen Tages. In den Bäum[illegible] der quellende Saft gegen die letzten Knospen, die klebrigen [illegible] sich die Blüte frei und freudig entfalte.

Wie eine rauschende Symphonie von [illegible] von Klängen, Lichtern und Farben [illegible] war angebrochen

h g i r e b t l e (a l s l i l i j s i

bringen verstanden. Das stimmte den guten Major zuweilen etwas melancholisch, aber die Frau Majorin wußte durch verdoppelte Zärtlichkeit die Sorgen ihres Gatten zu zerstreuen. Fünf Jahre erst — wer weiß, was noch werden mag!

Und die Ehe hatte doch so poetisch begonnen — sollte sie nicht halten, was sie in den ungezählten seligen Nächten, in den freudevollen Tagen der ersten Jahre versprochen? Sollte sie dereinst in einem einsamen, familienlosen, kalten Alter voll Trauer und Wehmut über ein resultatloses Liebesleben enden? Sollte der Greis, die Greisin des letzten Gattentrostes beraubt sein, im Sterben die segnende Hand auf ein teures Kindeshaupt legen und von Kindesmund den Scheidekuß beim Antritt der dunklen Wanderung durch das Thal des Todes empfangen zu dürfen?

Beide Gatten hatten den Körperzuschnitt aus sagenhaften Hünenzeiten. Das hatte sie einst zuerst zu einander hingezogen, dieses herrliche, im heutigen Frankreich so seltene Körpermaß. Es war bei einem Waldfeste, das der Verein „Teutonia“, die beliebteste, gemütlichste und in Vermittelung zärtlicher Annäherung glücklichste Gesellschaft der deutschen Kolonie in Paris, in dem prächtigen Revier von Saint-Germain nach deutschheimatlicher Sitte feierte. Major Flaubert, damals noch Kapitän und auf Urlaub, wurde durch einen bayerischen Freund, der gleichfalls ein gewaltiger Waldschwärmer und dazu ein fanatischer Vereinsmeier, bestimmt, sich der lustigen „Teutonia“ ganz heimlich anzuschließen. Der Zufall fügte es, daß bei der Ausfahrt Flaubert und Annette, die beiden längsten Gestalten der Festgesellschaft, in dem nämlichen Koupee sich gegenüber fanden. Das gab zunächst manchen Scherz, manche launige Bemerkung — als aber der Wald das stolz gewachsene Menschenpaar aufgenommen hatte und sie unter den rauschenden Wipfeln und den Klängen deutscher Lieder an dem sonnendurchgoldeten Tag dahinschritten wie Sprößlinge aus altem Reckengeschlecht, da wußte man's ohne Frage, ohne Besinnen: die müssen für einander sein!

Auch die erste Erklärung der beiden Kraftgestalten hatte etwas Ursprüngliches, von dem schwächlichen Brauchtum der konventionellen Gesellschaft Abweichendes. „Sei mein!“ in diesen beiden Worten lag das ganze Liebeswerben d[illegible] Kapitäns [illegible] Flaubert ausgedrückt. Eine heiße, wilde Umarmung folgte bl[illegible]ig, ent-

[illegible] der Leidenschaft eines Mannes ein Sp[illegible]u sein,
[illegible] Worten und Schwüren und Goldsti[illegible] klim-
[illegible] mein Herz und meine Fr[illegible] ver-

der
ten
dem
rnen
walt
ichts
Ab-
zwei-
ester
ähn,
ßte
ster,
s es
cht
ge-
gier
von
vir

bald mein Gatte sein. Sein Wesen steht vor mir wie die Erfüllung von allem, was ein Weib wie ich nur träumen kann. Du kannst mir zu dem künftigen Gatten, Dir zu dem künftigen Schwager Glück wünschen."

Der Kapitän mußte zu seinem Regiment nach Afrika zurückkehren. So sicher waren sich die Liebenden ihres Entschlusses, nie mehr von einander zu lassen, und ihrer Kraft, ihre legitime Vereinigung durchzusetzen, daß die zeitweilige Trennung einen phantastischen, geheimnisvollen Reiz für ihre Seele hatte. Eine Reihe von äußeren Schwierigkeiten war zu überwinden — und sie ward überwunden. Nach einem Jahr kehrte der Kapitän als Major zurück. Er hatte seine Versetzung nach Paris als Sachverständiger der parlamentarischen Kommission für algierische Angelegenheiten zu bewirken gewußt. Das Wiedersehen war die helle Seligkeit.

Als seine Kameraden erfuhren, daß er sich demnächst mit einer „Preußin" zu vermählen gedenke, gingen die Hänseleien und Intriguen los. Der chauvinistische Uebermut begann gerade damals in der Presse seine ersten Trümpfe gegen die Preußen und Preußenfreunde auszuspielen. Der Major bekam die boshaftesten Stichelreden zu hören.

„Eine Preußin als Frau eines französischen Offiziers? Ei, das ist verdammt klug, um lohnende Spionage im eigenen Hause zu züchten."

Natürlich mußte sich der Major mit dem Lästerer schlagen. Der freche Chauvin wurde gründlich abgeführt.

Nun wurden die Saiten hämischen Spottes aufgezogen.

„Eine Sauerkrautesserin als Pariser Frau Majorin, auch nicht übel! Und dieses Muster von Eleganz, das damit in die schönere Hälfte unseres Offizierkorps eingeführt werden wird! Es ist zu wetten, daß die holde Preußin auf dem denkbar größten Fuße lebt und alle Pariser Schuhmacher zur Verzweiflung bringt. So wird ein französischer Offizier einen transrhenanischen Schuster mehr in Nahrung setzen müssen . . . ."

Major Flaubert machte kurzen Prozeß; er gab seine Demission. Damit war er mit einem Schlage den ekelhaften Hetzereien entrückt. Bald darauf fand die Hochzeit statt. Die ersten Ehemonate wurden auf einer Reise durch Deutschland, am Rhein, in Schwaben und Bayern verlebt. Dann siedelten sich die Gatten in aller Stille auf dem Lande bei Paris an; später wurde die kleine Villa mit großem Garten in Saint-Germain erworben . . .

Der Major stand wie gebannt von dem Zauber des Johannismorgens auf dem Balkon und sein Auge konnte sich nicht satt sehen an dem wonnigen Schauspiel. „Unbeschreiblich schön! Und dergleichen pflegt man nach der schlechten städtischen Gewohnheit zu verschlafen — es ist unverantwortlich. Sollte ich nicht Annette wecken?"

Aber wie war er denn selbst dazu gekommen, heute so früh auf zu sein und sich im Hause herumzutreiben, statt im weichen Ehebette an der Seite der Geliebten selig in den hellen Tag hineinzuträumen? Denn das mußte er sich bei aller Naturbewunderung doch eingestehen, daß der alte Soldat im heiligen Ehestande ein recht gründlicher Langschläfer geworden. Ja, ja, mein bester Major, sag's nur rund heraus, was dich heute früh nicht mehr im Bette duldete, war weniger die Johannisandacht, als vielmehr die famose „Poularde de Bresse", welcher du zu kräftig zugesprochen und deren späte Verdauung dich so merkwürdig erregt hat. Annette hingegen verdaute und schlief so prächtig, und du Schlafloser hast sie nicht zu stören gewagt und bist von ihrer Seite heimlich fortgeschlichen, als sie dir leise schnarchend den Rücken zukehrte. Weiberschlaf ist heilig und unantastbar, nicht wahr, brav disziplinierter Eheherr?

Die Geschichte war nämlich so. Nach längerem Besuch war Emma gestern wieder nach Deutschland heimgereist. Das ließ doch eine gewisse schmerzliche Empfindung zurück und der Abendtisch der beiden nun plötzlich wieder vereinsamten Gatten litt merklich unter der Abschiedsstimmung. Man war einsilbig, aß ein wenig Suppe, trank ein wenig Wein — alles ohne rechten Appetit, und der Rest von der

köstlichen „Poularde de Bresse“, ein auserlesenes Meisterstück der Köchin Justine, blieb ganz unberührt. Schon nach neun Uhr hatte das geräumige Ehebett die beiden Gatten aufgenommen. Gegen Mitternacht erwachte Annette. Sie gähnte und wälzte sich unruhig von einer Seite auf die andere. Dabei stieß sie mehrmals den Eheherrn an, daß auch er schließlich erwachte.

„Was ist Dir, meine teure Annette? Du bist doch nicht leidend?“

„Nein, ich glaube, der leere Magen läßt mich nicht schlafen. Ich spüre etwas wie Hunger.“

„Zu dieser ungewöhnlichen Stunde?“

„Ein Stückchen von der Poularde würde mir gewiß gut thun. Das weiße, zarte Fleisch, es ist kurios, ich hab' davon geträumt und jetzt wässert mir ordentlich der Mund darnach. Und dazu ein Gläschen von dem Roten, weißt Du?“

„Das wäre eine Idee! Aber Justine wird uns auslachen, wenn wir sie jetzt aufwecken, damit sie uns im Bett serviere . . . .“

„Das ist wahr. Lassen wir's. Es muß so auch geh'n. Gut Nacht, Liebster!“

„Ei nein! Wenn mir mein teures Weib bis morgen früh Hungers stürbe, he? Weißt Du was, Schatz? Ich selbst werde das Amt der Justine verwalten und eigenhändig servieren, so erfährt keine Seele etwas von unserer mitternächtigen Bettmahlzeit.“

Und mit einem flinken Satze war der Major aus dem Bette.

„Höre,“ rief ihm die Majorin heimlich nach, „ein Schluck von dem alten roten Saint-Peray würde recht gut dazu stimmen. Im Buffet steht noch eine Flasche...“

Der Major kam zurück, auf der Schulter zwei Servietten und das Tischtuch, unter dem Arme die Bestecke und Teller, in der einen Hand die famose Poularde, in der andern die Weinflasche und schickte sich an, beim geheimnisvollen Schein der Nachtlampe die Schmauserei auf dem Bette zuzurüsten.

„Siehst Du, wie ich's verstehe! Als ob ich meiner Lebtage nichts als Orgien inszeniert hätte!“

„Bravo! Nun wollen wir schwelgen. Aber noch ein Weinglas, verehrter Mundschenk!“ Und die Majorin richtete sich vergnügt im Bett auf, glättete die Decke, zupfte das weiße Tafeltuch zurecht und begann mit Messer und Gabel zu hantieren.

„Aber ich?“ fragte der Major, im Hemde vor dem Bette stehend und mit komischer Jammermiene den vom Festmahle Ausgeschlossenen spielend.

„Du?“ scherzte Annette, indem sie mit ihren glänzenden Zähnen in ein saftiges Schenkelstück biß, „Du? Du darfst hernach wieder abdecken und die hübschen Knochen abnagen.“

„Sehr großmütig, Herrin!“ entgegnete er und sperrte den Mund auf, bittende Töne hervorgurgelnd. Annette schob ihm lachend das bewußte runde fette Hinterstückchen vom Huhn hinein.

Nun setzte sich der Major vorsichtig auf den Bettrand und die Gatten tafelten selbander, bis der letzte Fleischrest und der letzte Tropfen verschwunden waren. Ach, wie köstlich das schmeckte! Ein wahres Liebesmahl!

„Jetzt noch einen Bissen Brod — dann den Mund rein gemacht — — dann einen Kuß — und jetzt gute Nacht!“ Damit fuhr die Majorin unter die Decke, streckte die Beine aus, wälzte sich gegen die linke Seite und drückte die Augen zu. „Georges, komm' bald und erkälte Dich nicht!“ rief sie noch zärtlich fürsorgend aus dem Kissen hervor. Am Buffet hörte man den Major noch mit dem Geschirr klappern — dann wurde es ganz stille. Eine selige Ruhe breitete sich über die Schlummerstätte der liebenden Gatten.

Aber der rote Saint-Peray, ein echter Schelm von einem alten Wein, prikelte doch zu lebhaft in den Adern des Majors und trieb ihn zu ungewohnt früher Stunde aus dem Nest.

Endlich war auch Annette erwacht. Sie konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken, als sie den Platz ihres Gatten im Bette leer fand. „Georges, wo bist Du denn?“ rief sie sich aufsetzend und die vom Schlafe feucht glänzenden

Augen reibend. Der Major kam auf den Ruf durch die Salonthür hereingeschlichen und legte lächelnd den Zeigefinger an den Mund: „Pst! Schlaf', Kindlein schlaf', der Vater hüt't die Schaf!"

„Wo treibst Du Dich denn herum, Liebster?"

Würzige Waldluft strömte durch Fenster und Thür des Salons in das dämmerige Schlafgemach, und plötzlich machte sich ein Zuglüftchen auf und blies die schwache Flamme des Nachtlichtes aus.

„Ich habe unserer sommerlichen Waldheimat auch einmal eine Ueberraschung bereiten und ihr recht früh einen vergnügten, guten Morgen unter vier Augen sagen wollen," sprach der Major halblaut in schmeichelndem Tone. „Bist Du eifersüchtig, Annette? Du glaubst nicht, wie wunderlieblich heute der Johannistag angebrochen ist. Erinnerst Du Dich — Johannistag —?"

„O Liebster, ob ich mich erinnere! Aber ich empfinde die Erinnerung doppelt süß im Bette, denn ich habe erst in einem sanften Traumbilde all' die Orte gesehen wie in himmlischer Verklärung, wo wir damals . . . ."

„Ach komm," unterbrach sie der Major, „lass' uns davon ein wenig plaudern!" Er lüftete die Decke und schlüpfte zu seiner Annette ins Bett, wo er sich der ganzen Länge nach an ihren warmen, Gesundheit und Zärtlichkeit wie einen ambrosischen Duft ausströmenden Leib schmiegte.

„Hu, bist Du frisch! Deck' Dich gut zu, unvorsichtiger Morgenwandler!" Annette drückte und strich ihm die weiche Seidendecke über den Körper.

„Also lass' uns davon ein wenig plaudern! Die erste Nacht in Heidelberg . . . ." hob der Major voll überquellender Behaglichkeit an.

„Nein, nichts von Heidelberg . . . . Welch' ein göttlicher, glühender Kampf . . . . Bitte, bitte! Gehen wir gleich nach Stuttgart . . . ."

„O ja, Stuttgart, alle Hochachtung! Hotel Marquart . . . . Ich gehe abends noch ein wenig aus, schlendere über den Schloßplatz, um meine Zigarre zu rauchen, nachdem ich mit meiner Annette verabredet, daß sie mich in einem halben Stündchen zurück erwarten soll. Stuttgart ist wunderschön in tiefdunkler Nacht, wenn man keine fünf Schritte weit sieht und Straßen und Plätze absolut menschenleer sind — und in meinem Entzücken über das Nachtbild der schwäbischen Residenz verlängert sich die halbe Stunde unbemerkt zu einer ganzen. Hastig kehre ich mich auf dem Absatze um und steige heim. Mein Herz frohlockt über die erste klassische Gardinenpredigt, die ohne Zweifel meiner wartet. Ich poche kouragiert an die Thür Nr. 92, einmal, zweimal, dreimal. Alles bleibt mäuschenstille. Etwas weniger kouragiert stecke ich den Schlüssel in's Loch und drehe einmal, zweimal. Die Thür bleibt geschlossen, denn sie ist von innen verriegelt. Ich presse meinen Kopf an den Pfosten und suche durch Flüsterworte den Eintritt zu erreichen. Erfolglos. Tausend verzweifelte Gedanken jagen durch mein Gehirn, mein Herz schlägt mir bis zum Hals herauf. Unmöglich, eine vernünftige Lösung des Rätsels zu finden. Das ganze Hotel schläft. Ich wage nicht, es zu alarmieren. So beziehe ich denn die Wache vor meines Liebchens verriegelter Thür. Wenn mein Liebchen überhaupt noch dahinter ist, sage ich mir in dunkler Verzweiflung. Was Liebchen! stürmte dann meine Verzweiflung weiter; es handelt sich um mein Weib und ich, ich bin ihr Herr — und sehe mich in der zweiten Nacht schon zu dieser lächerlichen Rolle verdammt! Auch diese Gedankenphalanx erweist sich machtlos — und konzentriert sich rückwärts. Ich sinne auf heilige Beschwörungsformeln. Sesam, Sesam, thue dich auf! Endlich schlägt die Geisterstunde. Mein gespannt lauschendes Ohr vernimmt ein Rascheln und Knistern hinter der Thür; durch das Schlüsselloch dringt ein dünner Lichtschein und wirft einen hellen Punkt auf die dunkle Korridorwand . . . ."

„Und dann", nimmt die Majorin kichernd die Erzählung auf, „geschieht das Phänomenale: die Thür öffnet sich, eine weiße Frau leuchtet in geisterhafter Attitüde heraus und zieht den verzweifelten Nachtschwärmer hinein. Mein Gott, ja, ich hatte den Riegel vorgeschoben, war aber vor lauter Erwartung gründlich eingeschlafen.

Aermster Mann! Aber sag', bist Du für die ausgestandene Not nicht reichlich entschädigt worden?"

„Ueber alle Massen reichlich, jawohl, und die verstümmelte Nacht wurde noch zu einer der allerschönsten meines Lebens. Unvergeßliche Glücksstunden!"

„Vergiß auch nicht die Heimkehr vom Hasenberg," hob jetzt Annette wieder an, indem sie nach der Hand ihres Gatten griff und dieselbe zärtlich drückte. Die Sonne ging unter, die grünen Hügel flammten auf in ihren letzten Strahlen, die Stadt mit ihren Türmen lag dämmernd zu unsern Füßen, am dunkelblauen Himmel erglänzten die ersten Sterne und wir wandelten Arm in Arm im sanften Abendfrieden den Berg hinab wie in einer seligen Traumwelt, das Herz überströmend von unsagbarem Liebesglück . . . ."

„Ja, ja", fiel Georges ein, „und wie uns die beneidenden Blicke der Menschen folgten: wir waren ein stolzes, glückliches Paar! . . . ."

„Dann nach München und an den Starnberger See. Es war eine gewitterschwüle Nacht. Ein Wolkengebirg türmte sich über das andere. Dann rollte ferner Donner von den Alpen her. Wir saßen Hand in Hand auf dem Balkon. Du lehntest Dein Haupt an meine Schulter. Ein Blitz zuckte auf nach dem andern und schien die Wolkenburg in Brand zu setzen. Unter dem fahlen Widerschein leuchtete der Spiegel des Sees. „Wieder ein Blitz!" riefst Du, „und sieh, wieder einer!" und hattest eine närrische Freude an dem phantastischen Flammenspiel . . . ."

„Und für jeden Blitz bekamst Du einen Kuß!"

„Nur einen?" fragte Annette scherzend zurück und preßte ihre Lippen zärtlich auf den Mund des Eheherrn.

So erzählten die Gatten in seliger Erinnerung abwechselnd fort, bis eine süße Ermattung sie übermannte, und Brust an Brust in zärtlichster Umarmung sie aufs neue entschlummerten.

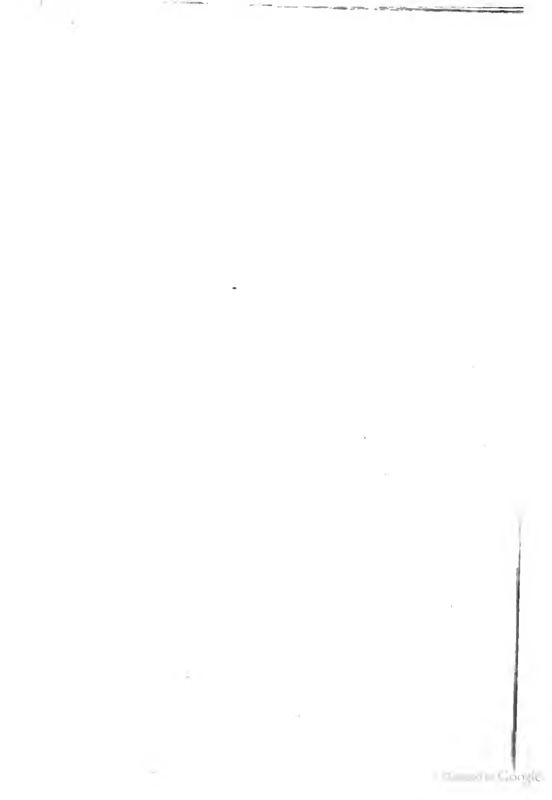
Draußen aber im rauschenden Walde von Saint-Germain schmetterten die Vögel, und darüber funkelte die Johannissonne im wolkenlosen Azur, und ganze Wogen hochsommerlicher Düfte umzitterten das Landhaus der Glücklichen.

Justine kam wiederholt auf den Zehen an die Schlafzimmerthür geschlichen, um zu erspähen, ob die Herrschaften denn immer noch kein Verlangen nach dem Frühstück trügen, und jedesmal mußte sie ratlos zu ihrer Kaffeemaschine, die heute gar nicht aus dem Brodeln herauskam, zurückkehren.

* * *

Nach dreimal drei Monaten etwa schrieb Annette an ihre Schwester Emma in Deutschland: „Unserem Hause ist ein großes Heil widerfahren. Ich bin eines prachtvollen Jungen genesen. Der Major ist außer sich vor Freude und Stolz. Nur in der Namensnennung können wir uns nicht einigen. Das droht zum ersten Streitfall in unserer Ehe zu führen. Soll ich nachgeben und, wie mein Mann durchaus will, den blondlockigen und blauäugigen Schlingel Saint-Jean heißen? Wenn Hans bei den Franzosen nur nicht so provozierend deutsch klänge, so wäre mir diese Form noch am annehmbarsten. Was meinst du? Der junge Riese schreit ungeduldig nach seinem Namen. Tante hilf!"







Carl Bleibtreu

Das Verdienst, den ersten Anstoß zu der jetzt überall diskutierten und in Frankreich und Belgien bereits praktisch begonnenen Reform des Gymnasialunterrichts gegeben zu haben, gebührt unstreitig den Aerzten und vorzugsweise deutschen Aerzten. Zwar hatte schon Herder gewaltig geeifert gegen den geisttötenden Wort- und Formelkram in den humanistischen Gymnasien; so fragt er in seinen „Schulreden“: „Was soll der Unrat dessen, was man zu ewiger Vergessenheit lernt? . . . Warum sollten wir die Jugend damit töten?“ Jean Paul wird nicht müde, immer und immer wieder auf den gleichen Krebsschaden hinzuweisen; Goethe, Schiller und so ziemlich sämtliche Heroen deutschen Geisteslebens huldigten ähnlichen Ansichten; und Alexander v. Humboldt sagt kurzweg: „Wäre ich der heutigen Schulbildung in die Hände gefallen, so wäre ich geistig und leiblich zu Grunde gegangen.“

Trotz dieser gewichtigen Stimmen blieb aber doch alles beim Alten; man ließ die Großen reden und paukte rüstig weiter. Eigentliches Leben bekam die Frage erst in der Mitte der siebziger Jahre, als Dr. Laehr in der Versammlung deutscher Irrenärzte zu Eisenach über die Geisteskrankheiten der Schüler sprach, denn das frühere Vorgehen von Dr. Güntz in derselben Sache (1859) war unbeachtet geblieben; auf Dr. Laehr dagegen folgten bald Dr. Finkelnburg (1877) und Dr. Hasse (1880), und die Debatten über diese Frage auf den Versammlungen deutscher Irrenärzte 1880 und 1881 fanden ihren Wiederhall weit außerhalb der Fachkreise bis in die gesetzgebenden Körperschaften.

Nun ist freilich die Frage: ob die Schuleinflüsse direkt Wahnsinn erzeugen, wissenschaftlich auch heute noch nicht entschieden; aber diese scheinbar über das Ziel hinausschießende Fragestellung hatte das Gute, die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Unterricht überhaupt und namentlich auf den Gymnasial-Unterricht zu lenken, und die bisher ungehört verhallten Klagen der Eltern durch die Autorität wissenschaftlicher Kapazitäten zu verstärken. Seitdem erst steht die Reform des Gymnasial-Unterrichts im Vordergrunde des Interesses, und nun erst ist ihr Zustandekommen in früherer oder späterer Zeit gesichert; während früher die pädagogischen Kreise sich meist kühl ablehnend verhielten, sind sie seither in die Diskussion eingetreten, und jetzt gewinnt auch in ihren Reihen die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer Reform immer mehr Boden.

Als mehr oder weniger rasche, mittelbare und unmittelbare Erfolge des Aufnehmens der Frage seitens der Aerzte überhaupt sind zu verzeichnen:

Die vollständige Neuorganisation des klassischen Unterrichts 1880 in Frankreich, wo die Mängel am ärgsten waren und infolge dessen die Reform eher einem Umsturze ähnelte, was nicht ohne üble Folgen, für die Uebergangszeit namentlich, bleiben konnte.

In Belgien 1881 die Verlegung des Studiums der alten Sprachen in höhere Klassen, so daß der Unterricht im Lateinischen erst zu zwölf Jahren beginnt. (In Deutschland beginnt er zu neun Jahren, in Basel und Genf zu zehn, in Frankreich, in Bern und Zürich zu elf, in Aarau wie in Belgien zu zwölf Jahren; er dauert in Deutschland neun, in Basel und Genf acht, in Frankreich, Bern und Zürich sieben, in Aarau sechs und in Belgien fünf Jahre.)

In Preußen das ministerielle Rundschreiben vom 31. März 1882, nach welchem von Ostern 1883 ab Latein um neun Stunden und Griechisch um zwei Stunden gekürzt und der Beginn des Unterrichts im Griechischen von Quarta nach Untertertia verlegt wurde. Ferner das ministerielle Rundschreiben vom November 1884, betreffend die Ueberbürdung der Schüler höherer Lehranstalten mit häuslichen Arbeiten, welche Ueberbürdung fast ausschließlich auf die Verhältnisse im Unterricht der alten Sprachen zurückzuführen ist; und dieses Rundschreiben gewinnt für den Hygieniker eine hervorragend erfreuliche Bedeutung durch den Passus, welcher besagt: „Dieses Maß der Ansprüche an die häusliche Beschäftigung der Schüler sollen die höheren Schulen auch in dem Falle einhalten, wenn sich daraus ergiebt, daß in dem einen oder anderen Gegenstande der Umfang des Lehrstoffes beschränkt, die Höhe des Lehrzieles herabgesetzt werden müßte.“ Dieses prinzipielle

Zugeständnis an die Forderungen der Hygiene, diese Bereitwilligkeit, den Pflock nötigenfalls sogar ein Loch tiefer zu stecken, und dies von der höchsten Unterrichtsinstanz in Preußen ausgesprochen, — dafür schuldet die Erziehungshygiene Herrn v. Goßler einen ganz besonderen Dank.

Freilich bleibt überall noch sehr viel zu tun, um den minimalsten Ansprüchen der geistigen Hygiene auch nur einigermaßen gerecht zu werden; aber es darf auf der anderen Seite nicht verkannt werden, daß die wissenschaftliche Ausarbeitung dieses Teils der Gesundheitswissenschaft ebenfalls noch in den ersten Anfängen steckt, und daß die obersten Unterrichtsbehörden eines großen Landes nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet sind, von der Wissenschaft genügend begründete und praktische Vorschläge zu verlangen, bevor sie auf dem Boden der Reformen weitergehen. So lange aber die Seelenkunde auf der Grundlage philosophischer Spekulationen allein ruht, statt von der Beobachtung und namentlich der Beobachtung des sich entwickelnden Seelenlebens auszugehen, so lange ist auch an keinen wissenschaftlichen Ausbau der Hygiene des Unterrichts zu denken. Hic haeret aqua.

Aber die Mißstände sind inzwischen gar zu arg und gar zu augenfällig geworden. Das tägliche Leben verlangt gebieterisch von Jedem eine Erweiterung seines Wissens und Könnens, drängt Jedem die Notwendigkeit dieses erweiterten Wissens im Kampfe um's Dasein täglich klarer auf. Die Grundlage des Wissens sollen die Schulen liefern; deshalb stopft man immer mehr Wissenschaft in die Lehrpläne, will das Moderne nicht ganz vernachlässigen und von dem bisher Geübten nichts ablassen; und so kommt man zu der Ueberfüllung, die auch dem blödesten Auge als schädliche Ueberladung erscheint. Nun ist die offizielle Psychologie noch nicht so weit, um den einzuschlagenden Weg mit Sicherheit anzugeben? „Desto schlimmer für sie," sagen die Empiriker, „dann müssen wir uns ohne sie behelfen. Denn so geht's nicht weiter." Und schweizer Unterrichtsminister treten auf's neue zur Beratung zusammen.

Der schneidigste unter ihnen ist Herr Gobat, Erziehungsdirektor vom Kanton Bern. Für die öffentliche Meinung in der Schweiz jedesfalls auch einer der einflußreichsten, denn Bern ist Bundesstadt, Sitz der obersten Bundesbehörden, und derart, trotz alles Gegenzerrens der Kantönligeistler, moralisch der Mittelpunkt der Eidgenossenschaft. Freilich ist jeder Kanton in Unterrichtssachen so gut wie ganz sein eigener Herr; kein Kanton kann gezwungen werden, die in Bern beliebten Reformen ebenfalls einzuführen; aber eine Art von moralischem Einflusse übt das Vorgehen Berns immerhin aus, das liegt schon in der Natur der Verhältnisse. Außerdem ist jedem guten Schweizer seine Schule an's Herz gewachsen; sie ist — — wie es von Rechtswegen überall sein sollte, sein höchstes Kleinod, sein Stolz, die sicherste Gewähr für eine weitere gute Entwickelung des Vaterlandes, das ihm trotz alledem und alledem weit über allen Parteifragen, ja sogar über allen religiösen Streitigkeiten steht. So kommt es, daß das Schulwesen in allen Kantonen mit gleicher Vorliebe, fast möchte ich sagen: Zärtlichkeit, behandelt wird, gleichviel ob augenblicklich die liberale oder die konservative Partei an der Spitze der Kantonsgeschäfte steht, gerade so wie jedem Schweizer die Eidgenossenschaft als unantastbares Heiligtum gilt, er mag gleichviel welcher Partei oder Religion angehören, ja sogar anscheinend ganz vom Kantönligeist erfüllt sein; und so kommt es, daß im Unterrichtswesen jeder Kanton sein Aeußerstes thut, um sich hierin von den anderen Kantonen nicht überflügeln zu lassen, daß also vernünftige Reformen im Unterrichtswesen verhältnismäßig viel rascher sich verbreiten als die auf anderen Gebieten.

Die deutsche Schweiz nun ist mit der Reform des Gymnasialunterrichts in derjenigen Weise vorgegangen, die oben durch den verschiedenen Beginn und die verschiedene Dauer des Unterrichts im Lateinischen charakterisiert wird; und da will die romanische Schweiz nicht zurückbleiben, denn die Reform hat sich als gut bewährt, und in den romanischen Gymnasien steht der angebliche Klassizismus, in Wirklichkeit der Wort- und Formelkram, noch in vollster Blüte. Die vortreffliche Broschüre von Adolphe Tschumi (selbst Lehrer in Genf) „Routine et Progrès"



(Genf, 1883) giebt hierüber die schlagendste Auskunft. Nirgends wird so viel „Grammatik" getrieben wie im Genfer College und Gymnase, da hier die Sprachen überhaupt 73,02 Prozent des gesamten Unterrichtsstoffes betragen, gegen 67,94 Prozent in Preußen und 63,36 Prozent in Aarau; trotzdem sind gerade die linguistischen Kenntnisse der Abiturienten die mindest hervorragenden, wie die wiederholten Rapporte des Staatsrats konstatieren. Der Muttersprache werden in Genf 26,07 Prozent, in der deutschen Schweiz dagegen nur 11 bis 12 Prozent, in Preußen gar nur 8,55 Prozent des Unterrichts gewidmet, — aber die Genfer Abiturienten sind trotzdem keine großen Sprachtalente, und der Staatsrats-Bericht von 1881 beklagt im Gegenteil ganz besonders „den Mangel an Spontaneität, Raschheit und Genauigkeit in den Antworten der Schüler." An der Quantität des dargebotenen Wissensstoffes kann das also nicht liegen, wohl aber an der Methode des Unterrichts, die ihrerseits mit dem früheren oder späteren Beginn des Sprachunterrichts auf das Innigste zusammenhängt; es ist klar, daß der Sekundaner keine besondere Vorliebe und auch kein Verständnis für Sprachstudien haben wird, wenn man ihn von Quinta an mit dem Auswendiglernen unbegriffener Worte und trockener grammatischer Regeln gepeinigt hat, und daß er im Gegenteil mit viel größerem Eifer und besserem Erfolg Sprachen und Litteratur treiben wird, wenn er mit klarem Kopfe und im vollen Besitze seiner Muttersprache, sowie der klassischen Werke derselben an diese, den höheren Klassen allein zukommende Aufgabe herangeführt wird. Und dieses Ziel ist das nächstliegende; der Gymnasialunterricht soll ein vorwiegend humanistischer bleiben, — oder vielmehr erst werden, denn jetzt ist er's wahrlich nicht, und dies mit Hilfe der eigenen Klassiker zuerst, sodann der antiken in guten Uebersetzungen; die so oft betonte „Gymnastik des Geistes" kann dann, in den höheren Klassen, leichter und sicherer erreicht werden durch vergleichende Sprachstudien in Latein und Griechisch.

Im Grunde hat Herder schon dasselbe verlangt, wenn er in seinen „Schulreden" einmal sagt: „Die Alten nicht kennen, heißt eine Ephemere sein, welche die Sonne nicht aufgehen sieht, nur untergehen, — aber die Schulherrn opfern einem reinen (??) Griechisch gern altgriechische Seelenreinigung."

Der bernische Erziehungsdirektor nun will einen entscheidenden Schritt diesem Ziele entgegen thun, indem er frischweg Latein und Griechisch in die höheren Klassen zu verlegen und an Stelle des nur noch fakultativen Griechischen das Englische zu setzen vorschlägt. Darob sind etwelche Schulmänner baß ergrimmt, und ein Züricher namentlich hat all die alten und längst widerlegten Argumente in einem längeren Artikel der „N. Z. Z." wieder aufgewärmt; worauf der Berner „Bund" in den letzten Tagen zwei geharnischte Artikel veröffentlicht hat, die allem Anschein nach aus der Feder des schneidigen Herrn Gobat selbst stammen, und in denen der Verfechter des bisherigen Schlendrians (der übrigens in Zürich selbst schon starke Einbußen erlitten hat, wie aus der obigen Lateintabelle erhellt) mit Glanz ad absurdum geführt wird. Gegen den im „Bund" geführten Nachweis, daß die in Wirklichkeit klägliche Ausbeute aus den Klassikern mit der auf sie verwendeten Arbeit von Lehrern und Schülern (4500 Stunden für Latein allein!) in gar keinem Verhältnisse steht, läßt sich nichts einwenden; ebensowenig gegen die Gutachten der Straßburger und Greifswalder Universitäten, von denen die erstere sagt: „Wir können auf Grund unserer Erfahrungen versichern, daß nicht wenige der Medizin Studierenden trotz zehnjähriger Vorbereitung auf gelehrten Schulen unfähig sind, einfache Erscheinungen schnell und genau aufzufassen, das Beobachtete sprachlich richtig wiederzugeben, und mit der nötigen Sicherheit und Gewandtheit Urteile und Schlüsse zu bilden. Man erlebt es nur zu häufig, daß zwanzigjährige Jünglinge, deren Gehirne zehn Jahre lang mit humanistischem Wissen vollgepfropft worden sind, nicht im Stande sind, auf kurze und nicht mißzuverstehende Fragen, die jeder Mensch mit gesundem Verstande und guter Elementarbildung sofort begreift und beantwortet, eine treffende, kurze und bündige Antwort zu erteilen." Und die Greifswalder medizinische Fakultät meint noch bündiger: „Was heutigen Tages jeder

nur einigermaßen gebildete Mensch aus allen Ständen versteht, das ist dem jungen Manne, welcher ein Dezennium das Gymnasium besucht hat, in der Mehrzahl der Fälle vollkommen neu."

Mit solch guten Waffen ausgerüstet, geht der brave und, wie es auch heute noch im Schwyzerdütsch so trefflich heißt: „währschafte" Kämpe Gobat fröhlich auf den Plan; und er wird siegen, wenn nicht heut so doch morgen, so sicher, wie in der körperlichen Kinderpflege kräftige Nahrung über Lutschbeutel und Mehlbrei gesiegt haben. Der Streit selbst ist ja auf der ganzen Linie des Unterrichtswesens längst entbrannt; und wenn das Gerücht sich bewahrheitet, daß auch der ungarische Unterrichtsminister Trefort in die Bewegung eingetreten ist und nichts weniger beabsichtigt, als ein gemeinsames Vorgehen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands in der Umformung des Gymnasial-Unterrichts, dann wird bald in allen Kulturstaaten Europas die dumpfe Zwingburg klassikasternden Wortkrams niedergebrochen sein, und unsere Jugend wird froh aufatmen in der belebenden Atmosphäre wirklich begriffener Klassizität.

Und inzwischen wird auch die beobachtende Psychologie, die physiologische Seelenkunde als Besitztum der Medizin, rüstig an sich selbst weitergeschafft haben und im Stande sein, den Reformplänen eine wissenschaftliche Grundlage zu geben, dem heißspornigen Empfinden, das um jeden Preis helfen **will**, zur Seite zu treten als treuer Berater, der da zeigt, wie man am besten helfen **kann**. Auch in dieser Beziehung sind die hiesigen Mediziner nicht müssig. Ich selbst habe bereits im Winter 1884 bei den von der Genfer Unterrichtsbehörde alljährlich veranstalteten öffentlichen Aulavorträgen in meinem Cyklus über Hygiene der Erziehung die Gymnasialunterrichtsfrage vom medizinischen Standpunkte aus eingehend erörtert; vor kurzem hat die Genfer „Gesellschaft für Hygiene" eine außerordentliche Sitzung abgehalten zur Diskussion der einschlägigen Fragen, da in einigen Monaten die Reform aller Lehrpläne im Genfer Großrate zur Verhandlung steht, und an dieser Sitzung haben fast alle Professoren und Dozenten der Genfer medizinischen Fakultät teilgenommen und sich sämmtlich in derselben Weise ausgesprochen; endlich hat soeben Alexander Herzen, Professor der Physiologie an unserer hiesigen Akademie und ebenfalls begeisterter Vorkämpfer einer wissenschaftlich begründeten Gymnasialreform, die dringendsten Forderungen der physiologischen Pädagogik öffentlich zur Diskussion gestellt und mit seinem vortrefflichen Vortrage herzlichen Beifall bei den zahlreich erschienenen Zuhörern geerntet.

So rührt es sich lebensverheißend an allen Orten. Und wenn unser alter Hutten noch lebte, würde er wieder rufen können: „Es ist eine Lust zu leben", — notabene für diejenigen, die im Schaffen einer besseren Zukunft für die Nachkommenden nicht nur das eigene, vergangene und gegenwärtige Leid vergessen, sondern in diesem Ausblicke auf eine frohere Zukunft für Andere auch in der Gegenwart und für sich selbst das größte Glück finden.



Münchener Theater-Publikum.

Von Fritz Hammer.

(München.)

Nur der Massenbesuch kann in dieser bösen Zeit finanzieller Verlegenheiten die Theater über Wasser halten. Um die Massen anzulocken, muß für die Masse produziert werden. Theater, Litteratur, sonstige Kunst: alles hat ja Industrie werden müssen. Der Kapitalismus ist der Alleinherrscher, der irdische Allgott; wer sich nicht mit ihm zu stellen weiß, geht zu Grunde. Die edelsten, lautersten, idealsten Kunstübungen sind in der brutalen Maschinerie unseres modernen Industrielebens zu riesig kostspieligen Unternehmungen geworden. Sie krachen erbärmlich zusammen, wenn sie nicht von der Kapitalmacht getragen werden. Die Kapitalmacht für das Theater hat aber heute nicht mehr ein einzelner Mäcen, nicht der Fürst allein, nicht der Staat,

nicht die Stadt: die Kapitalmacht des Theaters läppert sich zusammen aus den Zuschüssen der Fürsten, der Staaten, der Gemeinden — und der Rest muß in den kleinen Geldbeuteln der Masse zusammengelesen werden. Drum sind die Theater auf den Massenbesuch, auf Zugstücke für die Masse und auf all' die spekulativen Kniffe angewiesen, welche jenes für das Unternehmen unbedingt notwendige Betriebskapital auf eine relativ anständige und andauernde Art beschaffen.

Bei diesem Theaterbetrieb, der durchaus nicht, wie blinde Idealisten und andere Wolkenkukuksheimer hartnäckig wollen, irgend einer ganz speziellen künstlerischen Entartung oder unsinnigen Verbohrtheit der Theaterleiter zur Last gelegt werden kann, da er ja aus dem ganzen Mechanismus unseres industrie- und kapitalstollen Wirtschaftslebens mit innerer Notwendigkeit hervorgeht, — bei diesem Theaterbetrieb spielt die litterarisch-dramatische Kritik eigentlich eine komisch überflüssige Rolle.

Ja, wenn die geehrteste Kritik zu ihren guten Lehren und Ratschlägen volle Geldbeutel legen, wenn sie ihr mit allerlei klugen Anregungen, mit Lobes- und Tadelssprüchen reichlich bedrucktes Papier in kursfähige Wertscheine für die armen Kunstkassen verwandeln könnte! „Der Worte sind genug gewechselt!"

Ohne der hochansehnlichen Gilde der weisen Kunstrezensenten irgendwie zu nahe treten zu wollen: so gescheidt und tiefsinnig und idealbegeistert wie sie sind im allgemeinen die dramatischen Schriftsteller, die dramatischen Institutsleiter und Künstler doch wohl auch. So unvorsichtig ist die Geberlaune des Himmels kaum zu denken, daß sie alle Schätze der Weisheit und profunden Einsicht allein auf die Häupter der kritischen Zunft ausgeschüttet und die Kunstveranstalter dafür mit aller erdenklichen Blödigkeit ausgestattet haben sollte! Mit Theorien läßt sich trefflich streiten — im tapfern Wortgefecht; allein die befreiende That kann heutzutage nur mit „Blut und Eisen", d. h. in unserm Falle mit den wuchtigen Waffen des Finanzgeistes in kapitalkräftigen Händen erfochten werden.

Die drei bekannten Dinge, die nach Montecuculi zum Kriegführen gehören, — Geld, Geld, Geld — sind ebenso unerläßliche Bedingungen zum Streiten und Siegen auf dem Schlachtfelde der Künste und Litteraturen. So ist die viel erörterte Theaterfrage auch nur ein Teil der ewigen sozialen Fragen — und als solche im letzten Grunde eine Frage der Machtmittel, d. i. wie die Dinge heute liegen, des Geldes.

Und das Theater — schreit Ach und Wehe, ihr idealen Reformer! — verkauft sein theatralisches Kunstvergnügen an die Meistgebenden und nimmt das Geld, wo es zu finden ist. Und wenn es kein zahlungsfähiges, ideales, künstlerisch und litterarisch durchgebildetes, nach den höchsten Genüssen begieriges und für deren Darbietung dankbares Publikum findet, je nun, dann wendet es sich an die Masse, an den großen Haufen, sucht ihn an das Kunsthaus zu gewöhnen und zu fesseln und innerhalb der gegebenen Möglichkeiten zu feineren Bedürfnissen zu erziehen. Ach, wie leicht redet es sich von dem idealen Zuge, dessen keine Volksbühne entraten dürfe, wie billig eifert es sich gegen theatralischen Flitterschein und dramatische Frivolität!

Schafft im deutschen Volke das ideale und zugleich zahlungsfähige Publikum und ihr habt sofort das ideale und leistungsfähige Theater! Mit den pathetischen Deklamationen gegen Mammonismus und Kunstverfall ist gar nichts ausgerichtet: hört doch endlich auf, von einem reinen, höheren Leben zu schwatzen, solange ihr des starken Armes ermangelt, uns aus gemeinen Sorgen und Nöten und finanziellen Verlegenheiten zu reißen!

Ohne die großen Summen, welche der König von Bayern den Münchener Theatern zugewendet hat, wären dieselben niemals auf die achtunggebietende Höhe gekommen, welche sie heute in der künstlerischen Welt einnehmen. Auch das Wagnertheater in Bayreuth, die Krönung des Lebenswerkes des größten musikdramatischen Genius der Deutschen, wäre ohne die großen Geldopfer des bayerischen Königs nicht zu Stande gekommen. Alle Welt weiß heute, daß die geniale Spenderlust des kunstbegeisterten Monarchen infolge seines anderweitigen Kapitalaufwands für großartige Privatbauten fern von seiner Landeshauptstadt endlich eine Grenze gefunden. In Geldsachen hört bekanntlich nicht nur die Gemütlichkeit, sondern fatalerweise schließlich

auch die unumschränkteste Souveränität auf. Die Finanzwirtschaft des niedrigst wie des höchstgestellten Menschen hat ihre ehernen Gesetze.

Die edelmütigen Opfer, welche Bayerns König für die theatralische Ausstattung Münchens — sowohl für die Hoftheater wie seiner Zeit für das Gärtnertheater — gebracht hat, werden sich in nächster und fernerer Zukunft nicht leicht wiederholen lassen. Hat sich das Münchener Publikum dafür in vollem Maße dankbar erwiesen und auch seinerseits zu ausgiebigen Opfern für seine theatralischen Anstalten begeistern lassen? Keineswegs! Am wenigsten vielleicht die „oberen Zehntausend" der Landeshauptstadt! Und sie, die offiziellen Vertreter der Bildung, der Intelligenz, des Reichtums, der vornehmen gesellschaftlichen Stellung, sind doch wohl in erster Linie zur Rechenschaft zu ziehen, wenn es sich um Klagen wegen mangelnden Theaterbesuchs und finanzieller Fehlergebnisse handelt.

Analysieren wir ein wenig diese „oberen Zehntausend" der bayerischen Residenz: da sind zunächst die zahlreichen Prinzen und Herzöge, die der Dynastie nahestehenden hohen Aristokraten, die Hofbeamten, die Vertreter fremder Höfe und Regierungen, die Minister und Regierungspräsidenten mit ihrem ausgebreiteten Beamtenstab, die Spitzen der militärischen Behörden mit ihrer glänzenden Gefolgschaft, die zahlreichen Vertreter der Universität und Akademie — sie alle stehen in weithin leuchtenden Ehren und Würden mit dem entsprechenden Jahreseinkommen zu vornehmer Lebensführung, dann die Vertreter unserer immer reicher sich entfaltenden Großindustrie mit fürstlichem Einkommen, die Finanzgrößen, die kapitalkräftigen Privatiers mit großstädtischen Prätensionen — was leisten sie Alle für die Unterstützung der königlichen Theater? Liegt ihnen die Bedeutung und das Ansehen ihrer königlichen „Kunststadt" wirklich so am Herzen, daß sie in glänzenden Reihen zu den musischen Spielen ziehen, mit ihren Familien die Logen und Ränge der prächtigen Theatersäle füllen und dem Auge des Beobachters das erhebende Schauspiel nicht nur eines ausverkauften, sondern eines vornehm besetzten, kunstbegeisterten Hauses bieten? Giebt ihre Kunstliebe fröhlichen Anlaß, im Theater mit dem Goethe'schen Sänger auszurufen:

> Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
> Gegrüßt ihr, schöne Damen!
> Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!
> Wer kennet ihre Namen?
> Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit —

und so weiter? Vor der Welt, der so viel prahlende Märchen von der Kunststadt München aufgebunden werden, sei's geklagt: nein, die herrlichen königlichen Theater sind kein regelmäßiges Stelldichein für die „oberen Zehntausend", es gehört vielmehr zu den seltensten Seltenheiten, die durch Rang, Reichtum und konventionelle Auszeichnungen gehobene höhere Gesellschaft, „le monde" wie die Franzosen sagen, in den Münchener Kunsthallen einigermaßen vollkommen vertreten zu sehen. In diesem Stücke wird es mit dem kunstsinnigen point d'honneur in der bayerischen Kunststadt flauer genommen, als sonst irgendwo, und das Wort „Noblesse oblige" wird nirgends gleichgiltiger behandelt, als gerade hier.

Man hat eine Reihe vorzüglicher Theaterabende gesehen und kann sie immer sehen — vorzüglich sowohl nach der Stückwahl als nach der Darstellung und Inszenierung —, wo die besten Sperrsitze, die vornehmsten Logen unbesetzt geblieben; man hat es erlebt und kann es noch erleben, daß zahlreiche vornehmere Bedienstete, welche durch die Munifizenz des Königs die Berechtigung freien Eintritts genießen, bei klassischen Aufführungen durch Abwesenheit glänzten oder inferiore Vertreter entsandten; man hat immer wieder Gelegenheit zu konstatieren, daß hervorragende Kunstmünchener aus den sogenannten „besten Ständen" von den theatralischen Ereignissen aus persönlicher Teilnahme gar nichts wissen, sondern nur durch Zeitungsnachrichten sich notdürftig auf dem Laufenden erhalten. Fürwahr, das sind trostlose Zeugnisse unseres vielgerühmten Kunstlebens — eines Kunstlebens, wie es etwa nur in Buxtehude oder Kuhschnappel begreiflich und saisongemäß wäre! Wenn das die



klassischen bayerischen Griechen von Isar-Athen sind, so möchten wir uns gelegentlich einmal — die anderen vorstellen lassen!

In anderen Städten, z. B. in Paris, hat die feine Welt sogar ihre „festen Tage" im Theater; der Montag gehört dem Schauspielhaus, der Freitag der Oper u. s. w. An diesen Tagen, gleichgiltig was das Repertoire und die Besetzung bieten mögen, ist alles, was in der höheren Gesellschaft als ein vollkommen gebildeter und wohlerzogener Mensch gelten und seine soziale Stellung behaupten will, im Theater auf seinem Platze. So verlangt's einfach der gute Ton, die aristokratische Sitte — selbst im demokratisierten Paris. Selbstverständlich erscheinen die Vertreter der guten Gesellschaft auch im Theater in der eleganten Kleidung der guten Gesellschaft. Welche Rücksichtslosigkeiten und Saloperien erlauben sich nicht selten die Theaterbesucher in der Kunststadt München hinsichtlich der Toilette! In Berlin, das gewiß eher auf spartanische denn auf üppige Traditionen weisen kann, würde man beim Publikum der Theater zweiter und dritter Güte oft umsonst nach den Geschmacklosigkeiten in der Kleidung suchen, denen sich das Publikum des Münchener Hoftheaters mit wenigen Ausnahmen gewohnheitsmäßig hingiebt.

Man sagt wohl: wäre München eine wirkliche Residenzstadt mit einem reich entfalteten Hofleben, erschiene der König bei den öffentlichen Theatervorstellungen u. s. w., so wäre Alles ganz anders, das Haus wäre dann von der besten Gesellschaft besetzt, die trübselige Aschfarbigkeit und Werktäglichkeit würde einer farbigeren Pracht, einem reicheren Glanze der Toilette weichen, ein ganz anderer vornehmer Geist würde das Haus beleben — — Gewiß hat diese Bemerkung etwas für sich, allein durchschlagende Beweiskraft ist ihr keineswegs zuzusprechen. London z. B. hat in seinen besseren Theatern das reichste, vornehmste, exklusivste Publikum auf seinen Plätzen, es waltet die aristokratischste Strenge in der Kleidung, der feinste Ton im Umgange, ohne daß das so überaus monarchisch gewöhnte Volk jemals auf das Vorbild des Hofes gewartet hätte. Allerdings ist der Engländer ein viel entwickelterer Kulturmensch als der Bayer, und hinsichtlich der Kraft der Initiative und der selbstbewußten, stolzen Strebsamkeit nach Höhe und Verfeinerung ist zwischen beiden überhaupt kein Vergleich zu ziehen.

Die bayerische Kunststadt besteht in dem Genie der dort wohnenden Künstler, in deren Schöpfungen, Sammlungen, Darbietungen, aber sie lebt nicht in den Köpfen und Herzen der Bevölkerung, sie ist nicht in die Sitten gedrungen, sie ist nicht lebendiges Fleisch und Blut der Gesellschaft. Die Kneipwirtschaft mit ihrem übermäßigen plebejischen Bierkultus, die unsinnige Vereinshuberei und andere süße Philisterherrlichkeiten haben die Entwickelung eines wahrhaften Kunstgeistes, der die Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung zu erneuern, veredeln und zu reinerer Höhe geistreicher Geselligkeit emporzuheben vermöchte, gehemmt. Und unter dieser Entwickelungshemmung leiden die Münchener Theater am meisten, deren Zuschnitt, Führung und Rentabilität eben jenen stark entwickelten gewissenhaften und zahlungsfähigen Kunstgeist voraussetzen, der bei den vielbelobten Isar-Athenern leider nur eine schöne Fabel ist.

Der flüchtige Leser — es gibt ja heutzutage kaum mehr einen anderen — wird nun schnellfertig im Urteile ausrufen: „Da seht her, wie er wieder das Kind mit dem Bade ausschüttet! Als ob's für das Münchener Theater, sowohl für das am Max-Josefs-, wie für das am Gärtnerplatz, nicht noch eine kleine fromme Kunstgemeinde gäbe, die allen Vorgängen der dramatischen undmusikalischen Kunst mit dem treuesten Interesse, ja mit Begeisterung folgt!"

Gewiß giebt es diese kleine fromme Kunstgemeinde in München: Studenten der verschiedenen Hochschulen, jugendliche Künstler und Gelehrte, brave Arbeiter, schöngeistige Handlungsbeflissene — alle Hochachtung! Dazu eine kleine Auslese von pensionierten Beamten und ehrbaren Bürgersleuten der mittleren Stände, die ihr Bischen Lebenspoesie pflegen, in guter Gesellschaft eine Thräne der Rührung weinen, einen Witz belachen, eine hübsche Schauspielerin, eine virtuose Sängerin, eine niedlich aufgeputzte Tanzpuppe bewundern wollen, und zu diesem Zwecke sich vielleicht gar zu

Dreien oder Vieren zu einem Abonnement zusammenthun; dazu endlich die Kunstliebhaber aus den zahlreichen Fremdenkolonien in München — ei freilich, das gibt zusammen eine aller Sympathien würdige kleine Kunstgemeinde, nur füllt sie das Haus und die Kasse nicht, nur ist sie nicht geistig bedeutend und gleichartig genug, um in bestimmender Weise auf die Entwicklung des Theatergeistes Einfluß zu gewinnen. Es sind dankbare Kostgänger der Bühnenkunst, die mit Behagen jedes Repertoir wie die Speisekarte eines angesehenen Auskochgeschäfts abessen. Es sind unverdorbene Naturen, die noch eine künstlerische Genußstrapatze vertragen, auf einem billigen Stehplatz eine ungekürzte Wagner-Oper, am Ende gar den ganzen Ring anhören können, ohne zu jammern. Der richtige Münchener, der Urkunststädter kann so etwas ja nicht. Der ganze Wagner macht ihn kaputt; bei einer Schack'schen „Timandra" ist er am Schlusse eine halbe Leiche; er verdaut nur die Operette und kann nur nach einer Posse seinen rechten Schlaf finden. Daher seine triumphierende Miene, wenn er irgend einem hochberühmten Gaste zu Liebe — den man ja doch gesehen und gehört haben muß um der lieben Eitelkeit willen — eine ganze Wagner-Oper oder ein fünfaktiges Drama über sich ergehen ließ und nun auf die Frage nach seinem werten Befinden antworten kann: „Die Geschichte hat mich zwar sehr angegriffen, es ist die reine Schinderei, aber gottlob, ich hab's gut überstanden nnd wunderschön ist's g'wesen."

Nach einer Minute setzt er jedoch sicher bei: „Wirklich wunderschön — man kriegt mich aber sobald nicht wieder!"



Püsterich.

(Aus einem episch-lyrischen Gedicht „Wuotes Heer". Manuskript.)

Von Heinrich v. Reder.

(München.)

Der Püst'rich lief wie Feuerbrand,
Sobald er auf den Füßen stand,
Dem Winde nach in's Weite.
Wie ferner Wandervögel Sang
Ein Tönen durch die Lüfte klang
Und gab ihm das Geleite.

Wie flog sein rabenschwarzes Haar!
Sein Sehnen nach der Windsbraut war,
Die fuhr ihm durch die Strähnen.
Er kannte sie gleich am scharfen Griff,
Am Flügelschlag und grellen Pfiff,
Sie lachte ihm zu durch Thränen.

Mein Püsterich, komm' her geschwind,
Wir beide sind der Freiheit Kind,
Ich will dich brautlich küssen.
Sieh dort, wie sich die Tanne biegt!
Wenn dich mein Arm im Sturme wiegt,
Dein Herz wird brechen müssen.

Ich singe dazu dein Wiegenlied,
Ich sang's schon einmal fern im Ried
Bei wilder Nacht im Wetter.
Du lagst auf deiner Mutter Schooß,
Dein Bett war Farrenkraut und Moos,
Dein Kissen welke Blätter.

Dein erster Blick in diese Welt
Sah finst're Nacht vom Blitz erhellt,
Er flammt in deinen Augen.
Ein Donnerschlag hat dich geweckt,
Daß Nichts auf Erden dich erschreckt
Und wir zusammen taugen.

Der Regen wusch dein braun' Gesicht,
Doch eine Mutter weinte nicht,
Die Tochter Königs Zündel.
Sie küßte dich, vom Weh erwacht,
Und trug dich schweigend durch die Nacht
Im leichtgeschürzten Bündel.

Ich sang dir zu. Dein erster Schrei
Drang hell durch meine Melodei.
Ich hört' es mit Entzücken.
Ich sang dir Leidenschaft in's Blut
Und heiße Sehnsucht, stolzen Mut
Und Haß gen Menschen-Tücken.

Nun bist du wildschön, groß und stark,
Dir zittert keine Furcht im Mark,
Du bist ein Sohn der Haiden.
Ich sing' dir zu, komm her geschwind,
Doch wisse, wer die Windsbraut nimmt,
Darf nimmer von ihr scheiden.

Da sprang zu ihr der Püsterich:
Windflüchtig Weib, ich liebe dich,
Wo steht dein Zelt geschlagen?
Soweit dein pechschwarz' Auge schaut
Und weiter als der Himmel blaut,
Muß ich dahin dich tragen.

Vom Boden weg begann der Flug,
Mit Jauchzen um den Knaben schlug
Die Windsbraut ihre Schwingen.
Nicht lang, so schrie der Püsterich:
Du wildes Weib, wie drückst du mich,
Mir will das Herz zerspringen.

Sei still mein Lieb, bald ist's vorbei,
Nur manchmal fährt die Raserei
Mir stoßweis durch's Gefieder.
Und fort ging's über Berg und Thal
In Liebeslust und Todesqual,
Kein Auge sah ihn wieder. —



Wiener Kunst-Epistel.

Von Hans v. Berlepsch.

(München.)

Wien, Januar 1886.

Lieber Freund! Weit draußen bin ich über dem Ring und sehe den Stephansdom nur so zwischen Nebel und Schornsteinrauch über die Gärten und Häuser her von weitem winken. Wenn ich vom Ring spreche, so weißt Du auch, daß das etwas fundamental verschiedenes ist von jenem Ding, was man in München so zu bezeichnen pflegt. Hier stehen nämlich am Ring vielerlei großartige Dinge, z. B. Semper'sche Museen, die Universität von Ferstel und dergleichen Riesenwerke mehr, während unser Münchener „Ring" durchaus nicht aus lauter monumentalen Gliedern besteht, sondern recht oft an kleine Vorstadt-Häuschen von einem Stock mit beschränkter Aussicht erinnert, deren wenig weit gespannter Horizont es meistens mit künstlerischem Klatsch und weihevoller Selbstberäucherung zu thun hat. Dieweilen man hier die Granden bewundert, die den Kreuzritter umgekehrt spielen, die nämlich das Kreuz von Osten her über uns gebracht haben, oder zu bringen wenigstens bemüht sind, so staunen wir (in München) und darin sind wir entschieden bessere Menschen, jene an, die christlich getauftermaßen auf nachgemachten curulischen Sesseln sitzen und mit einem Winke des Zeigefingers — bewahre, eines Knochenstabes ihren getreuen Fascesträgern zuwinken: „Er sterbe". Nein, zum Teufel, wir leben noch, wir kämpfen noch, möchte ich da mit Turgéniew rufen, obgleich es eigentlich verpönt sein sollte, heute direkt beim ursprünglichen Namen zu nennen, was wir sagen oder reproduzieren. Da wir nun aber in Monacho Monachorum gar oft in den Fall gekommen sind, originelle Einfälle einmal da oder dort in älterer Ausgabe bereits zum Kochen fertig vorzufinden, so daß nur eine etwas kürzere oder längere Sauce komponiert zu werden brauchte, um die Sachen unserem Zeitgeiste einigermaßen anzupassen, so nimmst Du es mir auch nicht übel, wenn ich, da sich die Gelegenheit gerade bietet, den großen Russen einmal zitiere, den man ja doch, schon um des guten Rufes willen, auf dem Salontisch muß liegen haben, wie sich auch allerlei fremde Zeitungen ja stets gut ausnehmen, wenn sie, zufällig da und dort herumliegend, vom Besucher wahrgenommen werden; und ein Plutarch in altem Einband oder Kants Kritik der reinen Vernunft, lose darüber hingeschmissen, den Eindruck machen, als würde gerade in diesem Salon der Geist literweise verzapft. Gerade in diesem Punkt ist man übrigens hier in Wien sehr stark, und neben den Werkzeugen des Fecht-Sports, dem ja bekanntermassen hier die fashionable Damenwelt ein aufmerksames Auge widmet, mit und ohne Maske, findest Du — Lessing, Goethe, Schiller, Grillparzer, allenfalls auch Byron stehen, selbstverständlich im

Bücherschrank mit blauseidenem Vorhange, den man sonst nur nicht überall und in allen Verhältnissen anzuwenden pflegt — die neuesten Schriften von Marx und andern Autoritäten der sozialistischen Bewegung, hastig aufgeschnitten, bis auf Seite 25 oder noch um ein paar Seiten mehr, des Studiums halber natürlich, denn das Kokettieren mit dergleichen Sachen — Doch was spreche ich! Nein, das Capua der Geister existiert nicht mehr, und die Phäaken, von denen der geistreiche Italiener sprach, sind zum Teil Spartaner, zum andern Athener geworden, und die Eulen verdunkeln im schaarenweisen Flug allhier die Luft; glaub's oder glaub's nicht, es ist so, denn seitdem so stark der Wind aus Böhmerland bläst, darf man hier nimmer von böhmischen „Dalken" sprechen, und das war doch sonst ein Leibgericht der Wiener. Heute wäre das eine Beleidigung jener Leute, die, hätten nicht andere ihnen das Epitheton schon vorweggeschnappt, sich der Welt entschieden als die „grande nation" präsentieren würden, natürlich mit lauter Namen ächt czechischen Klanges an der Spitze wie Müller—czek, Meyer—czek, Huber—czek. Warum ein guter Mann sich nicht Rieger—czek nennt, das begreife ich nicht, aber hier begreift unser einer gar vieles nicht. Dabei fällt mir ein Spaß ein, für den ja schließlich die Sprache nichts kann, selbst wenn es in einer Tragödie vorkommt. Da wurde nämlich kürzlich einmal an einem czechischen Theater (es soll sogar in Prag gewesen sein) eine antike Tragödie, natürlich in czechischer Sprache gegeben. In einem effektvollen Moment weist die Hauptperson des Stückes eine andere entrüstet von sich mit dem Worte, was wir etwa mit „Fort" oder „Weiche von hinnen" geben würden. Auf böhmisch aber heißt das: Pritsch, pritsch — und da sollen selbst die Böhmen gelacht haben. Bei einer andern Tragödie, deren Urtext allerdings nicht im Heimatlande der Kuchelbader Helden gewachsen ist — es ist die Braut von Messina, ruft der Chor im vierten Aufzuge des dritten Aktes: Rache, Rache. Der Gemordete, um dessentwillen die Rache angerufen wird, soll sich allerdings in Gesellschaft Beatricens gewälzt haben, vor Lachen nämlich, als er den Ruf hörte: Pomsda, Pomsda, was im czechischen genau dem deutschen Urtexte entspricht. Das Publikum nahms als einen onomatopoetischen Laut für das Hinfallen des gemordeten Don Manuel und lachte aus Leibeskräften. Nun, das wird sich ja alles verbessern bis zu dem Zeitpunkte, wo im Burgtheater die czechische Muse ihren Einzug halten wird und die Parole lautet: Seht, wir Böhmen sind doch bessere Menschen.

Im übrigen ist man sonst hier sehr gut deutsch gesinnt und die Polizisten dürfen am Sonntag Pickelhauben tragen, aber wohlverstanden nur am Sonntag. Unter der Woche tragen sie die alten Kappen auf dem Kopf und die altwienerische Gemütlichkeit im Herzen, soweit es nicht ebenfalls böhmische Import-Beamte sind, die eines schönen Tags einmal den erstaunten Wienern vom St. Nepomuks-Dom sprechen werden, da Stephan doch eigentlich kein nationaler Heiliger ist, sondern von jenen gesteinigt wurde, die am Ring jetzt die Schlinge immer enger zusammen ziehen über den Hals von Alt-Wien. Lassen wir das. Es ist ein garstig Lied und reimt sich alles dabei auf „Prozent", wenn's auch manchmal ganz ungereimtes Zeug ist. In Hexenkesseln aber, und Bankstuben, Börsenhallen und ähnliche Institute sind ja unsere modernen Hexenkessel, werden Tränke gebraut aus Dingen, die in keines Alchymisten Zeichenbuch zu finden sein dürften und nur für den als gereimt sich anhören, dem das Geschrei und Gebrüll im weiten Börsensaal so erscheint, wie dem Komponisten eine wohlgesetzte Fuge.

Geh mit auf ein Atelier und schau mit mir ein paar Sachen an, die mit all dem politischen und materiellen Plunder nichts zu schaffen haben, sondern von einem ächt künstlerischen, poesievollen Odem durchzogen sind.

Willst Du wissen wer es ist, den wir aufsuchen?

Otto König, — und um gleich in medias res zu gehen, zitiere ich Dir wörtlich ein paar Sätze des verstorbenen genialen Eitelberger, des Schöpfers des österreichischen Museums und seiner vortrefflichen Schulen. Er schreibt u. A. in den „Mitteilungen des k. k. Museums": Bildhauer König ist seit seinem ersten Auftreten eine ausgezeichnete künstlerische Individualität, ohne alle Frage das erste Talent auf dem Ge-

biete der kleinen Figural-Plastik in der gesamten deutschen Kunst. Ausgestattet mit einem reichen Fonde schaffender Phantasie, zeichnen sich alle seine Arbeiten durch eine eigentümliche Poesie, einen feinen Schönheitssinn in den Linien, eine keusche und doch lebensvolle Behandlung des Nackten aus und durch eine bis ins Kleinste gehende vollendete Durchführung im Detail. — — Die Arbeiten von König gehören mit ihrer ganzen Weltanschauung der modernen deutschen Schule an und stehen mit jener eigentümlichen norddeutschen Romantik und Stilistik in Verbindung, die speziell in den Werken Sempers, Hähnels, Rietschels und Ludwig Richters in Dresden zum Durchbruche gekommen ist. Ein eminenter Zeichner, wie König es ist, (das können wir von den Münchener Bildhauern nicht durchweg sagen), fehlt es ihm auch nicht an Gewandtheit des Geistes, um den zartesten Gemüts- und Seelenstimmungen in seinen plastischen Werken einen sprechenden Ausdruck zu geben" u. s. w. König ist ein Schüler Hähnels und führt unter den Wiener Kollegen, da er eine Reihe von äußerst genial komponierten Brunnen geliefert hat, nach des geistreichen Falke leicht hingeworfenem Witz den Beinamen eines „Fontifex maximus". Schauen wir einmal so ein paar Brunnen-Modelle an. Das neueste unter ihnen ist als Monument für die Gebrüder Grimm gedacht. Innerhalb eines weiten, originell gegliederten Flachbeckens, das beinahe an den Grundriß einer romanischen Kirche erinnert, erhebt sich ein kräftiger romanischer Pfeiler mit Ecksäulchen. Auf der Vorderseite setzt eine derb gegliederte Muschel an, aus deren schäumender Schale in wunderbar graziöser Körperlinie sich eine Nixe emporwindet zu einem andern sich herabneigenden Figürchen, dem Mährchen, das dem Weibe des feuchten Elementes sein Geheimnis anvertraut, eine Komposition, die an die liebenswürdigsten Sachen von Moritz von Schwind erinnert. Neben dem sitzenden Mährchen hängt an knorrigem Eichenstumpf ein Schild, auf dessen Oberfläche in Relief die Porträts der beiden berühmten Germanisten angebracht sind. Rückwärts wird ein anderes Wasserbecken von der artigen Figur eines Gnomen getragen. Es sind also die Hauptelemente, die Erde, das Gestein und das Wasser, in deren Gebilden das Mährchen ja am meisten zu thun hat, hier als die dienenden Elemente verwendet. Kröten, Eidechsen und andere Amphibien, die auch oft mit in dieses Gebiet hereingezogen werden als verwunschene Prinzen und Prinzessinnen, geben jenes Spiel von sich durchkreuzenden Wasserstrahlen ab, das, zumal im Sonnenlicht, mit einem wahren Sprühregen von glänzenden und gleißenden Tropfen das Ganze übergießt. Ein anderes, als Komposition ebenso originelles als satyrisches Brunnenmodell ist für Pirabad in Rußland bestimmt. Die Wirkung der dortigen Quellen soll nämlich in Bezug auf Kinderlosigkeit in der Ehe eine sehr heilsame, für's schönere Geschlecht wenigstens, sein. Das hat unser Künstler mit seinem Humor erfaßt. Ueber dem Becken erhebt sich die Gruppe: Aus dem Quellenstrudel steigt eine prächtig muskulöse, jugendlich männliche Tritonen-Figur empor und reicht einem älteren Manne, der höher sitzt, einen zappelnden Bambino — sapienti sat. Noch ein solches Motiv: Brunnen für den Garten eines Astronomen. Auf der Weltkugel, der nach vier Seiten Wasser entspringen, die vier Jahreszeiten, auf der Mondsichel Venus. Ein reizender kleiner Amor lüftet am schönen Haupte der Göttin den Schleier, unter dem als Hauptzier des Diadems ein Stern hervorleuchtet. Das der Weltkugel entspringende Wasser sammelt sich in zwei kleineren Schalen, die über einer kräftigen wulstigen Mittelpartie auskragen. Um diese herum ist ein Nixentanz komponiert, der an Reiz der Erscheinung, an Schönheit der Linienführung keinen Wunsch übrig läßt. Die Weiber tauchen zum Teil mit ihren Fischleibern noch in das Wasser des untersten großen Beckens.

Noch viel könnt' ich Dir erzählen von den köstlichen Entwürfen, die in den beiden Ateliers aufgestellt sind — und sollt' ich Dir erst erzählen, was der Künstler selbst für ein liebenswürdiger Mensch ist, dann würd' ich heute nimmer fertig!



Korrespondenz der Redaktion.

Frau J. E. in W. Die Parodie auf das Heine-Rubinstein'sche Lied „Afra", welche bei dem Abschiedsfest des berühmten Tonmeisters und Klavierhelden Anton Rubinstein in Wien zum Vortrag gelangte, lautete so:

Täglich schlug der Wunderbare
Seine Hände auf und nieder
Um die Abendzeit am Flügel,
Wo die weißen Tasten glänzen.

Sieben Tage spielt der Meister,
So daß von der edlen Stirne
Ihm die weißen Wasser plätschern,
Täglich wird er bleich und bleicher.

Eines Abends kriegt ein Fräulein
Einen Anfall von Begeist'rung,
Und in Ohnmacht stürzt die Dame
Just dem Spielmann in die Arme.

Und der Meister sprach: Ich heiße
Rubinstein und bin aus Rußland,
Sehr zuwider sind mir Damen,
Welche sterben, wenn ich spiele.

Herrn J. S. in W Also sprach Zarathustra: „Allzulange war im Weibe ein Sklave und ein Tyrann versteckt. Deshalb ist das Weib noch nicht der Freundschaft fähig: es kennt nur die Liebe.

„In der Liebe des Weibes ist Ungerechtigkeit und Blindheit gegen Alles, was es nicht liebt. Und auch in der wissenden Liebe des Weibes ist immer noch Ueberfall und Blitz und Nacht neben dem Lichte.

„Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig: Katzen sind noch immer die Weiber, und Vögel, oder bestenfalls Kühe.

„Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig: Aber sagt mir, ihr Männer, wer von euch ist denn fähig der Freundschaft? —"

Herrn F. G. in N. Der Philosoph spricht: „Wer irdische Pfade wandelt, dem ist das Weib sicher eine liebevolle Begleiterin, wer aber ideale Ziele verfolgt, der soll es in Frieden ziehen lassen. Denn Frauen wollen wie die Kinder immer beschäftigt sein oder sie verfallen auf Thorheiten oder werden untreu. — Für Dichter und Denker großen Stils ist die Ehe heute geradezu ein Sprung aus dem Erhabenen ins Lächerliche, aus dem Himmel in — er weiß am Morgen selbst nicht wohin.

Herrn G. K. in F. Das ist eine Sache, die nur, voll und rund ausgesprochen, deutlich gemacht werden kann. Würde sie aber mit Worten wirklich deutlich gemacht, so würden Ew. Hochwürden zweifellos in dero Schlafzimmer sich wälzen vor Lachen, im Wohnzimmer und Salon aber, ich wette, höchlichst darüber empört — sein? nein — thun! Das ist der Lauf der frommen Welt; auch die „Diener der Wahrheit" haben zweierlei Meinung: eine, die sie aussprechen, und eine, die sie für sich behalten. Amen. Mit unserem Realismus stimmt dergleichen nicht.

Herrn A. St. in J. Ihr Spott über Zola's „wissenschaftlichen Experimental-Roman" ist billig — und erst Ihr kluger Hinweis auf die „ewigen Muster deutscher Klassik"! Wenn Sie unseren Goethe los hätten, müßten Sie ein wenig auch seinen Ausspruch kennen: „Nirgends wollte man zugeben, daß Wissenschaft und Poesie vereinbar seien. Man vergaß, daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, daß nach einem Umschwung von Zeiten beide sich wieder freundlich zu beiderseitigem Vortell auf höherer Stelle gar wohl wieder begegnen könnten."

Alter Abonnement in G. (Böhmen). Die gewünschte Belehrung finden Sie in der Schrift: „Die Urteile heidnischer und jüdischer Schriftsteller der vier ersten christlichen Jahrhunderte über Jesus und die ersten Christen. Von Richard von der Alm. Leipzig, Otto Wigand, 1864.

Herrn S. K. in P. Wir empfehlen Ihnen das Reisewerk des jungen französischen Weltfahrers Raymond Comte de Dalmas „Les Japonais, leur pays et leurs moeurs". Paris. Plon 1885. Durch ihren großen Reichtum an sittengeschichtlichen Beobachtungen nicht allein, sondern auch durch die ungeschminkte, nichts vertuschende, fesselnde Darstellung zeichnet sich dieses Reisewerk vor ähnlichen deutschen und englischen Schriften vorteilhaft aus. — Bei ausreichender mathematischer Vorbildung greifen Sie zu dem eminenten „Lehrbuch der Geophysik und physikalischen Geographie" (2 Bände) des berühmten Ansbacher Professors Dr. Siegmund Günther.

Herrn Th. S. in St. Dr. Robert Hirschfeld in Wien urteilte folgendermaßen: „Das Unglaublichste in absichtlicher oder aus Unverstand unabsichtlicher Entstellung der formalästhetischen Grundsätze hat jüngst Josef Sittard in zwei Vorträgen „Zur Einführung in die Aesthetik und Geschichte der Kunst" (Stuttgart 1885) geleistet. Da diese Schrift vorderhand in den Blättern noch eifrig gelobt wird u. s. w." Also wieder einmal statt einer Ein- eine Irreführung — aus Unverstand!



Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung, J. Roth, K. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer), sämmtliche in München.

Die Gesellschaft.

Realistische Monatsschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. März 1886. Heft 3.

Sibylle.

Novelle von Mathilde Gräfin Luckner.

(Altenburg.)

Eine Rose gebrochen, ehe
der Sturm sie entblättert.
Lessing.

Im Atelier war es still geworden, nachdem die vielen Besucher, welche laut und stürmisch begeistertes Lob gespendet hatten, es endlich verlassen.

Nur der Freund des Meisters stand noch neben dem Maler vor dem Bilde, der neuesten Schöpfung des bewunderten Münchener Künstlers, wie gebannt von dem ergreifenden Zauber jener Frauengestalt auf der Leinwand.

Er allein fand kein Wort der Anerkennung, trotzdem er wußte, daß gerade nach der seinigen den Freund verlangte.

Und auch jetzt versagte ihm die Rede.

„Sprich ein Wort!"

Fast befehlend klang diese Bitte des Malers.

Der Angeredete wandte sich und reichte dem Fragenden stumm die Hand; doch die Art, wie er des Malers Finger leidenschaftlich preßte, und sein Blick, der tief und lange mit vollbefriedigtem Ausdruck in des Freundes Augen tauchte, — redeten eine verständliche Sprache und ein befreiender Atemzug entrang sich der Brust des Malers.

Abermals betrachtete der Freund das Bild.

„Wieder diese unheimlichen Augen, welche in eine andere Welt zu blicken scheinen, wieder diese blassen Lippen, deren Anblick den Beschauer glauben macht, daß sie der Tod geküßt! Ist es Dir denn gar nicht möglich meinem Wunsche, wie dem der ganzen kunstliebenden Welt nachzugeben und endlich einmal frisches, pulsierendes Leben zu schaffen? Weshalb bringt uns jedes Deiner wundervollen Werke — ein Gespenst — statt eines Weibes?"

Der Maler schwieg.

„Steh mir endlich Rede," fuhr der Andere fort, ihn zu einem Ruhebett führend, auf welchem Beide sich niederließen. „Alle fragen sie es, Deine Freunde, Deine Bewunderer, — Du hast für sie nur ein starres Schweigen! Wirst Du auch mir niemals einen Blick in Deine Seele vergönnen?"

Auf des Meisters sympathisches Antlitz trat ein so verzweifelnd-resignierter, bitter-entsagender Zug, daß es den Freund peinlich berührte und er seine Bitte bereute.

„Wenn etwa meinethalben Du schmerzliche Erinnerungen aus trüber Vergangenheit heraufbeschwören willst," begann er, „so verzichte ich auf Dein Willfahren meines Wunsches."

Der Maler schüttelte das Haupt.

„Faß' es nicht so auf," sagte er, „es ist vielleicht gut, wenn ich mich Dir gegenüber endlich ausspreche. — Es war in Wien — mir jungem Burschen von damals schien die Welt zu meiner persönlichen Freude erschaffen zu sein. Ich besaß große Begriffe vom Idealen, bildete mir ein, mit dem Rezept meiner Freundschafts- und Liebes-Theorien Segen verbreiten zu können, und hatte, bei allem Glauben an meine Beglückungsmission, unglaublich wenig Menschenkenntnis.

So verachtete ich z. B. völlig den wilden, ungestümen Drang des Blutes, welcher Mann und Weib zu einander zwingt, auch ohne klügelnde Vernunft, ohne berechnende Ueberlegung: daß Geist und Gemüt dem des Anderen harmonisch seien. Ich glaubte, stets Herr meiner Handlungen, meiner Leidenschaft bleiben zu können und braute mir einen weiblichen Homunkulus zusammen, der alle diejenigen Eigenschaften verkörperte, die ich erforderlich hielt für den Gegenstand meiner Liebe.

Mein phantastisches Unding war selbstverständlich vollendet schön an Körper und Geist, — ich nannte es „mein Ideal des Weibes".

In späteren Zeiten lächeln wir gewöhnlich über die Träume unserer unklaren — und sich ach! so unendlich weise und abgeklärt wähnenden Jugend, ich möchte jetzt auch über mein „Ideal" lächeln, wenn meine Fröhlichkeit nicht einen herben Beigeschmack hätte!

Du kannst Dir denken, daß mein lebhaftes Temperament dasjenige zum Ausdruck drängte, was meine Gedanken augenblicklich beschäftigte und ich mag meine Umgebung recht mit Gesprächen über diese Puppe meiner Phantasie geplagt haben.

Am meisten hatte meine arme Freundin, Sibylle von Hegern, darunter zu leiden. Sie war die Tochter eines, in Wien zurückgezogen lebenden pensionierten Offiziers, — gar nicht hübsch — aber das, was der Engländer well born and well bred nennt, — eine durch und durch vornehme Natur, und — — — sie war meine Freundin, so sehr Freundin wie sie es in ihren wahrhaft heroisch-selbstlosen Begriffen von Glauben und Treue als höchste Aufgabe erfaßt hatte.

Zu Ehren irgend eines mildthätigen Zweckes fand eine theatralische Aufführung statt; bei der Gelegenheit, — ich spielte den Odoardo, dessen herber Jugendstolz für meine damalige Stimmung prächtig paßte, sie die Emilia Galotti — hatten wir uns kennen gelernt.

Bekanntlich gehört wenig dazu, um jungen, unerfahrenen Mädchen einen hohen, — ja den höchsten Eindruck von Liebenswürdigkeit zu machen.

Mir gelang dies Sibyllen gegenüber erstens durch die mir zugefallene Rolle, deren Charakter sie sofort mit dem Darsteller identifizierte, zweitens durch meine höchst erhabenen Lebensansichten, welche ich ihr darlegte. Mit der Schilderung meines „Ideals" warf ich den letzten Rest von Widerstandskraft, den Sibylle ihrer aufkeimenden Neigung mädchenhaft entgegenstellte, zu Boden und riß ihre Seele gleichsam gewaltthätig an mich, obgleich ich selber genau wußte, wie wenig sie jenem Homunkulus ähnelte, — — — — sie war nicht einmal hübsch!

Sibylle mußte das ja ebenfalls empfinden; sie brauchte nur in den Spiegel zu blicken, um zu erkennen, daß sie einen bleichen Mund und aschblondes Haar besaß, während ich rabenschwarzen, glänzenden Scheitel und kirschrote Lippen von meiner beneidenswerten Auserwählten zu erwarten mich für berechtigt hielt! — Gesundheit ist Vorbedingung zur Schönheit: mein Normal-Weib mußte selbstverständlich ganz gesund sein. Auf Sybyllens bleichen Wangen aber lagerte oftmals, vorzüglich bei Erregungen, ein unheimlich hektisches Rot, das einem aufmerksamen Beobachter zu bedenklichen Sorgen Anlaß gab, und ihre Augen hatten einen krankhaften Ausdruck, ich möchte sagen: einen Blick in's Jenseits. Eigentlich verabscheute ich kranke Menschen. —

Beim Schlußakt des Stückes hatte ich neben der ermordeten Emilia niederzuknieen. Mich beherrschte die Aufregung des Spieles, und als ich Sibylle so bleich vor mir liegen sah, mit dem leidenden Gesichtsausdruck ihrer Rolle, erfaßte mich ein heißes Empfinden, so daß ich sie bei der vorgeschriebenen Umarmung wirklich küßte.

Ich dachte mir wenig oder nichts dabei, folgte nur meinem augenblicklichen Gefühl! Wie erstaunte ich aber, als ich Sibylle an meiner Brust heftig erbeben fühlte und auf ihrem Antlitz dunkle Röte mit erschreckender Blässe wechseln sah.

Verhängnisvoll klangen mir dann meine eigenen Worte: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert.“ —

Mahnend drangen sie an mein Gewissen, das sich aber keine Rechenschaft darüber geben wollte.

Auf dem Heimwege war Sibylle wortkarg. Erst nach vielem Bitten konnte ich sie bewegen, mir den Grund ihrer Verstimmung zu sagen. Sie konnte meinen Kuß nicht verwinden!

„Soll unsere Freundschaft wie bisher fortbestehen,“ sagte sie, „so darfst Du niemals wieder Dich so vergessen! Das ist gegen meine Mädchenehre, und die muß ich mir wahren, — auch Dir gegenüber.“

Ich gelobte Besserung und erklärte feierlichst, daß ich sie nicht habe kränken wollen, nicht Mangel an Achtung für sie mich verleitet habe! —

Täglich verbrachte ich Stunden in Sibyllens Gesellschaft, ich war in ihrem Elternhause ein gern gesehener Gast, holte sie zu Spaziergängen ab, besuchte mit ihr Theater und Konzerte und führte sie dann abends nach Hause. Ach, welch' edle, hochherzige Lebenspläne beredeten wir da miteinander!

Wie schrankenlos ließ ich sie in mein Herz blicken, wie unbedingt konnte ich bei ihr auf Verständnis für jede, in mir erstehende Regung zählen!

So berichtete ich ihr eines Tages, — es war am Allerseelentag und wir schmückten gemeinsam die Gräber unsrer geschiedenen Lieben — von demjenigen Ereignis, welches ich als das Glück meines Lebens ansah. Ich sagte ihr, daß ich mein „Ideal“ gefunden habe.

„Sie besitzt Alles, Alles, genau so, wie ich es geträumt, ersehnt“ schwärmte ich. „Ich kenne sie schon seit Wochen, wollte ihr aber erst Zeit geben, mich lieben zu lernen.“

„Mußte sie das erst lernen?“ fragte Sibylle, — anscheinend mit ihrer gewohnten Ruhe, und doch fiel mir ihre eigentümlich scharfe Betonung der Worte auf.

„Morgen werde ich mit ihrem Vater sprechen,“ fuhr ich jubelnd fort, „der Mutter vertraute sie sich bereits, dieselbe ist mit Allem einverstanden. Oh, Sibylle, ich bin der glücklichste Mensch von der Welt, und Du sollst es mit mir sein, liebste, beste Freundin!“

Sie schwieg, wie dies häufig ihre Art war, wenn sie mit sich selbst nicht gleich in's Klare kommen konnte, während ich, in meiner unbekümmerten Selbstsucht, von der schönen Maria erzählte — Maria Marfi, meiner Liebe! Mit gesenktem Haupte saß Sibylle vor mir auf einer Steinbank der Familiengruft; ein Zweig wilder Rosen rankte sich um das Grabmal und Sibyllens schlanke Hände zerpflückten mechanisch eine der Blüten.

Ich sah dies, bemerkte auch die Röte, welche verräterisch jäh ihre Wangen färbte und — in die Sorglosigkeit meines Liebesglückes trat plötzlich ein Schatten: ich gedachte jenes Theaterabends, gedachte jener Worte: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert;“ schwer fielen sie mir in die Seele! — — —

„Sibylle, liebe Freundin,“ begann ich dringend, „es wird Zeit, daß wir nach Hause gehen, die feuchte Abendluft könnte Dir schädlich sein.“

Da hob sie das bleiche Gesicht zu mir empor, ihre Augen trafen mich mit umschleiertem Blick, und ich sah große Thränen sich aus den Augen lösen und langsam über ihre Wangen rollen Stumm reichte sie mir die Hand und nickte wortlos vor sich hin.

„Warum freut Dich denn nicht mein Glück?“ fragte ich. „Was ist Dir? Fühlst Du Dich krank?“

„Mich friert,“ flüsterte sie und zog sich den Pelz fester um die Schultern. Sie erhob sich. Beim Vorwärtsschreiten berührte ihr Fuß die entblätterte Blume. Sibylle blieb stehen, ihr Blick ruhte schweigend auf der Rose am Boden.

„Wenn ich gestorben bin, begrabt mich hier, zu Füßen der wilden Rose", flüsterte sie. Dann verließ sie den Friedhof, stumm mit der Hand mir verbietend, sie zu geleiten.

Ich gehorchte.

Mir war beklommen und angstvoll zu Mute, — das Glücksgefühl von vorhin wollte sich nicht wiederfinden lassen!

Aber morgen — morgen sollte ich glücklich werden! Damit versuchte ich vergeblich, meine düstere Stimmung zu verscheuchen.

Der Morgen kam, ich eilte zu meinem Mädchen, wurde von den Ihren mit Freuden aufgenommen und schloß die schöne, kindliche Braut an mein sehnendes Herz. — —

Sibyllens trauriges Bild verblaßte in meinem Erinnern.

Doch nur für kurze Zeit, denn als ich heimkam, fand ich einen Brief von ihr vor.

Sie teilte mir in erschreckender Kürze mit, daß „wir auf immer scheiden müßten."

„Ich kann nicht teilen," hieß es in den wenigen Zeilen, „und bei Deiner gestrigen Mitteilung ist es mir klar geworden, daß ich mich in meinen Gefühlen für Dich geirrt habe. — Nicht Freundschaft empfand ich, — — — nur Liebe allein kann mit so heißer Qual ein armes Herz erfüllen, wenn es Abschied nehmen muß."

Sie flehte dann noch in rührender Weise, ich möchte mich ernst prüfen, ehe ich über mein ganzes Lebensglück entschiede. „Ich fürchte," so schrieb sie, „daß die leibliche Schönheit jenes Mädchens Deine Sinne gefangen nahm, Dir nicht die nötige Ruhe ließ, um über ihre geistigen Eigenschaften nachzudenken."

Ach, Sibylle hatte Recht!

Ich blinder, leidenschaftlicher Thor mußte das nur zu bald einsehen und lernte schmerzlich meinen unseligen Irrtum büßen! — — —

Sibylle hatte mich gebeten, sie nie wieder aufzusuchen, ich trotzte dem und eilte sogleich nach Empfang ihres Briefes zu ihr.

„Ich kann Dich nicht lassen, Du bist mir zu meinem Glücke ebenso unentbehrlich wie die Luft, die ich einatme und wie das Sonnenlicht, welches mir die ganze Natur in hellerem, freudigerem Glanze zeigt," so bat ich — und ich bat nicht vergebens.

Sibylle willigte in Alles, versprach, sich zu ruhigerem Empfinden zwingen zu wollen, — — — mir ihre Freundschaft zu bewahren! .

Ein Jahr verfloß.

Sturm und Frieden lebten abwechselnd in meiner Brust. Maria Marfi beseligte mich heute durch ihre hingebende Liebe, um morgen durch ihre oberflächliche Gedankenrichtung, die sich meiner ernsten Lebensauffassung durchaus nicht anbequemen wollte, die qualvollsten Zweifel in mir zu erregen, — Zweifel an meinem zukünftigem Glück! —

Sibylle war ihrer Gesundheit wegen längere Zeit abwesend von Wien.

Wir suchten durch unsere Briefe die Wohlthat einer mündlichen Aussprache zu ersetzen. Fast täglich gab sie mir Nachricht und ebenso häufig antwortete ich, — unsere Freundschaft war inniger denn je!

Neujahr war gekommen.

Sibyllens Briefe lauteten so sehnsüchtig letzter Zeit, sie klagte ernster als gewöhnlich über ihren Zustand — und mich ergriff plötzlich auch mächtig die Sehnsucht nach ihr, meiner treuen Freundin.

Ich reiste zu ihr, langte am letzten Tage des Jahres in ihrem Aufenthaltsorte an.

In dichten Flocken wirbelte der Schnee auf die Erde und trieb mich hastig durch die Straßen zu Sibyllens Wohnung.

Ich zog die Glocke, schob die mir öffnende Pförtnersfrau bei Seite und betrat das Zimmer meiner Freundin. Sibylle schrie bei meinem unerwarteten Anblick laut

auf und ohne Ueberlegung, ohne Besinnen, warf sie sich, am ganzen Körper zitternd, in meine ausgebreiteten Arme.

Lachend und weinend zugleich, ruhte sie an meinem Herzen, so erregt — wie ich sie niemals gesehen!

„Ich habe Dich wieder, — ach, endlich habe ich Dich wieder," lachte und jubelte sie mit strahlenden Augen, mit brennenden Wangen.

Entzündet und hingerissen von ihrer Bewegung wollte ich sie küssen, doch meine Zärtlichkeit riß sie aus ihrem Freudenrausch, sie entwand sich mir und mit gewaltsamer Anstrengung zwang sie sich selbst in die gewohnten ruhigen Bahnen.

Wir verbrachten Stunden reizvollen, erregten Gefühls- und Gedanken-Austausches.

Die Zeit verging wie im Traum, und mit Erstaunen vernahmen wir die zwölf Schläge der Mitternacht

Sibylle öffnete das Fenster, nahm ein Tuch um die Schultern und wir lauschten hinaus.

Feierlich tönten die Glocken über der stillen Stadt. Wir lehnten an der Fensterbrüstung und blickten in den fallenden Schnee.

Da erhoben sich helle Töne, laut und klingend strömten sie zu uns herüber vom alten Rathausturm; stärker wuchsen sie an, sich endlich zu einem Chorale fügend.

Sibylle horchte schweigend, ihr nachdenkliches Sinnen teilte sich mir mit, und durch unsere Seelen zogen ernste Schatten vom Vergangenen und Zukünftigen.

Sibylle raffte sich plötzlich auf.

„Ernst, Du mußt fort," sagte sie hastig, „es ist spät geworden." —

„Du wirst mich doch nicht jetzt schon fortschicken wollen, Sibylle? — Kürze mir nicht grausam das langentbehrte Glück Deiner Nähe! Es bleibt noch so Manches zu sagen, wer weiß, wann wir uns wiedersehen?" drang ich in die Widerstrebende — „außerdem finde ich ja jetzt kein Quartier, so spät in der Nacht, in dieser kleinen Stadt."

Sie schwankte.

Mein Gewissen sprach mich frei von jedem unreinen Gedanken. Dieser Umstand ließ mich trotzig Sibyllens Einwand: „was werden die Leute sagen?" bekämpfen.

„Was gehen uns die Anderen an? Unser eigenes Bewußtsein von Recht und Unrecht sagt uns, daß es keine Sünde ist — warum also der Menschen wegen sich einen Zwang auferlegen! Zudem kann ich ja auch morgen früh unbemerkt das Haus verlassen!"

„Vielleicht wage ich weniger durch Dein Bleiben," sprach Sibylle, „als wenn ich jetzt, zu so später Stunde, die Hausbewohner riefe, Dir das Thor zu öffnen! Würden sie mich dann nicht auch falsch beurteilen?"

Ich blieb.

Sibylle räumte mir ein Zimmerchen ein, und beim „Gutenacht" schien sie jedwede Sorge verlassen zu haben, so heiter lächelte sie mich an. —

Am anderen Morgen begrüßten wir uns beim Frühstück. Sibylle war sorglich und frauenhaft, ihre anmutige, stille Weise beim Ab- und Zugehen erfüllte mich mit Ruhe und sanftem Behagen und bildete einen wohlthuenden Gegensatz zu der lärmenden Art, durch die sich sonst meine Morgenstunden auszeichneten.

Wir trennten uns.

Um Sibyllens Mund zuckte es verräterisch, als sie ihre Hand zum Abschied in die meine legte.

„Lebewohl!" sagte sie leise, „lebe wohl!"

Mir war weh um's Herz — denn mehr als mir bewußt war, hing meine Seele an ihr.

Rasch schritt ich dem Ausgange des Zimmers zu; als ich schon an der Thüre stand, rief ihre sanfte Stimme mich zu sich zurück.

„Du wolltest mich gestern küssen," flüsterte sie und ein tiefes Rot flog über ihre Züge.

„Ich meinte es nicht dulden zu dürfen — küsse mich jetzt — — — daß ich Dir nichts versage! Ist mir doch, als sollte ich Dich niemals wiedersehen!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich nahm sie in meine Arme, preßte meine Lippen auf ihren weichen blassen Mund und küßte sie wiederholt, küßte auch ihr schimmerndes, lockiges Haar.

In ungestümen Schlägen pochte mein Herz und heiß stürmte das Blut durch meine Adern.

Nie werde ich den Ausdruck von Sibyllens Angesicht vergessen, als ich sie verließ: ein Hauch seliger Ergebung rang dort mit schmerzvollem Gram.

* * *

Mein Beruf führte mich nach Wien zurück; oh mein Gott! grausam begann mein neues Jahr!

Laß mich hinwegeilen über jenes Ereignis, das heute noch, — nach so vielen Jahren — mich mit Haß und Bitterkeit erfüllt.

Unerwartet traf ich im Hause Marsi ein, — — und fand meine schöne Braut in den Armen eines Andern!

Was half mir all' mein Schmerz, mein Zorn, meine Entrüstung? Hier war nichts mehr zu ändern, nichts zu bessern! Wie ein Wahnsinniger tobte ich, — mein beleidigter Stolz, mein gekränktes Selbstgefühl brachten mich um alle Vernunft, die mir etwa nach dem Verrat an meiner Zuneigung noch geblieben war. —

Es dauerte geraume Zeit, ehe ich mich genugsam erholen konnte, um den Anforderungen, welche mein Künstlerberuf an mich stellte, gerecht zu werden.

Da kam ein Brief von Sibylle. Derselbe rief mir erst in's Bewußtsein, daß sie mir seit meinem Besuche noch nicht geschrieben.

Ich öffnete den Brief und starrte die wenigen inhaltsschweren Zeilen an.

Ihr „Lebewohl" von damals glaubte ich in diesem Augenblick wieder zu hören, und ihre Worte: „ist mir doch, als sollte ich Dich niemals wiedersehen!"

Gewaltsam mußte ich mir Fassung erringen, um bis zum Ende zu lesen.

Sibylle schrieb, sie sei sterbend; der Arzt, ihrer dringenden Bitte gehorchend, hatte ihr diese Wahrheit nicht verheimlichen wollen!

Dieser letzte, tötliche Anfall ihres langen Leidens hatte sie ergriffen, als — gleich nach meiner Abreise — ihre Wirtin zu ihr gekommen mit der Weisung, Sibylle habe ihr Haus zu verlassen! Dieses Haus habe nur Platz für ehrbare Damen, — nicht aber für ein Mädchen, welches durch meinen Besuch in später Nacht der herkömmlichen Sitte zuwider gehandelt habe! — — —

* * *

O, mein Freund, was waren die seelischen Schmerzen der jüngst vergangenen Tage, im Vergleich mit dieser neuen Marter meines schuldbewußten Gewissens? —

Hatte ich über Maria Marsi's Treulosigkeit gezürnt gleich einem Rasenden, — versank ich jetzt bei diesem Schicksalsschlage in eine trostlose stumme Starrheit, welche lähmend meine Lebensgeister bedrohte.

Nur ein Wunsch brannte auf meiner Seele: „zu ihr, zu ihr, ehe es zu spät ist!"

* * *

Das Schicksal versagte mir die Erfüllung meines Wunsches.

Ich fand meine Freundin tot!

Mir blieb kein Trost! Der blaße Mund hatte sich auf immer geschlossen und das verzeihende Wort, nach dem mein Herz sehnsüchtig verlangte, — das Wort der Liebe — ich sollte es nicht hören!

Bei ihrem Anblick fluchte ich mir und meiner Selbstsucht! Ihre kalte Hand verzweifelnd an meine Lippen pressend und ihr einen Kuß des Mitleids und der Liebe auf die Stirne hauchend, stürmte ich hinaus, ihr Bild vor Augen und im Herzen!

Der Schatten: Ist es nicht Klopstock?

Hermes: Du kennst ihn? Und doch lebte er lange.

Der Schatten: Aus Denkmälern und Bildnissen sind sie uns alle vertraut, die teuern Toten.

Hermes: Sieh, das ist schön, daß ihr dankbar derer gedenket, die Dank verdienen. Doch komm! (zu Klopstock:) Heda, sinnender Wandler am Strand des Kokyth! aus Deutschland ein Neuling, ein Altbewährter in eurer Gelehrtenrepublik!

Klopstocks Schatten: Was hör' ich? Aus Deutschland? und ein Diener Thuiskonens, ein Freund der Musen? „Sei mir gegrüßet! Mir kommst du stets gewünscht, wo du auch herkommst, Sohn der Olympier!" — Doch wie heißest du, daß ich dich nenne?

Der Schatten: Gelten Namen auch hier unten? Nun denn, Raumer nannte man mich droben.

Klopstock: Wohlan, und was schufst du droben im Lichte, wandest du Teutonen neue Kränze, herrlichere, denn wir einst, in die goldenen Locken?

Raumer: Nicht doch, kein Dichter war ich, und Deutschlands Muse schläft zur Zeit, wie ermattet von zu heißem Ringen.

Klopstock: Weh, die ich sah, stürmend im Wettlauf einst, ringend mit Shakespeare's herrlicher Göttin, weh mir, sie wäre verstummt?

Raumer: Nicht das, sie lallt noch, matt zwar, im Traume; laß sie nur schlafen, jetzt ist sie arg ermüdet, daß sie neue Kraft im Schlummer sammle.

Klopstock: Wehe sie schläft, sie, einst uns're ganze, einzige Freude; sind wir doch ein ärmeres Volk an Glücksgütern gegen Britten, Franken und andere, und unser Reich, einst der Schrecken der Welt, nun — o ihr Spott! Sie allein, Deutschlands Muse, unser einziger, ganzer Stolz, und nun muß ich hören: sie schläft! So sprich, was läßt euch denn noch leben unter den Völkern, wenn auch das euch noch verloren ging, Griechen des neuen Alters zu sein?

Raumer: O Sänger Hermanns, Schatten bei Schatten! Wie hast du hier unten geträumt! Wisse, das Volk der Dichter ist zum Volk der Kämpfer geworden, in den Staub stürzte es den prahlenden Gallier, würdest du wohl sagen, weiland unser Barde, (verzeih', ich muß dich „Skalde" nennen), das Reich, das du noch geschaut, wahrlich der Spott der Völker, ist dir bald nachgestorben; aber im Kriegswetter haben „Hermann's Enkel" ein neues errichtet, ein Reich der Mitte unserem Erdteil, geachtet von allen, furchtbar in Waffen dem neidischen Nachbarn.

Klopstock: O sei gesegnet für diese Kunde, so habt ihr doch, was das Herz euch erhebt! Und dennoch mich schmerzt, wenn ihr die Pflege des Geistes —

Raumer: Vergessen? O nein, sie gilt uns mehr denn je. Doch wisse, wir träumen nicht mehr im Hain Bardales; seit das Volk der Dichter ein Volk der That geworden, vergaßen wir mehr und mehr des Gesanges und weihten uns ganz der Wissenschaft.

Klopstock: Und doch ist menschliches Wissen so klein!

Raumer: Wohl, doch was uns noch zu schauen nicht glückte, wir streben und streben es zu sehen. Und was du nie geglaubt, als du noch lebtest, gar vieles haben wir erkannt, durchschaut, erworben, und nichts giebt es, wonach nicht die Wissenschaft ihre kühnen Flüge gewagt.

Klopstock: Ich höre den Jünger seine Meisterin preisen; in welchem Reiche des Wissens warst du thätig?

Raumer: Die Sprache war's, der ich nachging bis in ihre geheimen Quellen.

Klopstock: So sind wir uns so fremd nicht; auch ich hab' sie im Alter studiert, die ich in der Jugend gesungen. Ihr habt da wohl vieles gefördert? Doch sag' mir, was ist dein letztes Werk, das du denen dort oben gelassen zur Erinnerung vor deinem Scheiden?

Raumer: Unseliger, daß du fragst nach redlicher, doch unnützester Mühe!

Klopstock: Wie sagst du, was war das?

Raumer: Mein letztes Werk, die unnützeste That!

Klopstock: Was grämt dich?
Raumer: Mit redlichem Willen so gar nichts erreicht zu haben!
Klopstock: So sprich, was war's?
Raumer: Hör' denn, da du doch danach fragen mußtest. Ich versuchte nach vielen anderen dankbaren Arbeiten noch die ewig undankbare, die deutsche Orthographie zu bessern!
Klopstock: Was ich selbst einst versucht? Freund denn, durch gleiche That mir verbunden! – Und das beklagst du?
Raumer: Als verlorene Müh!
Klopstock: So sprich nur, erzähl', ich bin äußerst gespannt, was ich davon vernehmen kann. Du weißt, auch mir schien ja einst unsere Orthographie einem Augiasstall nicht unähnlich. Doch sprich, wie kamst du dazu, wie griffest du's an, was thatest du?
Raumer: Sei's denn, wenn du's hören mußt! Wisse, nicht ich begann; man berief aus dem ganzen Reich die man als befähigt und befugt hielt, in orthographicis Gesetze zu geben, in die Reichshauptstadt.
Klopstock: Nach Wien —
Raumer: O nicht, ich sagte Dir, viel hat sich bei uns geändert, seit Du von uns geschieden; nach Berlin —
Klopstock: Berlin? die Hauptstadt —
Raumer: Uns'res neuen Reiches; ich sagte dir, das alte ist dir bald nach —
Klopstock: Ich hört' es; doch Berlin? Als du sagtest, man berief euch in die Reichshauptstadt, weiß Gott, ich dachte, ein würdiger Sproße des edeln Josef des Zweiten —
Raumer: O nenn' ihn keck den Einzigen, wenn du sagen willst, er hatte Herz und Sinn und wollte wirken für unsere Nation.
Klopstock: Gewiß, das dacht' ich, an Josef den Deutschen dacht' ich; doch nach Berlin? Damals herrschte viel französischer Ton am Hof des großen Friedrich.
Raumer: Jetzt ist man deutsch dort, glaub' mir, dafür ist man in Wien jetzt mehr tschechisch und magyarisch —
Klopstock: Mehr tschech—?
Raumer: Ja tschechisch.
Klopstock: Tschechisch — was ist das? Ist irgend ein neues Volk —?
Raumer: Ja wahrlich aufgefunden worden! Tschechen, der Name klingt dir fremd? Nun ja, man nennt sie auch wohl Böhmen, doch sind's die Deutschen nicht, die dort zu Land wohnen.
Klopstock: Mir, ist, — ja, ich entsinne mich, es gab ein Volk ein kleines —
Raumer: Ho, 's dünkt sich jetzt wundergroß!
Klopstock: Es sprach nicht deutsch —
Raumer: Nein, diese Sprache verachtet es!
Klopstock: Doch war's ein harmlos stilles Völklein.
Raumer: Um so lauter lärmt es uns jetzt in die Ohren, seit es entdeckt hat, daß es eine Nation von Weltbedeutung sei.
Klopstock: Laß' immer Hunde den Mond anbellen: der strahlende Wandler zieht unentwegt seine Pfade!
Raumer: Unentwegt? Sie haben uns schon halb aus dem Weg gedrängt. Wo ist doch, guter Klopstock, wenn du das noch weißt, die erste deutsche Universität gestiftet worden?
Klopstock: War's nicht in Prag, von einem deutschen Kaiser?
Raumer: Von Karl IV. ja, und ganz richtig in Prag. Und diese erste deutsche Hochschule —
Klopstock: Sie ist doch nicht —?
Raumer: Was nicht?
Klopstock: Nicht aufgehoben?

Raumer: Das nicht, doch besser, sie wäre ehrlich hingerichtet und zu Grabe getragen worden, als das —

Klopstock: „Hinrichten" sagst du?

Raumer: Als daß man ihr den Leib zerschnitt —

Klopstock: Zerschnitt — den Leib?

Raumer: Und die eine Hälfte umstempelte und ihr befahl, als Tschechin weiter zu leben.

Klopstock: Versteh' ich dich recht, in Prag eine tschechische Hochschule, zu deren Gründung man die deutsche beraubte?

Raumer: O du verstehst mich!

Klopstock: Und das geschah, von wem, von wo aus?

Raumer: In Wien hat man's bestimmt.

Klopstock: In Wien, der Stadt des deutschen Josef, der für unsere Sprache ein zweiter Augustus werden wollte?

Raumer: In Wien, o ja; wisse, in Oesterreich ist jetzt alles möglich, d. h. soweit deutsches Wesen und dessen Unterdrückung in Frage kommt. Hat man doch schon in Wien, der deutschen Millionenstadt —

Klopstock: Ist es so reich?

Raumer: Schon auch, doch meint' ich jetzt an Einwohnern.

Klopstock: Ist's so gewachsen?

Raumer: O sehr und immer lustiger ist's dabei geworden; 's lebt ein fideles Volk dort, recht gemütlich: — Ja so, dort hat man nun schon auch und zwar für Wien eine tschechische Volksschule genehmigt.

Klopstock: Für's deutsche Wien?

Raumer: Na, wann hat es sich denn so deutsch gezeigt?

Klopstock: O Enkel Hermanns! Und was sagt nur da das übrige Deutschland, was sagt die Hauptstadt — wie? Berlin? — dazu?

Raumer: Das schweigt, wie immer, wo's nicht ordnungsgemäß aufgefordert wird zu reden.

Klopstock: Und giebt's da nicht Gesetze —?

Raumer: Du denkst wohl gar, Oesterreich sei noch beim Reich?

Klopstock: Natürlich doch —

Raumer: Sie sind für sich gestellt — und wir sind Stückwerk. — Doch davon ein andermal; du wunderst dich? Laß' dir's später, wenn wir bei Lethe sitzen, erzählen, wie alles so gekommen. Denn jetzt, ich bitte Dich wirklich, sprich nicht mehr von Politik und nenn' mir ja den Namen Tschechen nicht mehr: siehst du nicht den bleichen Schatten dort mit der aufgestülpten Nase? Er ist gewiß von diesem Volk und umschnüffelt uns schon lange. Wie ich seine Nation kenne, könnte er sich vergessen und als echter Hussitenenkel uns deutsche Schatten anfallen und noch im Totenreich totschlagen wollen.

Klopstock: Nun wohl, so lassen wir das für später! Aber jetzt, sag' mir doch —

Raumer: Ja, was wolltest du doch wissen?

Klopstock: Wie ihr die deutsche Orthographie —

Raumer: Um Gott, da kommt er doch!

Dritter Schatten (hinzutretend): Verzeiht, erlauchte Schatten, denn dich kenn' ich aus vielen Abbildungen: du mußt Klopstock sein. Und du, in einer illustrierten Zeitung sah ich droben einen Kopf, ganz dem deinen ähnlich, und darunter stand: Rudolf von Raumer.

Raumer: Der bin ich, wenn ich nicht sagen muß: der war ich. — Doch du, wer bist du und von welchem Volke?

Schatten: Von eurem bin ich.

Raumer: Und bist kein —?

Schatten: Ein Deutscher, wie ihr. Und wie ihr soeben, sprach ich viel von der deutschen Orthographie; sie war meine letzte Sorge!

Klopstock: Und warst du —?

Schatten: Schullehrer war ich dort oben, und der Tod rief mich ab, ehe im orthographischem Kampf die bessere Sache siegte. D'rum freu' ich mich, hier unten noch davon reden zu können und um so mehr, da ich meinen verehrten Meister, dich, Raumer, hier unten fand. Ach, daß man nicht die Regeln der Berliner Konferenz angenommen!

Klopstock: Nicht angenommen? Die Regeln, die ausgearbeitet wurden von den Befugtesten, wie du vorhin sagtest, Raumer, aus eurem Volk, und zusammenberufen von Reichswegen in die Reichshauptstadt — und nicht angenommen?

Raumer: Du hast's gehört!

Klopstock: Und wie kam das?

Raumer: Je nun, wir vereinbarten in langen Sitzungen Regeln, wie man zur Zeit am einfachsten unserer Orthographie aufhelfen könne, und stellten die in einem Büchlein zusammen; nun wohl, das höchste Ziel war damit noch nicht erreicht.

Schatten: Schmälere mir nicht sein Verdienst! Als ich das Büchlein durchgemacht, da wußte ich, jetzt könne ich in einem Monat meinen Schülern eine folgerichtige Schreibweise beibringen, was ich früher mit allen Strafmitteln nicht die ganze Schulzeit durch erzwingen konnte. Eure Orthographie war konsequenter als die alte, und das war alles wert!

Raumer: Nun ja, konsequenter haben wir die Grundregeln durchgeführt, dafür waren wir auch schonungsloser alten Mißbräuchen gegenüber, und gerade Konsequenz verträgt unser Volk am wenigsten.

Klopstock: Das ist's und darin liegt's; es ist nicht energisch genug und kann mit Altererbtem nie fertig werden, auch wenn dies noch so lästig geworden.

Raumer: Ja freilich, da waren wir bald pietätlos und revolutionär, und wie das tolle Geschrei nur immer klang.

Klopstock: Und so verwarf man die ganze Reform?

Raumer: D. h. die berliner Regeln wenigstens.

Klopstock: Um alles beim alten zu lassen?

Raumer: Das ließ mich die Parze nicht mehr schauen, was weiter geschah.

Schatten: Eines erlebt' ich noch droben. Nachdem für das Reich und die Nation nichts Einheitliches zu Stande kam, ließ Preußen wenigstens für sich ein neues Regelbuch ausarbeiten.

Raumer: Na, da sind sie auf dem rechten Wege. In politicis haben sie sich notdürftig zusammentreiben lassen, in orthographicis herrscht die alte Zerfahrenheit der „teutschen Libertät“. Jeder Staat seine eigene Orthographie!

Klopstock: So traurig wird's ja doch nicht werden, daß man —

Schatten: Wer weiß, wenn wir jetzt noch einen Blick auf unser Vaterland werfen dürften, vielleicht haben sie schon ihre königliche preußische Orthographie, und daneben eine großherzoglich mecklenburgische, eine fürstlich reuß-greizische und andere mehr!

Raumer: Bei Gott, so müßte es kommen. Mich wandelte wahrlich die Lust an, nochmal zurückzukehren, wenn es ginge, nur um zu sehen, ob wir zu schwarz sehen oder unsern lieben Deutschen das Richtige zugetraut haben.

Klopstock: Hermes, wir bitten, kannst du uns nicht einen Blick zurück auf uns're Erde thun lassen? Du warst stets ein freundlicher Gott. —

Hermes: Nur nicht geschmeichelt hier unten, im Tod und darnach herrscht Wahrheit allein. Aber wenn ihr denn gar so heiß verlangt, kommt mit zu jenem Felsenzacken, dort will ich euer Gesicht schärfen, daß ihr sehet, was ihr wünscht. (Hermes entführt die drei Schatten zu einem Felsenvorsprung und hält ihnen seinen Schlangenstab vor die Augen, mit der andern Hand einen Segen erteilend.)

Hermes: Sehet denn, sterbliche Augen Gestorbener, wie ihr nie geschauet, als ihr lebtet!

Die drei Schatten zugleich: Ah!

Klopstock: Sieh da, mein Deutschland. —

Raumer: Gebreitet tief unten vor uns wie ein Teppich. —

Schatten: Wie eine Landkarte traun vom trefflichen Kiepert; und Wunder, Hermes, was machst du? Seht ihr nicht Buchstaben d'rüber gezogen, groß in Lapidarschrift?

Raumer: Wahrlich! Wie heißt's doch, was dort schier den ganzen Norden bedeckt?

Klopstock: (liest:) „Königlich preußische deutsche Rechtschreibung."

Raumer: Der herrlichste Titel, den man erfinden könnte!

Klopstock: Und dort weiter südwärts, von kleinerem Umfang!

Schatten: (lesend): „Königlich bayerische deutsche Rechtschreibung."

Raumer: O herrlich, o prächtig! — Dort aber, im Osten, taucht nicht eben eine Schrift auf, langsam erst werdend wie Bilder der Camera obscura?

Klopstock: Richtig und traun, sie gewinnt Umriß und Festigkeit!

Schatten: (liest): „Kaiserlich königlich österreichische deutsche Orthographie."

Raumer: O deutsche Einheit und alle neun Musen!

Schatten: Jetzt aber wieder im Westen, wird's nicht licht, als verzöge sich der Nebel über den Schweizer Bergen? Sieh, wie die Schrift sich verdichtet!

Klopstock: (liest): „Eidgenössisch schweizerische deutsche Rechtschreiblehre."

Raumer: O sinnreiche unübertreffliche Nation und so enthaltsam, mit vieren begnügst du dich, Volk, das nach Viertelhunderten seine Staaten mißt!

Hermes: O, 's wird nicht bei den vieren bleiben! Doch ihr habt davon genug gesehen.

Klopstock: Ja wohl, wir haben genug!

Hermes: Schwinde denn, magna charta Germaniae orthographica! Und ihr, Augen sterblich Geborener thut euch auf zu schärferem Schauen!

Die drei Schatten: O wunderbar!

Klopstock: Städte seh' ich und Dörfer, als wär' ich ein Vogel, der über den Dächern schwebt! —

Raumer: Und durch die Dächer und Wände dringt mein Blick, —

Klopstock: Als seien sie aus Glas und Kristall, und in die Zimmer und Gemächer schau' ich wie in die Zellen eines Bienenstockes!

Schatten: Und hier, und dort, und überall seht doch die hundert und hundert Schulen, im ganzen Reich, in Oesterreich und der Schweiz und die tausend und tausend Schulkinder, Mädchen und Knaben, die Latein- und Realschüler und die vornehmen Gymnasiasten, zu vierzig bis sechzig abgeteilt, und vor jeder Gruppe unermüdlich thätig meine einstigen Kinder in sau'rer Arbeit!

Hermes: (für sich): Freu' ich mich doch selbst über die Freude der großen Kinder wie ein Vater, der seinen Jungen den Guckkasten vorhält!

Schatten: O daß wir noch hören könnten, was sie d'runten reden! Hermes, freundlicher Gott, kannst du nicht —?

Hermes: Ei, was ihr begehrlich werdet! Erst schauen, dann auch noch hören! — (Einem dienenden Unterweltsgeist winkend:) Nun denn, du Teufelchen, flieg' und bitte Pluto um seinen Hördraht! (Der Geist ab.) — Seitdem Zeus sich das Feuer hat stehlen lassen, habt ihr Menschlein uns Götter fast überholt; so haben wir eure Erfindungen genutzt und uns schon ein Telephon in die Hölle richten lassen. (Der Geist zurück.) Sieh, da bringt er's schon! Nun eure Ohren her und horcht, was die dort unten verhandeln!

Schatten: Seht, dort die Schule! Eben hat eine Orthographiestunde begonnen. Laßt uns denn hören!

Lehrer: Also die Grundregel unserer ganzen Rechtschreiblehre lautet?

Schüler: Wir bezeichnen in Stammsilben die Kürze des Vokals durch Verdoppelung des darauffolgenden Konsonanten, wenn dieser am Ende des Wortes oder wieder vor einem Vokal steht.

Lehrer: Wenn aber auf den Konsonanten wieder ein Konsonant folgt, der unzertrennlich mit ihm verbunden ist?

Schüler: Dann genügt schon die unlösbare Konsonantenverbindung, um die Kürze des vorhergehenden Vokals auszudrücken.

Lehrer: Gut! z. B.?

Schüler: „Gespinst."

Lehrer: Obwohl es —

Schüler: Von „spinnen" kommt.

Lehrer: Gut! Oder?

Schüler: „Barsch, Brand" mit einem r und einem n.

Lehrer: Richtig! Na die Regel geht. Jetzt weist eure Hefte her, daß wir das Diktat von gestern durchnehmen. (Schlägt ein Heft auf.) Ja, Meier, da hast du herrschen mit einem r geschrieben? Was soll das sein?

Schüler: Ja, ich dachte, die Verbindung von r und sch deute schon genug an, daß das e kurz ist, weil das eine untrennbare Konsonantenverbindung sei.

Lehrer: Ja, freilich, aber was hab' ich euch gesagt? Drei Wörter — wie heißen sie? — Na, Müller!

Schüler: „Brantwein, Kentnis und herschen."

Lehrer: Richtig! Die fügen sich der Hauptregel nicht!

Raumer: „Sie fügen sich nicht!" Ausgezeichnet! Der weiß doch den Unsinn wenigstens mit Humor zu behandeln. Sie fügen sich nicht! Drei boshafte Wörter wollen sich nicht fügen, sie wollen nicht, und darum müssen über vierzig Millionen guter Deutscher wollen, wie die drei Wörter wollen und müssen sich ihnen fügen! O herrlich, prächtig, man darf den drei Wörtern doch ihr Reservatrecht nicht rauben

Klopstock: Ja wahrlich ausgezeichnet! Es scheint, man hat recht schön die Orthographie „gebessert"!

Schatten: Doch still! Schaut dorthin, eine andere Schule. Sie schreiben eben einzelne Wörter an die Tafel, es scheint, sie haben denselben Stoff. Horch!

Lehrer: Du zeig' mir dein Heft! — Warum steht da Kahn ohne h? Wie heißt die Regel? Das Dehnungs—h steht in Stammsilben vor? —

Schüler: In Stammsilben vor den Liquiden.

Lehrer: Und welche sind die Liquidae?

Schüler: l, m, n, r.

Lehrer: Gut, also Kahn: K—a—h—n! (ein anderes Heft einsehend) Du, was muß ich von dir sehen? Da steht „Schwan" a—h—n!

Schüler: Ja, ich hab' gemeint vor einem n —

Lehrer: Nichts da.

Schüler: Ja, weil das n eine Liquida —

Lehrer: Nichts, da gilt die Regel nicht! Das Wort „Schwan" schreibt man ohne h. Was, und da „schwer" e—h—r? Wart', ich will dir merken, wo das h nicht hingehört! (packt ihn bei den Ohren) — Weiter, der Nächste! (dessen Heft durchsehend:) Oho, bei „sehr" das h wieder herausgestrichen? Was soll das sein?

Schüler (weinend): Ja, ich hab's g'rad ausgestrichen, weil's auch in „schwer" —

Lehrer: Das geht da gar nicht her! Und da wieder „kahl" ohne h! (ihn am Ohr haltend:) Wie heißt die Hauptregel? Das Dehnungs—h steht?

Schüler (schluchzend): besonders vor l, m, n, r.

Lehrer: Gut, also gleich in „kahl" ein h hinein! (ergreift ein anderes Heft) Was, Hans, du auch? „Qual" mit h und hier „Schwur" u—h—r?! und da gar „empor" o—h—r!?! ei, ei, ei! und hier „Brot holen" — „holen" o—h—l? ei, ei, soll ich den Stock holen?

Schüler: Ja, ich hab' gemeint, vor l, r —

Lehrer: Du hast nichts zu meinen, Du hast bloß zu lernen! Das ist nur die Hauptregel: vor l, m, n, r steht ein Dehnungs—h. Aber die gilt jetzt nichts — d. h. bei „Qual" und den andern Wörtern! Die ausgenommen sind, die habt ihr alle eigens auswendig zu lernen; merkt's euch! (Ein anderes Heft besichtigend:) Oh — oh! „pur" mit h! und da gar noch „Natur" u—h—r! o — o, oh!

Schüler: Ja, damit man nicht auf „Nat" den Ton legt!

Lehrer: Ei, ei, ei! Ihr werdet mir durch lauter Regeln noch dümmer! „pur, Natur“ das sind lateinische Wörter und die werden wie im Lateinischen geschrieben: das Dehnungs—h gehört nur in deutsche Wörter!

Schatten: Ja, nur wir Deutsche brauchen einen Zopf!

Klopstock: Ganz so war's schon zu meiner Zeit!

Raumer: Seht, er nimmt ein and'res Heft! Still, was wir hören!

Lehrer: Was, du schreibst „Nummer“ mit einem m!?

Schüler: Ja, weil's im Lateinischen auch —

Lehrer: Was weißt du vom Lateinischen:

Schüler: Ja, ich war schon ein Jahr an der Lateinschul'!

Lehrer: Was geht das mich an? Nummer hat zwei m!

Schüler: Ja aber lateinische Wörter schreibt man wie im Lateinischen —

Lehrer: (ärgerlich): Das „Nummer“ ist aber ausgenommen! Willst du jetzt —?

Schüler: Und die letzte Woche haben Sie mich eingesperrt, weil ich „numerieren“ mit zwei m geschrieben hab'!

Lehrer (noch ärgerlicher): Das ist wieder eine Ausnahme! Nummer mit zwei m, numerieren mit einem m!

Schüler (nachleiernd): „Nummer mit zwei m, numerieren mit einem m, Nummer mit zwei m, numerieren mit einem m.“ (halblaut): Das kann der Kuckuck merken!

Lehrer: Was, du Schlingel, du dimittierter Lateiner? Ich will dir's aufschreiben, wo du's merken kannst! (zieht ihn über die Bank und giebt ihm die Rute.)

Raumer: Armer Tropf, muß dein junger Hintere entgelten, was die alten Köpfe für Subtilitäten ausgetiftelt!

Klopstock: 's ist unverantwortlich! Und die Kleinen scheinen nicht schlecht begabt und nicht unfleißig zu sein, jeder weiß seine Hauptregel und wendet sie ganz vernünftig an, nur daß es dann gewöhnlich nicht klappen will von wegen der extrafeinen Ausnahmen, die ihnen nicht in den Kopf wollen!

Raumer: Die bei Gott auch des Merkens nicht wert sind!

Schatten: Ja, aber gerade ohne Klauseln und Ausnahmen geht's bei unsern Landsleuten nie ab. Doch hören wir weiter, schaut dort, eine andere Schule, und dem Meister scheint die Sache schon heiß genug gemacht zu haben!

Lehrer (ein Heft hinwerfend): Jetzt sag' ich's aber zum letztenmal: „Schar“ und „Ware“ schreibt man nach den neuen Regeln mit e i n e m a, Har und Par aber noch, wie bisher, mit zwei a! Wer mir das noch einmal —

Schatten: Und warum, Herr weiland Kollega?

Raumer: Laß ihn doch, er hat nach „Vorschrift“ und „Befehl“ zu lehren und nicht nach „Gründen“ und „Logik“. Wer wird auch immer nach „Gründen“ verlangen? „So ist's,“ ist der beste Grund; doch hört weiter!

Lehrer (in ein Heft sehend): Warum steht da Thor ohne h? Wie heißt die neue Regel mit dem th?

Schüler: Th steht in deutschen Wörtern nur noch — nach einem — langen Vokal?

Lehrer: Was, was? Warum nach einem langen Vokal?

Schüler: Weil das th entstanden ist aus dem Dehnungs—h.

Lehrer: Ja, ja, das ist schon recht, aber das geht jetzt nicht hieher, das hab' ich auch nur gesagt, damit ihr wißt, was das h nach dem t will. Die neue Vorschrift heißt: th wird nur noch geschrieben —?

Schüler: Am Ende von Wörtern.

Lehrer: Gerad umgekehrt!

Schüler (hastig): Am Anfang.

Lehrer: Ja, und n u r noch am Anfang eines Wortes, also „das Tor“ t—h—o—r, und d e r Tor gerade so mit th! (zu einem andern hineinsehend): Du, was korrigierst du da? Herrgott, schreibt der jetzt noch ein h in Ton hinein!

Schüler (bestürzt): Ja weil's am Anfang —

Lehrer: Das ist ja wieder anders! Ton mit h ist ja die weiche Erde, aber ohne h ist's gleich Laut oder Schall. In dem Satz „Der Ton der Flöte“ —

Raumer: Seht, solche Feinheiten sind echt deutsch: Der Ton des Töpfers muß mit h geschrieben werden, damit ihn niemand mit dem Ton einer Flöte verwechselt! Ja „wir sind klug und weise“ und eine gar vorsichtige Nation!

Schatten: Nur wundert mich, daß man nicht „das Tor“ und „der Tor“ gleich subtil unterscheidet.

Raumer: Es scheint, man will halt „den Toren“ doch nicht gar zu kenntlich machen, denn wir sind auch eine gar rücksichtsvolle Nation und besonders rücksichtsvoll gegen Wörter, die „sich nicht fügen wollen!“

Klopstock: Ei, ei, habt ihr noch alle die feinen Unterschiede, die mir schon zu meiner Zeit eine Krücke für Schwachköpfe zu sein schienen! Denn muß nicht jeder denkende Ausländer uns für eine Nation von Geistesblöden halten, wenn ein h uns am Schluß des Wortes erst belehren muß, daß die Hut, d. i. der Schutz und nicht der Hut, cioè cappello, gemeint sei?

Raumer: Na, den Unsinn haben wir aufgegeben!

Klopstock: Aber das jämmerliche Prinzip nicht, sonst unterscheidet ihr nicht mehr zwischen Ton und Thon!

Schatten: Ja leider das Prinzip ist geblieben, wenn auch eingeschränkt, und es ist wahrhaftig ein Scheuleder für Schwachsinnige, daß sie nicht abirren. Gott, mußt' ich doch selbst noch lehren, daß Rum ohne h ein Getränke, mit h aber der Ehrensold der Tapfern sei, damit ja nicht über die Charaktereigenschaften unserer ruhmliebenden Nachbarn jenseits der Vogesen empfindliche Mißverständnisse aufkämen!

Raumer: Ja, 's ist bei Gott mehr als kindisch, durch die Schreibart noch zu unterscheiden „das Moor“ und der Mohr“!

Klopstock: Als ob ein einziges Wort an und für sich und außer jedem Zusammenhang überhaupt einen Wert habe.

Raumer: Bücher- und Schreibnarren sind sie immer noch, meine lieben Deutschen, statt Männer des Lebens und des lebendigen Wortes; sonst hätten sie längst entdeckt, daß, wenn ich bloß „Mor“ schreie, kein Mensch weiß, was ich will. Und was das Ohr nicht dem denkenden Geist klar machen kann, das soll das Auge —

Klopstock: Pedanten immer noch — und wie!

Schatten: Hier glaub' ich doch auch einen andern Grund entdeckt zu haben, warum derlei alberne Unterscheidungen immer noch festgehalten werden. Hab' ich doch, als euer berliner Regelbuch, seliger Raumer, erschien und die beiden „Tor“ wie die zwei „Mor“ ganz gleich gemacht hatte, am Wirtshaustisch und sonst genug gekämpft gegen die — ja Pedanten sind's freilich, und Philister dazu, aber steckt nicht auch eine gewisse heimliche Bosheit darin: wenn ich so und so oft, nachdem sie sich an Scheingründen erschöpft ohne mich widerlegen zu können, hören mußte: „So haben wir's lernen müssen, so müssen's unsere Jungen auch lernen!“ Oder was wollt ihr zu jenem Rat sagen, der sich für entratet hielt, wenn der Staat die Schreibweise ohne h akzeptiere, da sein Dekret auf Rat mit h ausgestellt war?

Raumer: Laßt ihm seinen Zopf, er ist ihm bis in's Herz gewachsen!

Schatten: Und unsere Jugend, die mit frischem Hirn aus Gottes Hand kommt, soll auch noch den alten Quark in ihren Schädel gepfropft bekommen, den man einst uns eingeprügelt?

Raumer: Ja, das ist freilich das traurigste daran. Doch werde mir nicht tragisch, Bester, in komischer Sache und jamm're nicht im Reiche des Thanatos, der alle Schmerzen stillt. Uns hier ziemt es, mit heiterer Ruhe zu betrachten, wie thöricht sich die da unten quälen. Laßt uns denn weiter schauen!

Schatten: Ja, sehen wir weiter und schaut, dort weiter links, ist's nicht die Schweiz? Mich verlangt, auch die bundesgenössische Orthographie etwas zu kosten. Seht ihr die Stadt und die Schule dort?

Klopstock: Bei Gott, ist's nicht Zürich? Seht ihr dort den Silberstreif?

Raumer: Du erkennst den See, den du einst besuchtest!

Klopstock: Ja wahrlich, und wieder geht mir das Herz auf! „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht —“

Raumer: Pst, guter Klopstock, zitier' dich nicht selbst und laß uns lauschen, ob auch der Menschen Erfindung dort schön und prächtig ist!

Klopstock: Gut denn, ich höre!

Lehrer: Jo, was hoisch denn „Tal“ no mit me h g'schriebe, Büebli? Wo bisch her?

Schüler: Ich bin ous Wirteberg.

Lehrer: Us Wirtebergh! üsem Rich bisch! Jo waegerli! Aber wenn d' bi uns blibe willsch, so gäht's di nümme gar nix a, wie s'es in Dütschland mache. Nach de eidgenössisch Reglebuoch schribet mer khei th nümme in dütsche Wörtre!

Klopstock: Bisch guot, braver Schwizer! Die erste Regel in der ganzen Orthographie, die einmal Hand und Fuß hat und sich unbedenklich durchführen läßt. Und nicht im „Rich“ ist sie erfunden worden und nicht in Oesterreich, aber in der freien Schweiz!

Raumer: Ja 's sind praktische Leute, das muß man sagen, etwas grob — „'s gäht uns nix a, wie s'es in Dütschland mache“ — aber vernünftig.

Schatten: Na, Gott verzeih' ihnen ihre Franzosenliebelei und den Bauernstolz, mit dem sie auf uns „Förschteknächt“ herabsehen!

Raumer: Thut nichts, sind doch ein fernig Volk und gute Deutsche.

Schatten: Ja darin zumeist, daß sie keine sein wollen und sich ein eigen „Nationli“ dünken. Denn das ist immer noch echt deutsch, auf seine Nation nichts geben.

Klopstock: Gott sei's geklagt, ist's immer noch so, wie zu meiner Zeit, wo in Deutschland alles was galt, wenn's nur nicht deutsch war?

Raumer: Na, 's ist schon viel besser darin worden.

Schatten: Mit Vorlaub, 's ist noch schlimm genug! Schaut nach Oesterreich, dort ist's tschechisch und slovenisch zu sein, jetzt vorteilhafter und ehrenvoller als deutsch; schaut nach Elsaß: die sprechen deutsch und schreien, sie wären Franzosen!

Raumer: Still, wir wollen jetzt nicht politisieren. Alles zu seiner Zeit. Laßt uns wiedermal „in's Rich schoue“!

Klopstock: Ja dort, seht dort die Schule!

Lehrer (ein Heft zurückgebend): Also das h am Schlusse von „Mut“ gleich wegstreichen, ebenso in „Blüte“ heraus! denn? —

Schüler: Th wird nicht mehr im Auslaut und Inlaut eines deutschen Wortes geschrieben.

Lehrer: Richtig! sondern nur noch —?

Schüler: Am Anfang von Wörtern.

Lehrer: Wenn nicht?

Schüler: Wenn nicht schon aus der Schreibart des Wurzelvokals dessen Länge ersichtlich ist.

Lehrer: Bravo! Also schreibt man „der Tau“?

Schüler: Ohne h.

Lehrer: Und „das Tau“?

Schüler: Auch ohne h.

Lehrer: Ganz gut! setz dich!

Klopstock: Trau ich meinen Ohren? Da haben sie nun doch auch einmal einen so feinen Untertschied preisgegeben! Aber welche Skrupeln muß es den Tiftlern gemacht haben, mit wie viel Herzeleid sahen — Gott wie viele! — dies h fallen!

Lehrer (bei einem andern Heft): Du, da steht „Pauter“ ohne h!

Schüler: Ja, im Inlaut schreibt man kein th mehr.

Lehrer: Ja, in deutschen Wörtern; aber „Panter“?

Schüler: Klingt doch ganz gut deutsch!

Lehrer: Nichts, ist ein griechisches Wort!

Schüler: Herr Lehrer, ich will erst griechisch lernen, damit ich —

Raumer: Ausgezeichnet! Wenn der Kleine so boshaft wäre, als er naiv ist, er könnte es nicht besser machen. Wahrhaftig, unsere ganze Nation müßte erst griechisch und — weiß Gott, welche Sprachen erst alle lernen, ehe sie's wagen dürften, ein Wort in ihrer Muttersprache niederzuschreiben!

Klopstock: In meiner Treu, in ihrer pedantischen Gewissenhaftigkeit getrauen sie sich nicht, ein Wort, das man gar nicht mehr als Fremdwort fühlt, nach deutscher Weise zu schreiben.

Schatten: Es geht eben alles Fremde dem Deutschen immer noch vor.

Klopstock: Seht da die energischen Italiener: „Philosophie, Hygiene" und all' die Söhne von Hellas müssen sich den Kindern Italiens fügen.

Raumer: Während bei uns die fünfzig Millionen Deutsche sich einigen Dutzenden eigensinniger Wörter fügen müssen. Wir sind ja an's Gehorchen gewohnt! Doch horch, was es drunten wieder giebt!

Lehrer: Du, warum schreibst du hier Thee ohne h?

Schüler: Weil die zwei e schon genug die Länge des Wurzellautes ausdrücken.

Lehrer: Ja, in deutschen Wörtern gilt das, aber Tee ist —

Schüler (voreilig): Ein griechisches —

Lehrer: Ah, dummer Kerl, muß denn alles griechisch sein, und hat Sokrates je Tee getrunken? Ein chinesisches Wort ist's!

Raumer: Ah, auf die Söhne des himmlischen Reiches muß auch Rücksicht genommen werden!

Schatten: Obwohl keiner wird behaupten können, daß die Zopfträger in Asien das Wort mit einem h schreiben.

Klopstock: Und trotzdem die Engländer, die uns dies Getränke beigebracht, ihr „tea" recht gut ohne h schreiben, der entschiedenen Italiener gar nicht zu gedenken.

Schatten: Da muß halt Deutschland wieder etwas extra tiefsinniges haben. Doch hört!

Lehrer: Was schreibst du mir denn in „Teer" wieder ein h hinein?

Schüler: Ja, weil in „Tee" auch —

Lehrer: Aber „Teer" ist ein deutsches Wort und in denen braucht kein h zu stehen, wenn?

Schüler: Der Vokal schon als lang kenntlich ist.

Lehrer: Also gleich wieder heraus damit! Ihr müßt erst denken, ehe ihr die Wörter schreibt!

Klopstock: O ungeheuerlich! — aber doch, er hat Recht! So ist's deutsche Weise: willst du ein Wort schreiben, dann denke erst an die Hauptregel. Die wird aber in hundert Fällen nicht zutreffen, also simuliere, ob nicht in irgend einem Winkel eine Ausnahme lauern könnte; und dann frag' dich erst, ob nicht wieder dieser Oberausnahme Unterausnahmen wie Fußangeln und Fangeisen lauern. Dann erst, wenn du reiflich nachgedacht, schreibst getrost das Wort und du machst es — vielleicht erst recht falsch!

Schatten: Ja wahrlich, so ist's! Und glaubt mir, ihr Herrn, denn ich stand im Leben und hab' es täglich erfahren, den ganzen Jammer dieser Schulfuchserei. Hast du's nicht mehr erlebt, Raumer, die vielen Stimmen, die sich in Deutschland ohnlängst erhoben und alle zeterten: „Die Schüler sind überlastet, unsere Kinder werden erdrückt von all dem Schulstoff?" So schrien sie zu Dutzenden, doch da zu helfen, wo ein klarer Kopf und ein energischer Wille sofort helfen und bessern konnte, in dieser heillosen Orthographie — keiner hatte da Herz und Sinn dafür. Oder glaubt ihr, das sei eine Kleinigkeit, die Orthographie, und durch sie unsere Schüler nicht überlastet? Sie sind überlastet dadurch, denn Inkonsequenz, die dem jungen Geist mit Gewalt zur Gewohnheit aufgedrungen wird, ist eine Ueberlastung, und aller unnütze Quark im Hirn nimmt Besserem den Platz weg und lähmt dazu des Geistes Spannkraft. Und o die Zeit, die Zeit, die wir mit Einbläuen solcher Regeln verbrauchen, — was könnte in ihr Wertvolles, Herrliches in die jungen

Geister gepflanzt werden! Glaubt mir, der jugendliche Geist verlangt nach Kenntnissen und nach Regel, nur Inkonsequenz, Ausnahme über Ausnahme in kleinlichem Formenkram, das ist's, was ihn irr und wirr und stutzig macht und müd. Und wißt ihr denn, wie viele unnütz vergossene Kinderthränen an so willkürlichen Regeln hangen, wie viele jugendfrische Augen sich schwächen an so silbenstecherischer Marotte? Oder meint ihr, es seien wohl nicht so viele Inkonsequenzen, um sich so zu ereifern? Laßt uns weiter lauschen, was Alles noch herauskom—

Hermes (der inzwischen auf einer Felskante gesessen und mit den Beinen gebaumelt hat, aufspringend): Nein, nein und abermals nein! Ich habe genug gehört und entzieh' euch mein göttliches Fernrohr. Ihr — „Griechen des neuen Alters," ihr Deutsche? Ja, Chinesen, wenn ihr wollt, ihr Silbenstecher und zopfnachschleppende Pedanten ihr! Mein Volk von Hellas hatte einen freien Blick und Schulen, in denen seine Jugend hell im Kopf und kräftigen Leibes ward. Doch ihr? — darum kommt ihr alle mit Brillen herunter, weil ihr euch an Buchstaben die Augen ausgeguckt! Und meint nun gar, eueren Jammer von droben hier unten fortleiern zu dürfen? Marsch, fort, hinunter zu Pluto und den drei Totenrichtern, und ich will ihnen sagen, von welchem Volke ihr seid! Kein Wort mehr, vorwärts weiter! (Treibt sie mit seinem Stab davon).



Johann Strauß.

Biographische Skizze von F. J. Brakl.

(München.) (Nachdruck verboten.)

(Probe aus „Moderne Spieloper".)

Du nennst diesen Namen und gleich — als wäre er eine Zauberformel, die das Thor zum Tempel heiterer Musik öffnet, umschwirrt Dich ein Elfenreigen süßer, berauschender Melodien, die auch in das verbissenste Gemüt Eingang finden, einem Sonnenstrahl vergleichbar, der sich leuchtend und wärmend in ein finsteres Kämmerlein stiehlt! Johann Strauß, dieser Liebling der Grazien und Musen, ist unbestritten der populärste unter den Schöpfern der modernen Spieloper, der populärste, wenn auch nicht der bedeutendste vom musikkritischen Standpunkte; denn Suppé, Millöcker, Genée überragen als Opern-Komponisten Johann Strauß, während dieser als machtvollerer Genius jenen voranzustellen ist.

Seine zahlreichen Musikstücke, zumeist Walzer, mit denen er alle bisherigen Tanz-Komponisten überflügelte, sodann auch Ländler, Polkas, Mazurkas, Quadrillen, Märsche und Konzertwerke (im Ganzen mehr als vierhundert Nummern) atmen so unendlich viel Grazie und Melodie, daß nur ein, dem Menschen Strauß innewohnender Genius diese Fülle entzückender Weisen hervorzubringen vermochte.

Wenn wir aufrichtige Bewunderung für Johann Strauß gleich am Anfange unserer Skizze nachdrücklichst betonen, so wird man es uns sicher um so weniger verargen, wenn wir neben den Vorzügen die frappierenden Eigentümlichkeiten des berühmten Komponisten anführen. Der Sieger über alle Herzen, er, der nur den Taktstock zu heben braucht, um Tausende an sich zu locken — und wenn es auch in die Hölle ginge — ist ungemein ängstlicher Natur. Es bedingt das keinen Tadel für ihn, und man wird es hoffentlich nicht unzart finden, wenn wir dieser kleinen Schwäche gedenken, die ihm angeboren und anerzogen zu sein scheint.

Will er ausfahren und es scharrt eines von den an seine Equipage gespannten

Pferden unruhig mit dem Hufe, kehrt er sofort um und ist um keinen Preis zu bewegen, das elegante Gefährte an diesem Tage zu besteigen.

Als er seine erste Fahrt über den Semmering machte, mußte man die Waggonfenster verhängen, damit er die „Gefahren“ nicht sah, die ihm drohen mochten.

Die größte Not aber hatte man mit ihm, als er im Jahre 1872 die große Kunstreise nach Amerika antreten sollte. Zu Schiff? Auf's Meer? Nicht um die Welt! — Nur durch das dringendste Zureden von allen Seiten, durch das angebotene, ganz enorme Honorar ließ er sich endlich bestimmen, den schaukelnden Dampfer zu besteigen.

Nun, es wird Niemand einfallen, unsern Walzerkönig weniger zu lieben und zu schätzen wegen seiner Aengstlichkeit. Es ist das neben seinen ungeheuren persönlichen Vorzügen eine kleine Schwäche, die kaum beachtenswert wäre, wenn sie nicht manchmal unangenehme Nebenblüten triebe.

Zum Beispiel!

Strauß steht auf der Bühne oder am Dirigentenpulte, es wird ein neues Werk seiner Muse einstudiert. Irgend eine Dame ist mit einer bedeutenderen Gesangspartie betraut; Strauß macht der Sängerin nach Schluß der Probe Komplimente über ihren Gesang, ihre Auffassungsweise, ihren pointierten Vortrag, ihr lebendiges Spiel u. s. w.; die Sängerin schwebt im siebenten Himmel. Nun kann es ihr doch unmöglich fehlen, wenn ihr der Maëstro selber solche Elogen macht? Aber — Herr Strauß spricht dann auch noch mit dem Direktor und — — schon in der Probe am nächsten Vormittag singt eine andere Künstlerin, während die Dame von gestern Zeit findet, sich zu Hause mit den Strauß'schen Komplimenten zu trösten.

Herr Strauß scheint also zu ängstlich, um Jemand die unangenehme Wahrheit in's Gesicht zu sagen, oder — zu zartfühlend, um eine strebsame Künstlerin, die zufällig *seinen* Intentionen nicht gerecht wurde, zu kränken durch seine Offenheit.

Werfen wir dieser Absonderlichkeit halber keinen Stein auf den Meister! Jeder Mensch hat seine Achillesferse, und wer weiß, wie Andere an seiner Stelle handeln würden. Wie schwer wird es oft im Leben, Jemand unangenehme Dinge in's Gesicht zu sagen, und wenn man sich mit einem glatten Worte, mit einer diplomatischen Phrase aus der Schlinge ziehen kann: warum soll man es nicht thun? Und welcher Mensch kann mit voller Wahrheit von sich behaupten, ganz und gar wetterhart zu sein gegen Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten?

Trotz seiner Schwächen ist Johann Strauß einer der größten, bedeutendsten, interessantesten Künstler der Gegenwart!

Wir haben die obigen Thatsachen auch sicherlich nicht erwähnt, um Strauß einen Vorwurf zu machen, — nur Pflichtgefühl des gewissenhaften Biographen, der nicht einseitig loben will, hat uns dabei geleitet. Um so freudiger wollen wir uns mit innigstem Behagen daran machen, dem Komponisten Strauß unsere vollste Bewunderung zu zollen.

Wenn wir eingangs behaupteten, die Strauß'sche Musik sei eine Art Zauberformel, welche den Tempel der heiteren Kunst erschließe, so müssen wir den Walzer „An der schönen blauen Donau“ die Formeln aller Formeln nennen.

So lange die Menschheit tanzt, Tanzmusik hört und komponiert, ist nichts geschaffen worden, was sich einer größeren Popularität zu erfreuen hätte, als gerade dieser Walzer. Auf dem Hofball, wie auf der ländlichen Kirchweih, vom vortrefflichsten Orchester exekutiert und auf dem verstimmtesten Klavier gestümpert, geht diese liebliche Walzermelodie in's Blut und reißt Alles mit sich fort. Schön wie die herrliche Donau selber sich in wechselndem Wellenspiel ergießt, so fließen diese Walzerrythmen daher, und wir sind überzeugt, daß selbst die Nixen im Strome froh ihren Reigen schlingen, wenn der „Donauwalzer“ ertönt. Hätte Strauß nichts geschrieben als diesen entzückenden Walzer, sein Name würde gleichwohl mit Ehren bestehen für und für! Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, auch Strauß gehöre zu jenen Phänomenen, die höchstens alle Jahrhunderte einmal ihr Licht in die Welt senden, um die Menschen förmlich zu zwingen, den Blick vom

Boden des trüben Alltagslebens ab- und zu Höherem, Schönerem, Heiterem hinzulenken.

Wenn nun die hohen Eingebungen der musikalischen Erfindung unseres Altmeisters Strauß mit Recht bewundert werden, so kann man anderseits das Erstaunen nicht verhehlen, wie Strauß die Wahl der Operntexte, die er mit seiner reizenden Musik umkleidet, mitunter in geradezu unbegreiflicher Weise trifft. Es müßte doch doppelter Genuß sein, eine Oper von Meister Strauß zu hören, in welcher Text und Musik sich ebenbürtig oder doch fast ebenbürtig deckten! Wie erst müßten die lieblichen Melodien wirken, wenn sie nicht durch die unterlegten, mitunter unglaublich täppischen Textworte förmlich verunstaltet würden!

Will man Beweise für diese unsere etwas schroff klingende Behauptung? Gut! Wir erinnern einfach an den fatalen Erfolg der Première von „Nacht in Venedig“ (Berlin, 3. Oktober 1883). Diese Oper ist musikalisch überaus reizend und nur eine Folge der Textsünden war der bedauerliche Skandal bei der Berliner Aufführung. Wir nennen die Textbücher zu „Indigo“, Spitzentuch der Königin“, „Methusalem“ und schließlich den schrecklichsten der Schrecken: „Blinde Kuh“! Wir könnten noch mit mehr dienen. Wir würden sogar wörtliche Citate bringen — aber wer vermöchte es, so grausam zu sein? Genug der Qual am gesungenen Text obiger Opern — gelesen ist er vollends mittelalterliche Tortur.

Mozart soll einmal geäußert haben, er wolle sogar eine holländische Zeitung in Musik setzen, wenn man es von ihm verlange — vielleicht steckte in einer solchen holländischen Zeitung immer noch mehr Poesie und Esprit als in so manchem Strauß'schen Operntexte.

Besser sind die Bücher zu „Carneval in Rom“, „Cagliostro“, „Lustiger Krieg“, und vor Allem zur reizvollen „Fledermaus“. Freilich kann und darf nicht verschwiegen werden, daß um die Entstehungszeit der „Fledermaus“ Richard Genée des Ritters Strauß getreuester Knappe war. Ohne Genée hätten wir vielleicht überhaupt erst viel später Strauß'sche Opern zu hören bekommen, denn der Walzerkönig hatte nicht gleich den Mut, sich an die Komposition einer Spieloper zu wagen. Wieder die Aengstlichkeit — hm — als ob sich die Strauß'schen Opernarien auf einem andern Gebiete bewegten, als auf den Rythmen der Walzer und Polkas, als ob Strauß'sche Musik nicht ein und dieselbe duftige, farbige Blüte bliebe, mag sie sich nun „schöne blaue Donau“ oder „Fledermaus“ betiteln!

Was gäbe so mancher Komponist, der sich auf seine dramatische Musik Wunder wie viel zu Gute thut, für eine einzige Melodie, wie sie Strauß zu hunderten auf kleine Zettelchen hinkritzelt und in einer Schreibtischlade „unsortiert stets auf Lager hält“! Ja, vielleicht könnte man selbst von den Noten, welche unachtsame Geiger beim Spielen Strauß'scher Musik „'runterfallen“ lassen, noch manchem geschraubten Machwerke der einen oder der andern Tagesgröße aufhelfen. —

Dieser geniale Johann Strauß würde nun, wie gesagt, nicht den Mut gehabt haben, eine Spieloper zu schaffen, wenn nicht Genée Mittel und Wege gefunden hätte, anregend und anfeuernd auf Strauß zu wirken und ihn zu vermögen, sein Streben auf Höheres zu richten. Aber noch ein Mann ist zu nennen, der nimmer ruhte, die Strauß'sche Muse dem Theater zuzuführen. Es war dies der im Jahre 1880 verstorbene Direktor des Theaters an der Wien, Maximilian Steiner. Mit einem wahren Feldherrnblick für Theaterbedürfnisse legte er sich die Sache mit unbezwingticher Logik zurecht und frug sich: hat die Theaterwelt das Bedürfnis und Verlangen nach heiterer Musik? Antwort: Ja! Kann Offenbach allein diesem Verlangen Genüge leisten? Nein! Mithin müssen neue Pfade eröffnet werden und — Johann Strauß muß in die Arena. Steiner machte sich an Genée und bat ihn dringendst, er möge doch all' seinen Einfluß geltend machen, um Strauß zum Komponieren einer Buffo-Oper zu veranlassen. Und nun wurde Strauß ordentlich, wie man zu sagen pflegt, in die Mitte genommen. Es sei seines Talentes, seiner Genialität unwürdig, hieß es, stets nur Tänze zu schreiben, statt sich zu Höherem aufzuschwingen. Das Beste ruhe noch in ihm verborgen, er sei es der

Welt schuldig, sein Pfund nicht zu vergraben, sondern damit zu wuchern. Strauß lieh dem Zureden der Freunde ein willig Ohr, Genée aber wurde Strauß Berater und Mitarbeiter, ja sozusagen seine rechte Hand.

Ist Strauß einmal fest bei der Arbeit, dann braucht er freilich keine Mithilfe mehr, denn die musikalischen Gedanken werden in ihm in solcher Ueberfülle wach, daß er stets zwei oder drei Operetten zu gleicher Zeit komponieren könnte.

Es ist anerkannt, daß Strauß, was graziöse Melodik anlangt, geradezu unerreicht und unerreichbar ist, aber bei dem Aufbau von großen Ensembles, Finales, da könnte er gar wohl eine leitende, ordnende, oder richtiger, vergrößernde Hand brauchen. Bei solchen Ensembles ist es eben mit der zierlichen Melodie wie sie Strauß bietet, noch nicht abgethan, da muß alles mächtig in einander greifen und wie aus einem Guße dastehen. In den größeren musikalischen Formen, wie sie die Bühne verlangt, war Meister Strauß, besonders in seinen ersten Operetten, noch ganz unbewandert. Wo bei solchen Anläßen der erfahrene Genée miteingriff, da klang es vollendet, und es ist auch kein Geheimnis geblieben, daß bei Strauß's reizendster Oper, der „Fledermaus", Genée am Erfolg mit teilnehmen darf. Nicht mißzuverstehen! Die musikalischen Gedanken rühren freilich von Strauß her, aber deren erfolgsichernde praktische Verwertung für die Bühne istGenée's Verdienst. Nur eine kleine Illustration zu dem Gesagten:

Zu Beginn des dritten Aktes in „Fledermaus" kommt ein großes Melodram. Der Chevalier Chagrin, recte Gefängnisdirektor Frank, kommt berauscht vom Balle des Prinzen Orlofsky und — nun wird musikalisch meisterhaft der Zustand Frank's ausgedrückt, durch Walzer-Marsch-Polka-Reminiszenzen aus der Musik des zweiten Aktes, dazu kleine, abgehackt gesprochene Sätze, kurze Melodienabschnitte mitgelallt, gepfiffen — Thee-Arrangement, schwankender Tanz, ermüdetes Zusammensinken, halbschlummerndes Zeitunglesen und endlich Einschlafen des Nachtschwärmers . . . .

Die ganze Nummer ist genial entworfen und ausgeführt, szenisch, musikalisch und insbesondere orchestral ein Meisterwerk!

Strauß erscheint in der ersten Bühnenprobe: es kommt der dritte Akt und beginnt mit dieser Nummer, um welche sich der Komponist, da sich's nur um Aneinanderreihung der früher vorgekommenen Motive handelte, gar nicht gekümmert, sondern diese Arbeit seinem Librettisten und musikalischen Beirat vertrauungsvoll überlassen hatte. Strauß dirigiert die Szene schon mit Unlust und wahrscheinlich auch nicht nach den Intentionen des Verfassers Genée: der Darsteller oben (Herr Friese) ist auch noch nicht fest studiert, kurz das Melodram geht gar nicht. Frau Geistinger (Rosalinde) die auf der Bühne sitzt und zuhört, läßt das herbe Wort fallen: „Wenn so lang Nix g'redt wird, dös is fad". Strauß dies hörend, packt augenblicklich die Nummer zusammen und sagt: „Streichen wir's." — Nur mit großer Mühe gelang es Genée, Herrn Strauß eines Besseren zu belehren, das Melodram blieb — der Erfolg war ein glänzender. Allerorts wird diese Nummer ob ihrer feinfühligen Ausdrucksweise, der tiefsinnigen Detailmalerei, der natürlichen und doch streng ästhetischen Wiedergabe des trunkenen Zustandes beifälligst aufgenommen.

Genée war für Strauß nicht nur durch Theaterkenntnis und musikalisches Verständnis ein ganz besonders wertvoller Beistand, sondern wußte ihm auch (da er selbst Komponist] als Textdichter schon die musikalischen Formen in der textlichen Anlage der Musiknummern vorzuschreiben und wo es galt, bereits skizzierte Motive zu benutzen, dieselben charakteristisch zu textieren und einzufügen.

Wenn wir nun schon einmal von Mitarbeitern Strauß's reden, direkten oder indirekten, so müssen wir auch die Namen Adolf Müller junior und Kapellmeister Louis Roth nennen, die (wie man uns mitteilt) in gar mancher Hinsicht mit den Strauß'schen Bühnenarbeiten eng verknüpft sind. Immer und immer wieder muß aber betont werden, daß die Erfindung der Melodien, die uns in den Strauß'schen Werken so sehr entzücken, dessen ureigenstes Werk ist, während die genannten übrigen Kapellmeister hauptsächlich nur als Berater eingriffen.



Wie sehr man den genialen Meister zu schätzen und zu ehren weiß überall, wo man heitere Tanzweisen und heitere Musik überhaupt liebt, mag ihm ganz speziell auch der vierzigjährige Jubeltag seines ersten öffentlichen Auftretens bewiesen haben, den er im Oktober 1884 feierte. Es wäre wohl verlorene Liebesmühe, auch nur anzudeuten, welch' verschiedener Art und von welcher Ueberfülle die Anerkennungen und Huldigungen waren, die ihm an diesem Tage geworden.

Es ist das größte Kompliment für die ob ihrer Schönheit berühmten Frauen Wiens, daß eigentlich nur sie es sind, die er in Musik gesetzt. Johann Strauß war und ist aber auch der Abgott der Frauen und er darf auch heute noch, obwohl er den Sechziger auf dem ungebeugten Rücken trägt (er ist 1825 in Wien geboren), mit jedem jungen Mann, was körperliche Erscheinung und Rüstigkeit betrifft, kühn in die Schranken treten.

Wie Johann Strauß arbeitet, ist besonders interessant. Hat doch jeder große Geist und namentlich der Musiker seine eigene Art zu produzieren! Einige Beispiele aus dem Anekdotenschatze der Musikgeschichte mögen dies erweisen.

Mozart komponierte am liebsten im Bett.

Auber arbeitete zu Pferde. Erst wenn er im Sattel eines veritablen Pferdes saß, bestieg er eigentlich den musikalischen Pegasus, um in höhere Sphären zu entschweben und von dort aus die allerliebsten Melodien, die köstlichsten Blüten musikalischer Phantasie auf die prosaische Erde herniederflattern zu lassen.

Meyerbeer, dieser glänzende, mit einem außerordentlichen Kunstverständnis begabte Komponist, saß stundenlang am Piano, probierte, tastete und änderte hundertmal hinter einander, bis die gesuchte Melodie gefunden, welche er nun erst niederschrieb.

Spontini, der Schöpfer des „Ferdinanz Cortez“, war beim Komponieren stets von einer großen Menge hochwissenschaftlicher Werke umgeben, aus denen er sich Rat holte.

Hektor Berlioz, der wildgeniale französische Komponist, schuf die herrlichsten seiner phantastischen Werke, wenn seine Frau (eine der berühmtesten Schauspielerinnen Englands) ihn durch die Rezitation der schönsten Stellen aus Shakespeare dazu begeistert hatte.

Bellini vermochte nur in schönen, mit Bildern und Statuen geschmückten, von Blumenduft erfüllten Räumen seine schmelzenden Melodien zu ersinnen. (Richard Wagner bekanntlich gleichfalls.)

Chopin, der tiefsinnige Poet auf dem Klavier, schuf bei blauem Himmel und strahlendem Sonnenschein seine glanzvollen, feurigen Tondichtungen; bei bedecktem Himmel dagegen, an stillen Herbsttagen, wo man nur das Geräusch der langsam von den Bäumen fallenden Blätter vernimmt, seine melancholischen Notturni.

Rossini, dieser heitere Epikuräer, der selbst auf den Markt ging, um sich dort das Feinste und Beste für seine Tafel einzukaufen, wurde einesteils durch ein lukullisches Diner, durch Leckereien und Champagner, anderenteils durch schöne, geschmückte Frauen und heitere, witzige Unterhaltung inspiriert.

Halévy, der Komponist der „Jüdin“, vermochte nur bei dem Gezische eines mit kochendem Wasser gefüllten Theekessels zu arbeiten. Mit dem Aufhören des einförmigen Getöses des brodelnden Wassers und des entweichenden Dampfes erlosch auch die Phantasie des Maëstro.

Ludwig Spohr, so erzählt er selbst in seiner hochinteressanten Selbstbiographie, hatte bei Feuersbrünsten und ähnlichen Vorfällen die besten Einfälle. Bei einer Ueberschwemmung in Wien, bei welcher das Wasser bereits in den zweiten Stock seines Hauses gedrungen war (er bewohnte den dritten), konnte man ihn nicht bewegen, seine Wohnung zu verlassen, da ihm beim Anblick der andringenden Wassermassen der Hauptgedanke zu einer seiner schönsten Symphonien gekommen war, den er erst niederschreiben mußte. Auch großer Schmerz regte seine Einbildungskraft mächtig an. Als seine Frau im Sterben lag und ihm das Herz vor Weh brechen

wollte, zogen ihm die süßesten, reinsten Melodien durch den Kopf, die er nicht umhin konnte, schnell zu fixieren.

Johann Strauß endlich, um mit ihm die Aufzählung der charakteristischen Eigentümlichkeiten großer Komponisten zu schließen, schreibt seine Eingebungen, wo er geht und steht, auf kleine Zettelchen und wirft sie sodann in eine für diesen Zweck reservierte Schreibtischlade. Geht es dann an's Zusammenfügen der einzelnen Nummern und es reicht das Material nicht, so sucht man eben einige dieser kostbaren Papierschnitzelchen heraus und die Sache geht vorzüglich. Aus dieser Art zu komponieren erklärt sich aber auch das mitunter zerfahrene, uneinheitliche, kunterbunte Aussehen der Ensemble-Nummern. Das macht eben die Zettelchen-Mosaik. Für die Sänger (die nicht immer gerne Strauß singen, weil er zuweilen unsanglich schreibt, mehr für die Geige, als für die menschliche Stimme) ist es keine angenehme Arbeit, sich z. B. das 1. Finale im „Spitzentuch der Königin" einzuprägen. Da sind die Melodien kein Ausfluß, keine notwendige Folge der vorhergehenden; unmotiviert und willkürlich sind nahezu alle aneinder gereiht.

Ein Haupt-Mitschuldiger ist in diesem Falle freilich der unmusikalische Textdichter, der dem Meister Strauß so Unvereinbares vorschrieb. Erst nach Vollendung des ersten Aktes wurde Genée als „Helfer" zugezogen, doch mußte er Vieles von dem bereits Fertigen respektieren.

Doch ein unglücklich aufgebautes Finale vermag die hohen Verdienste Strauß' um die moderne Spieloper nicht zu verringern, vermag den Ruhm des Walzerkönigs nicht zu schmälern, und wir sind überzeugt, daß in den nächsten neuen Arbeiten, die uns der Tonkünstler bieten wird, auch die Finales tadellos sein werden. Was uns die Hoffnung, die Aussicht auf neue Arbeiten eröffnet? Der Strauß'sche Melodienquell ist es, der in den letzten Arbeiten noch gerade so frisch und hell sprudelt und stürzt, wie in den ersten Ruhmestagen unseres Künstlers.

Strauß hat die Wiener Walzer auf die Bühne gebracht, er hat, ein zweiter Prometheus, seine Tanz-Geschöpfchen dramatisch belebt und sie als handelnde, liebende, frohsinnige Menschen bühnenfähig gemacht, zum Aerger der Komponisten-Aristokratie, die trotz aller à la Wagner-Leitmotive, die sie sich gleich Leibbinden umgürten, denn doch nicht lebensfähig ist.

Schon als sechsjähriges Kind schrieb Strauß junior, der kleine „Schani," eine Walzermelodie (Verlag von Gustav Levy's Hofmusikalienhandlung, Wien) und im Jahre 1844 trat er mit seinem ersten großen Walzer „Gunstwerber" vor das Wiener Publikum.

Nun, Strauß hat wahrhaftig nicht umsonst um Gunst geworben, sie ist ihm im allerreichsten Maße geworden. Er kam, geigte und siegte — kann man von seiner Künstlerlaufbahn sagen. Wie populär namentlich die Walzer Strauß's sind, geht auch daraus hervor, daß die heiteren Wiener so ziemlich jedem dieser Walzer einen launigen Text unterlegten, um die Melodien auch singen und sich auf diese Weise ganz in den Vollgenuß der lieblichen zündenden Tanzweisen setzen zu können. Der Strauß'sche Walzer wird mithin gegeigt, gesungen, getanzt und dramatisch dargestellt, mehr der Ehre kann man sicher einer Tanzkomposition nimmer anthun!

Ueber die Art, wie Strauß zu arbeiten pflegt, wird uns von hochgeschätzter Seite noch folgendes Nähere geschrieben: . . . „Strauß komponiert auf ganz eigentümliche Weise, nämlich selten nach vorhandenen oder gegebenen Texten, sondern er führt ein Skizzenbuch, in welches er sich jeden musikalischen Gedanken, manchmal nur in einzelnen Takten, notiert Daraus stellt sich dann Strauß eine Melodie zusammen, und dieser fertigen Musik muß dann erst der Text angepaßt werden, was mitunter furchtbare Schwierigkeiten bereitet."

Ein Liedchen davon zu singen (ein wirkliches Liedchen, nämlich ein Entreeliedchen) weiß der seinerzeit hochberühmte Opernbuffo Albin Swoboda. Er hatte die Hauptpartie wie in allen Operetten, so auch in Strauß's Erstlingswerk „Indigo" übernommen und Strauß spielte ihm mehrere Melodien vor. Zwei davon wählte Swoboda und legte, so gut er es konnte, einen Text unter. Swoboda hatte sich

gute, dankbare Melodien gewählt und auch bühnenpraktisch „gedichtet“ — denn das Entreelied gefiel außerordentlich.

Strauß steht mit dieser letzteren Eigentümlichkeit zu arbeiten nicht allein, auch andere berühmte Komponisten sollen ähnlich verfahren haben. Das Schwierigste dieser Art soll auch die Unterlegung des in's Französische übersetzten Wagner'schen Tannhäuser-Textes geboten haben, denn Wagner wollte nicht eine Nuance seines Urtextes opfern, oder durch ein triviales, nichtssagendes Wort verunstaltet sehen . . .

„Strauß,“ so wird uns ferner berichtet, „ist ein ungemein nervös aufgeregter, empfindlicher Mann. Seine erste Frau, die bekannte treffliche Sängerin Jetty Treffz, behandelte ihn wie ein weiches Ei, mit einer Sorgfalt und Liebe, die geradezu rührend war, und sie war auch die Triebfeder, die den Ehrgeiz des Walzerkönigs rege machte und ihn bewog, sich zu Größerem aufzuraffen, Opern zu schreiben.“

Hier sei auch ein Wort über die Art und Weise, wie Strauß die Proben leitet, angefügt.

Die Aufregungen, die der Maëstro Strauß namentlich bei den Orchesterproben erleidet, sind geradezu beispiellos in ihrer Art. Dabei ist er trotzdem von einer Liebenswürdigkeit gegen die Musiker, die ihm Aller Herzen gewinnt. Strauß wendet kaum ein Auge von der Partitur, blickt nur dann und wann zu dem Sänger auf, um ihm ein Zeichen zu geben Verändert aber der Darsteller bei der Aufführung den Platz, den er bei der Probe eingenommen, so giebt er dem Sänger, der nunmehr auf dem betreffenden Platze steht, das Zeichen, oder er sucht den Sänger, der seinen ursprünglichen Platz verlassen, wird dadurch beim Dirigieren konfus und gerät in Gefahr „umzuwerfen“ — wie man zu sagen pflegt. Nach den Premièren seiner Opern ist Strauß stets so erhitzt, so exaltiert, so abgespannt, daß er in nasse Leintücher gehüllt und in's Bett gelegt werden muß. Man möge daraus ersehen, wie ernst es Strauß mit seiner Musik nimmt, die doch Vielen so leicht, so tändelnd klingt, daß sie meinen, Strauß mache das Alles nur, um sich ein Bischen zu zerstreuen und zu amüsieren. — Sehr bezeichnend für Strauß's Gebahren bei Proben und Aufführungen dürfte auch folgende Episode sein, die in Graz spielte. Als daselbst „Indigo“ zum ersten Male aufgeführt wurde, war dort der jetzige sächsische Hofrat Schuch als junger Kapellmeister engagiert. Derselbe studierte „Indigo“ mit aller Sorgfalt und Liebe ein. Strauß wurde eingeladen zu kommen und sein Werk selbst zu dirigieren. Er kam — aber zum Dirigieren der ersten Aufführung war er um keinen Preis zu bewegen, er war zu ängstlich und wollte erst den günstigen Erfolg seines Werkes abwarten. „Indigo“ gefiel, und nun trat Strauß wenigstens soweit aus seiner Reserve hervor, daß er sich die dritte Vorstellung mitanhörte, die vierte endlich selber dirigierte. Bei der Probe nun fielen verschiedene Absonderlichkeiten vor. Strauß nahm eigentümlicher Weise fast alle Tempi anders als in Wien, auch gab er den Sängern und namentlich dem Chor nicht rechtzeitig das Zeichen zum Einsetzen, so daß bald Alles drunter und drüber ging. Bei der Aufführung selber nun wurde Kapellmeister Schuch der Rettungsengel. Er setzte sich nämlich an das Pult des ersten Geigers, gab hinter Strauß's Rücken die richtigen Zeichen und ging ab und zu sogar in den Souffleurkasten, um dem Chor zu soufflieren und die Einsatzzeichen zu geben. Schuch parierte auf diese Weise alle Fehler, die Strauß durch seine Aufregung hervorgerufen, die Vorstellung ging wie am Schnürchen und Strauß wurde mit Huldigungen aller Art erfreut!

Ergötzlich ist auch noch das folgende, ebenfalls in Graz spielende und auf „Carneval“ bezügliche Histörchen.

Kapellmeister Schuch hatte bei den ersten Orchesterproben einen uralten Baßgeiger neben sich, der es als die wichtigste Aufgabe seines Instrumentes betrachtete, möglichst viel Spektakel zu machen. Der Wackere hatte bisher nur Tanzmusik gespielt, wobei allerdings die Baßgeige ein großes Wort zu reden hat. Kam nun in Strauß's feinfühligem Werke ein Tanzrythmus vor, so dachte sich der Baßgeiger: „Das ist mein Fall“ und setzte zu einem überkräftigen Fortissimo an. Schuch korrigierte, bat und beschwor den alten Herrn, seinen Feuereifer zu zügeln, indem es

sich ja nicht um ein Kontrabaß-Solo handle, wie in Beethovens C-moll-Sinfonie. Alles umsonst! Abends bei der Vorstellung sah Kapellmeister Schuch bei einer der zartesten Stellen mit Entsetzen, wie sich sein Baßgeiger zu einem Fortissimo rüstete. Das Thema beginnt, der Bassist holt förmlich zum Todesstreiche mit seinem Bogen aus — und er hätte auch in der That die duftige Stelle totgegeigt — da fährt ihm der Kapellmeister vom Dirigentenpulte aus mit dem Taktstocke unter die Arme, fängt den Todesstreich auf, das Fortissimo mildert sich auf diese Weise zum Piano und die Stelle ist gerettet. Das war Hilfe zur rechten Zeit! . . . .

Strauß ist auch, was bekanntlich nicht bei allen Komponisten der Fall, ein ganz vorzüglicher Klavierspieler. Es dürfte wohl kaum Jemand im Stande sein, die Nuancen, den Rythmus, den Charakter seiner Kompositionen auf dem Klavier so wiederzugeben, wie eben nur er allein.

Wer in dem glücklichen Falle war, ein Walzermotiv von ihm selbst am Klavier vortragen zu hören, dem bleibt es unvergeßlich, welch' eigentümlich hinreißenden Pulsschlag er namentlich der Begleitung in der linken Hand zu verleihen weiß.

Unter solchen Umständen ist es auch erklärlich, daß der Walzerkönig nie zuhören mag, wenn Jemand Strauß'sche Kompositionen auf dem Klavier spielt. Nur einmal machte Strauß eine Ausnahme. Der berühmte Sänger Pischek war bei ihm auf Besuch und spielte Einiges von Strauß's Kompositionen. „Sie sind der Erste", bemerkte Strauß, als Pischek geendet, „von dem ich meine Walzer spielen hören kann."

Strauß hat ein fürstliches Einkommen. Ganz abgesehen von den enormen Tantièmenbezügen, soll Strauß auch von seiner Verlagsfirma ein festes, hohes jährliches Gehalt beziehen, das ihm die luxuriöseste Lebensweise in dem schönen, aber teueren Wien ermöglicht. Sein Haus ist reizend! Im Parterre ein sehr reiches Arbeitszimmer, Ebenholzmöbel mit blauem Atlasbezug, eine Menge Bilder, Widmungen, Diplome 2c. 2c., dann das Billardzimmer, von wo man direkt in den Garten gelangt. Im ersten Stock der Empfangssalon, türkisch-durchwirkte, sehr wertvolle Möbel aus der Wiener-Weltausstellung. Viele gold- und silbergestickte Kissen — herrlicher Flügel 2c. 2c. — noch viele Appartements, worunter besonders erwähnenswert ein gemütliches, herziges Speisezimmer.

Bald nach dem Ableben seiner ersten Frau ging Strauß eine zweite Ehe ein, welche nur wenige Jahre währte und 1883 auf gütlichem Wege gelöst wurde. Kurz darauf hat sich Strauß ein drittes Mal verheiratet und zwar mit einer ebenso liebevollen als geistreichen Wittwe, die zufälliger Weise auch Strauß hieß, nach ihrem ersten Gatten. Diese dritte Frau unseres Meisters soll, so erzählt man, alle Tugenden in sich vereinen. Eine der Familie Strauß nahestehende Person sendet uns unter anderen Beiträgen auch noch folgende charakteristische Skizze über die Art, wie diese musterhafte Gattin ihren Mann bei der Arbeit unterstützt: „Bei der hochgradigen Nervosität des Meisters Strauß wird es kaum Wunder nehmen, zu erfahren, daß sich die Tagesarbeit, der er rastlos obliegt, auch in seinen Träumen fortspinnt. Strauß träumt, seinen Aeußerungen nach, nicht selten herrliche Melodien, und seiner schönen Frau haben wir es zu danken, wenn diese Melodien nicht als flüchtige Traumgebilde ebenso rasch wieder verschwinden, als sie entstanden sind. Strauß wacht auf, sagt seiner Frau die Noten vor, die er geträumt und auf denen sich die Melodie aufbaut, und seine Frau schreibt die Noten nieder."

Ende September 1885 spielte sich in Berlin die Nachfeier zu dem im Vorjahre in Wien begangenen vierzigjährigen Strauß-Jubiläum ab. Die vierhundertste Aufführung der „Fledermaus", die dreihundertste des „Lustigen Krieg", die fünfzigste der „Nacht in Venedig" waren die drei Jubelvorstellungen, vom Direktor Fritzsche arrangiert, von Johann Strauß persönlich dirigiert. Der Enthusiasmus kannte keine Grenzen und mit Recht, denn Strauß hat es verstanden, die Berliner zu begeistern und zu entzünden! Das Auge des Meisters wird besonders gerne weilen auf den überreichen Kränzen, die ihm die Bewohner der Deutschen Reichshauptstadt gespendet. Hinter diesen Jubiläumsfeierlichkeiten aber, die dem Meister Johann Strauß Berlin bereitet, steht die ganze Welt, denn Strauß'sche Musik ist international! Wer sollte

regenden Szene in der Kneipe einen Riß bekommt. Nach einiger Zeit wird Toni, das „Raubvögelchen", von dem gestrengen Bierwirt Driesel an die Luft gesetzt und beschließt, noch am selben Abend abzufahren. Durch ein Billet benachrichtigt sie Bullrich davon, mit der Bitte um Verzeihung, derselbe erscheint am Bahnhof und fährt mit nach Wien. Er ist überglücklich in ihrem Besitze, da tritt ein alter Geliebter Toni's, ein schmucker ungarischer Offizier auf, das kokette Mädel weist seine erneuten Bewerbungen nicht energisch ab. Bullrich kommt dazu. Ein Rencontre, in welchem er erschossen wird, ist die Folge. Ihr hat man glauben gemacht, die Sache sei beigelegt. Sie vermißt ihren Geliebten, schmollt ihm, wird ihm untreu und erfährt, des Morgens zum Hotel zurückkehrend, seinen Tod. Da macht ein Blutsturz auch ihrem Leben ein Ende. Was dieser letzten Erzählung ein erhöhtes Interesse verleiht, ist die intime Beziehung, in welcher sie zum Leben der jungen Berliner Künstlerschaft steht.

Uebrigens bildet der letzte Teil dieser Novelle (zugleich der Schluß des innerlich zusammenhängenden Buches) weitaus die Krone des Ganzen. Es finden sich da Naturstimmungen und Seelenschilderungen, die ineinander verflochten einander bestimmen, von einer Schönheit und Kraft sondergleichen. Der Stil ist hier von einer ganz eigenartigen Gegenständlichkeit und runden Fülle des Ausdrucks, die man als Muster eines realistischen Stils bezeichnen kann. — Das Buch ist in mehr als einer Beziehung als revolutionär zu bezeichnen. Es ist ein elementarer Aufschrei des Schmerzes und Zornes, welchen der zertretene Idealismus (natürlich im wahren Sinne des Wortes: „Der heilige Geist der Ideologie", wie Bleibtreu dies zu nennen pflegt) allem Bestehenden, der verlogenen materialistischen Gesellschaft und der ganzen „sittlichen Weltordnung" entgegenschleudert. Es darf behauptet werden, daß „Schlechte Gesellschaft" in vieler Hinsicht die Bedeutung Werther's im vorigen Jahrhundert für uns repräsentiert. Künstlerisch abgerundeter ist Goethe's Weltschmerzbeichte gewiß, was bei dem engen Horizont des Stoffes ja auch viel leichter war. Mit der Tiefe der Psychologie, der mutvollen Energie der Wahrheitsliebe, der überwältigenden Kraft des Schmerzes und der Größe der Anschauung, wie sie Bleibtreu's Buch uns bietet, kann sich aber „Werther" kaum messen. Ein abschließendes Werk des deutschen Realismus ist das Buch nicht. Aber es wird stets als gewaltiger Torso in Mitte der später sich entwickelnden neudeutschen Litteratur stehen bleiben. Es ist eins jener Werke, welche eine Epoche abschließen oder eröffnen helfen. Mag man wie Wolfgang Kirchbach in seinem „Lebensbuch" mit Wärme „Die Prostitution des Herzens" feiern, mag man der letzten Novelle den Vorrang zugestehen, — überall wird man gepackt und erschüttert von einer Wahrheit der Empfindung und Darstellung, die einen unheimlichen Zauber ausübt.

Ignotus.

Krieg im Frieden. Humoristischer Roman aus dem modernen Garnisonsleben von Crome-Schwiening. Mit 20 Zeichnungen von Sundblad. Verlag von Licht und Mayer, Leipzig. Neue ergötzliche Variationen über ein altes, aber beliebtes Thema. Die schöne Eintracht zwischen der kleinen Infanterie- und Artilleriebesatzung der Festung Xstadt ist dahin: das „zweierlei Tuch" eines storchbeinigen Leutenants hat zwei Regimentstöchterherzen zugleich in Brand gesetzt und dadurch einen Eroberungskrieg entflammt, der mit der größten Erbitterung und allen Waffen, die nur erregter Weibersinn ausfindig machen kann, geführt wird. Mit frischem Humor zeichnet der Verfasser komische Gestalten, Charaktere und Situationen, die auf den Lachapparat des Lesers die kräftigste Wirkung üben. Es sei hier nur auf den lederfarbigen, schwachköpfigen Edlen Jobst von Jobsthausen und auf die dolchspitznäsige, männerbegehrende Tante Fräulein Amanda von Stockbein hingewiesen. Knappe Ausdrucksweise, beweglicher Dialog, geschickte Kombinationen verleihen dem Ganzen oft dramatische Lebendigkeit. Kein Zweifel, das Buch gewährt für einige Stunden erheiternde Unterhaltung.

Junker.

Sprüche.

Ein Geist ohne Leidenschaft ist wie ein Gewitter ohne Sturm.

A. Bertram.

Nur wer eine gemeinsame Not fühlt, gehört zum Volke.

Richard Wagner.

Je höher wir uns erheben, um so kleiner erscheinen wir denen, welche nicht fliegen können.

Friedrich Nietzsche.

Es giebt einen Haß, welcher der höchsten Liebe verwandt ist.

Wolfgang Kirchbach.

Religion ist die Poesie der unpoetischen Menschen.

Grillparzer.

Dem nichts für schlecht gilt, dem gilt auch nichts für gut: wer das Mißlungene lobt oder nur milde behandelt, den nenne ich einen Schurken oder einen Dummkopf.

Schopenhauer.

Die Völker lieben wie die Weiber weder das Wahre noch das Einfache: sie lieben die Legende und den Charlatan.

Goncourt.

Jene Mädchen, welche allein ihrem Jugendreize die Versorgung für's ganze Leben verdanken wollen und deren Schlauheit die gewitzigten Mütter noch soufflieren, wollen ganz dasselbe wie die Hetären, nur daß sie klüger und unehrlicher sind als diese.

Friedrich Nietzsche.

Die Fähigkeit zu lieben und zu bewundern muß als Zeichen und Maaß hochstehender Seelen betrachtet werden; wird sie nicht von der Weisheit geleitet, so führt sie zu manchem Uebel, aber ohne sie kann nichts Gutes bestehen.

Carlyle.

Es gibt Leute, die nicht eher hören, als bis man ihnen die Ohren abschneidet.

Lichtenberg.

Liebesglück.

Sie waren sich so innig gut,
Sie konnten's nicht verhehlen;
Es küßten in ihrer Augen Glut
Sich ihre flammenden Seelen.

Und wer es sah und zu deuten verstand,
Was diese Blicke sprühten,
Der drückt wohl eines Freundes Hand:
Laß uns der Liebe hüten!

Sie ist so jung und nesteswarm,
So grausenhaft verwegen,
Sie ist so reich — o Gott, wie arm
Ist uns're Klugheit dagegen!

Xanthippus.

Druckfehler-Verbesserung.

Seite 158, Vers 15 v. u. statt ehe = eh', Seite 160, Vers 1 v. u. statt An's = Um's.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung, J. Roth H. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer) sämmtliche in München





Ant. v. Reder.

Die Gesellschaft.

Realistische Monatsschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. April 1886. Heft 4.

Bertalda's Ritter.

Dänische Novelle von Rudolf Schmidt.

Autorisierte Uebersetzung von J. Langfeldt.

(Flensburg.) (Nachdruck verboten.)

Jedermann nannte die leichtfertige Schauspielerin bei ihrem Vornamen, und der blasse, brustschwache Prokurator, von dem alle Welt wußte, daß er mit unbegreiflicher Beständigkeit zehn Jahre hindurch für sie geschwärmt hatte, war in ganz Kopenhagen unter dem Namen „Bertalda's Ritter" bekannt.

Im übrigen war er ein trockener Verstandesmensch, der sich auf jedes Geschäft einließ, vorausgesetzt, daß es sich mit der Würde eines ehrenhaften Mannes vertrug — denn ein solcher war er bis in die Fingerspitzen hinein! — und der sich niemals Sentimentalitäts-Ausschreitungen irgend welcher Art zu schulden kommen ließ. Und mit seiner trockenen Verstandesrichtung verband sich eine abgedämpfte sarkastische Laune, welche seine schriftlichen Eingaben zu einer beliebten Lektüre für die Mitglieder des Gerichtes machte, während seine Standesgenossen diesen milden Witz, dessen unvermutete Stacheln dieselbe Wirkung hervorriefen wie die in einem gepolsterten Stuhle verborgene Spitze einer Stecknadel, zu gleicher Zeit wie die Pest fürchteten. Trotzdem hatte jene seltsame Leidenschaft für die Komödiantin nicht bloß seinen Verstand gefangen genommen, sondern auch seinen Sinn für das Komische abgestumpft, so daß er alle Vorsichtsmaßregeln beiseite setzte und bald der Kopenhagener Satire anheim fiel. So mußte er in Café's und unter Kollegen mit jenem erwähnten Spitznamen lebenslänglich umherwandeln.

Er kannte ihn und war innerlich stolz darauf.

Erblickte man die hohe, schlanke Gestalt, welche stets einen langen schwarzen Rock aus feinstem Kammgarn trug, der ihm, in Verbindung mit dem weißen Battistvorhemd, dem glänzenden Cylinder und den gesteppten hellbraunen Handschuhen, ein sehr distinguiertes Aussehen gab, dann hatte man die Verkörperung eines so ritterlichen Anstandes, wie er hier zulande sicherlich ungewöhnlich ist. Sein stolzer Gang, seine ernsten blauen Augen, der matte Teint des von langen rotbraunen Whiskers eingerahmten Gesichtes, dessen übrige, bartbewachsene Partien stets sorgfältig rasiert waren: das alles weckte die Vorstellung von einem englischen Gentleman. Mit dem Spottnamen verband sich denn auch eine unwillkürliche Ehrerbietung, was die meisten sich nicht recht klar machten.

Und mehr als die Feinheit, welche Gesichtszüge, Haltung und Kleidung ihm verliehen, war es die Leidenschaft seiner Liebe selbst, die ihn in unverkennbarer Weise

mit ihrem stillen Gepräge auszeichnete. Ueber diese blasse Stirn, die nur ein wohlgestalteter Behälter für zusammengeschnürte juridische Gedanken schien, ergoß sie einen Strahl hoher Poesie und erhob ihn über die Menge der Alltagsmenschen. Bewegte er sich bei Gerichtssitzungen durch die getünchten Korridore des Rats- und Gerichtsgebäudes, so blickten ihm die anderen Herren Juristen — Protokollführer und Prokuratore — mit einer gewissen Beklommenheit nach. Es waren unter ihnen Leute verschiedenen Kalibers: steife, dünkelhafte Gesichter, lauernde Fuchs-Physiognomien, runde und rote Vollmondsgesichter mit der einzigen Inschrift: Diners und einträgliche Erbschaftsangelegenheiten! Aller Augen folgten dem hagern, einsamen Manne, der nie mehr Worte machte, als unumgänglich notwendig war, mit rücksichtsvoller Neugierde. Sie mußten sich immer wieder darüber wundern, daß er ihresgleichen war und mit Gesetzen und Verordnungen ebenso gut umzuspringen verstand wie sie, und dann jene scharfe Feder besaß, die so ungelegen stach, wenn man es am wenigsten erwartete. Daß doch jemand, der die Lacher stets auf seiner Seite hatte, sich selbst so lächerlich machen konnte durch die Liebe zu einer leichtfertigen Komödiantin!

Es hatte ungefähr an demselben Tage seinen Anfang genommen, da er als neugebackener Kandidat aus dem Examen gekommen war. Bis dahin war er den geraden Weg gegangen, ohne Seitensprünge zu machen, eine korrekte Laufbahn als ausschließliches Ziel vor Augen. Das Einzige, was ihn vor den übrigen Mitstrebern ausgezeichnet hatte, war der Umstand gewesen, daß das Studium mit seinen scharfen Verstandesoperationen wirklich sein innerstes Interesse erregte. Und da die Fakultät gerade einen neuen Dozenten brauchen konnte und ihn am liebsten ganz frisch, mit der ganzen soeben verdauten Wissenschaft haben wollte, so gab man ihm sogar unter der Hand einen Wink, daß ein fortgesetztes wissenschaftliches Studium alle Aussicht habe, in Bälde seinen Lohn zu finden. So sonderbaren Zwiespalt bietet das Leben: wäre er nicht ein verliebter Narr geworden, so hätte er es aller Wahrscheinlichkeit nach bald zum berühmten juridischen Professor gebracht.

Aber unerfahren und unerprobt in Gemütsbewegungen, wie er war, überfiel ihn die Leidenschaft wie ein tropisches Unwetter.

Ganz Kopenhagen sprach von dem blutjungen Mädchen mit der halbschwedischen Aussprache und der abenteuerlichen Herkunft, das sich auf eine so eigentümliche Weise den Zugang zum Debütieren erzwungen hatte. Wegen des Dialektes hatte der Regisseur sie abgewiesen. Dann war sie aber spornstreichs zur alten, mürrischen Exzellenz gegangen, die in letzter Instanz die entscheidende Stimme hatte; und da sich seine hypochondrische Verdrießlichkeit wesentlich daher schrieb, daß er ein Weiberhasser war, so hatte sie sich, um den Zutritt zu erlangen, in männliche Kleidung gesteckt und durch diese List den bärbeißigen, alten Herrn gewonnen, sowie die Erlaubnis, die gefährlichen Bretter, welche die Welt bedeuten, zu betreten.

Für sie galten die bekannten Worte in ganz besonderem Sinne! Was sie dazu getrieben, sich aus ihrer Unbemerktheit den Weg als Bühnenkünstlerin zu bahnen, war keine dämmernde künstlerische Anlage gewesen, es war ein wilder, unbändiger Trieb, sich aller Welt zu zeigen, von allen gesehen zu werden, irgend etwas mit Gewalt zu erfassen. Das Vorhandensein dieses Triebes war erklärlich durch ihre Geburt. Sie war die Tochter eines Grafen in Schonen und einer Kopenhagener Putzmacherin, die sich, in der Hoffnung, hier ihr Glück zu machen, in Malmö niedergelassen hatte. Das Glück bestand darin, daß der Graf sie zu seiner Geliebten machte, zu einem Kätzchen, mit dem er spielte, zu einem Inventarstück, dem er, ohne irgend welchen verpflichtenden Gedanken damit zu verbinden, übermütig seinen Eigentumsstempel aufdrückte. Das zeigte sich, als die böse Stunde kam: er ließ sie sitzen, und nur durch seinen Verwalter wurde ihr zur bestimmten Zeit eine nicht besonders reichliche Summe für die Erziehung des Kindes ausgezahlt. Wenn sie auch den Verlockungen des Reichtums und seiner hohen Stellung gegenüber keineswegs die Augen verschloß, so hatte sie sich doch dem hübschen und eleganten Manne in einem übermächtigen, unwiderstehlichen heißen Drange hingegeben, den sie als Liebe auf-

faßte. Als sie sich dann gemäß der tausendmal wiederholten Regel behandelt sah, erhob sich, was an Weiblichkeit in ihr war, zu einem trotzigen Kampfe um die Wiedererlangung der Selbstachtung und Würde. Die Pension nahm sie an, aber jeder Heller wurde auf die Erziehung der Tochter verwendet, und zu gleicher Zeit that sie das Gelübde, ihr Kind bis zum letzten Blutstropfen zu schützen und zu schirmen.

Sie entdeckte indessen bald, daß Bertalda nicht allein ihr Kind, sondern auch das ihres Vaters war. Sie war ihm nicht bloß körperlich ähnlich, sondern auch seelisch ein ausgeprägtes Abbild seiner Vorliebe für ein ostentatives, prunkendes Auftreten. Und so sorgfältig die Mutter es ihr auch verborgen gehalten, so entdeckte Bertalda in einem Alter von dreizehn Jahren plötzlich selber, wessen Tochter sie sei. Das hatte zur Folge, daß sie bei Gelegenheit einer Schonen'schen Landesversammlung dem Grafen resolut unter die Augen trat.

Dieser fühlte sich betroffen über dies treue Abbild seiner selbst; er faßte den Entschluß, sie wie eine Dame erziehen zu lassen und schickte sie mit Einwilligung der Mutter in eine kostspielige Genfer Pension. Wahrscheinlich würde er auch in glänzender Weise für ihre fernere Zukunft gesorgt haben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, länger zu leben. Aber testamentarische Bestimmungen waren nicht des Grafen Sache, dazu liebte er das Leben zu sehr. Er war ja außerdem ein kräftiger Mann, und wer hätte ahnen können, daß ein „außergewöhnliches" Diner seinem Leben mittels eines plötzlichen Schlaganfalles ein Ende machen würde, hatte er doch an so vielen Diners teilgenommen, die nicht weniger „außergewöhnlich" gewesen waren als dieses!

Mit seinem Tode kam die ganze Unterstützung in Wegfall, und das eingezogene Leben im Hinterstübchen der Mutter wollte der blondhaarigen Grafentochter, die in der Pension die Bekanntschaft diverser Töchter englischer Sqires und großer französischer Bankiers gemacht hatte, nicht recht schmecken. So riß sie sich denn los von der strengen mütterlichen Zucht, dampfte nach Kopenhagen hinüber und gelangte auf die erwähnte, ihrem eigentlichen Wesen so vollkommen entsprechende Weise zum Debütieren auf der Bühne.

Wie ein Wetter kam sie auf die Szene gestürmt, mit eckiger Plastik und unruhigen Gesten, und mit ihrem schwedischen Schnurren der Wörter hatte sie, wenn nicht Bewunderung, so doch in hohem Grade Verwunderung erregt. Weder Kritik noch Publikum wußten wohin mit ihr, und so registrierte man sie vorläufig als eine barocke, viel versprechende Kraft.

Aber im Herzen des neugebackenen juridischen Kandidaten wurde sie als etwas weit Höheres registriert. Sie wurde die Inkarnation der Poesie, welcher er, ohne es zu wissen, in seiner arbeitsamen Jugend bedurft hatte; sie wurde der Sonnenstrahl, der zwischen plötzlich zerrissenen Wolken in blendendem Glanze über die dunkeln Wasser des Daseins tanzend dahinglitt. Nach ihrem ersten Anblick war er derart bestrickt und gefangen, wie es ein Mensch mit hellem, selbstbewußtem Verstande stets wird, wenn es sich mit einemmale in einer Region seines Innern, wo sein Verstand niemals hineinleuchtete, zu regen beginnt. Als er schwankenden Schrittes das Theater verließ, hatte der ihm innewohnende Drang nach Liebe und Glauben und Hingebung seinen bleibenden Gegenstand gefunden, und mit der scheuen Furcht eines wahren Gefühls hob er ihn in eine ferne Höhe empor, weit erhaben über seinen und anderer Sterblichen sinnlichen Begehr.

Das letzte war nun nicht durchwegs der Fall. Es fügte sich, daß dieses Sturmwetter im Unterrock einem andern, noch stärker fegenden Sturmwetter in männlicher Gestalt begegnete, und das eine Sturmwetter begehrte auf der Stelle das andere.

Er war wieder zu uns gekommen, der nordische Tondichter, dessen urfrische Begabung vor etlichen Jahren in aller Stille in dem traulichen Schwanenneste am Sund ausgebrütet worden war, nur gekannt und gewürdigt von einem engen Kreise

Getreuer; er war wieder zu uns gekommen, berühmt und gefeiert, mit einem Namen, der weit über die Grenzen Skandinaviens hinausdrang und in Deutschland und England Widerhall zu finden begann. Und die Getreuen freuten sich so ungemein, mit dabei gewesen zu sein bei der Entdeckung eines wirklichen Genies, dessen Ruhm nun auch auf sie zurückstrahlte! Selber waren sie matte und unfruchtbare Individuen, die sich sämtlich mit entschiedenem Mißerfolge in Kunst und Dichtung versucht hatten, und gegen jede einheimische Begabung würden sie sich in sittlichem Unwillen wie eine geschlossene Phalanx erhoben haben. Er war aber ein Norweger! Sie verziehen ihm edelmütig, knieten um das neuentzündete Licht gleich Feueranbetern und gingen in dem verdutzten Kopenhagen, das nicht wußte, wo ihm der Kopf stand, mit rauchenden Feuerbränden umher.

Ein politischer Einfluß trat noch hinzu. Die tonangebende Presse war skandinavisch bis zum Aeußersten und meinte wirklich, wenn sie nur das gehörig herausstreiche, was Schweden und Norwegen auf geistigem Gebiete leisteten, so würden uns diese beiden Völker in der Stunde der Not schon beistehen; — das war, was man „Großpolitik treiben" heißt! Hier war nun wirklich etwas herauszustreichen. Hier war ein Schwall von Liedern, wo die Hochlandsluft in Melodien gezaubert war; hier war eine Reihe von Berg-Idyllen, wohl durchdacht in kunstvoller Gestaltung und doch schimmernd in der taufrischen Anmut der Improvisation; und dann war hinter diesem allen der Durchbruch einer selbständigen Volkspersönlichkeit, die zum erstenmale in eigener Zunge redete, verheißungsvoll und sonor. Als nun ein Kritiker, einer der Matten und Unfruchtbaren, aber im Besitze eines feinen Kopfes, dem verwunderten Dänenvolke die Meldung brachte, daß dies das Anzeichen eines Beethoven'schen Ideenreichtums sei, geschmolzen in dem vulkanischen Feuer eines großen Herzens, der Vorbote eines Mozart'schen Könnens, große, typische, den ganzen Inhalt der Menschheit in sich schließende Gestalten zu formen, da hielt das verblüffte Kopenhagen den viel versprechenden Norweger vorderhand für Mozart und Beethoven in einer Person.

Und hat jemals ein Mensch das Talent gehabt, eine aufgeblasene Situation mit seiner bloßen Erscheinung zu erfüllen, so war er es; hat ein Mensch jemals das Entgegengesetzte jener Scham besessen, die ein Hund gegenüber dem ganzen dargebotenen Braten empfindet, so war er es; ist ein Mensch jemals ein bis zum Uebermaß verunstalteter Aladdin gewesen, der die Karikatur des Kommandostabes des Wunsches und der Tüchtigkeit des Begehrungsvermögens zur Schau trägt, so war er es.*) Mit dieser schrägen Stirn, die gleich einer Granitwand ragte, über welcher das dichte, hellblonde Haar wie ein widerspenstiges Gesträuch emporstrebte, während darunter in ihren Höhlen die Augen mit sprühenden Blitzen brannten, als lecke droben an der Versteinerung unablässig, aber hoffnungslos ein inneres Feuer; mit diesem Lächeln, das so sonnenhell offen und zugleich doch so spielend arglistig war; mit dieser hohen, breitschulterigen Figur; mit dieser singenden, schreienden Stimme, welche die K's zu Jots abstumpfte und Jots anbrachte, wo sie sich im Dänischen nicht finden — war er so ganz dazu angethan, einen skandinavisch präparierten, in den Nachwirkungen einer langen ästhetischen Tradition faulig gewordenen Kreis konfuser Menschen zu betören, auf welchen er mit der Anziehungskraft des Rohen auf das Verrottete wirkte. Trotz seiner Schulterbreite und Höhe übte er im Grunde den Zauber eines weiblichen Wesens auf sie aus. Sie fanden ihn berückend wie die Huldren des Fjelds; aber der Kuhschwanz, der eine barocke Zugabe zur weiblichen Schönheit der Huldre bildet, schlug ihnen allerdings nicht selten als kürzeste Warnung um die Ohren.

So ging er denn unter ihnen umher, und geschah es einmal, daß ihre Rede

---

*) Oehlenschlägers Aladdin ist trotz seines morgenländischen Themas die eigentlich nationale Dichtung der Dänen, ein Repräsentant der genialen Begehrenstüchtigkeit mit „der Kommandostimme des Wunsches", wie es bei Sören Kierkegaard heißt; der Dichter hat hier mit vorsätzlicher Abweichung Kommandostab geschrieben.

sein Mißfallen erregte, so sagte er einfach: „Halt's Maul!", stellte den Matten und Unfruchtbaren auch gelegentlich „Eins auf die Schnauze" in Aussicht und geberdete sich überhaupt wie einer, der sich wohl oder übel mit dem Ehrenplatz an der Gasttafel des Lebens begnügen muß, sintemalen es eben gerade einen höheren nicht giebt! Jeder seiner flüchtigsten Wünsche war ein Ausdruck dessen, was er mit einem heiligen Begehren haben mußte, und das, wonach er ein Bedürfnis hatte, forderte er stets — und erhielt es unbegreiflich oft.

Man sprach von einer großen Komposition mit Rezitativen, die er, um die Einheit im Tone zu bewahren, selbst zu dichten begonnen hatte. Das schien damals eine nagelneue Schaffensform in Tönen und Worten zugleich — in kolossaler Weise alles übertreffend, was früher geleistet worden, namentlich in dänischer Musik! — Die Feueranbeter waren im voraus betäubt und überwältigt!

Aber wer sollte diese Rezitative sprechen mit des Kuhhorns Klang in der Stimme, mit des Regenbogens Glanz in den stiebenden Massen des Wasserfalls über seiner Erscheinung, mit der Himbeere Duft im ganzen Vortrage? Man machte ihn auf sie aufmerksam. Auf einer Soirée sah er sie dann mit den blaugrünen, flimmernden Augen, den blonden Locken, die sich um den weißen Nacken ringelten, mit der fortwährenden Unruhe über ihrer ganzen ausgelassenen Person. Und sofort hatte er ein heißes Verlangen nach dieser Jugend in halb entfalteter Knospe, sofort hatte er ein stürmisches Bedürfnis nach dieser unbewußten jungfräulichen Sinnlichkeit, um die Feueradern seiner künstlerischen Begeisterung besser in flammenden Fluß zu bringen! Nach seiner Gewohnheit forderte er in brutaler Weise und ohne Umschweif — und erhielt Gewähr!

Während der verliebte juridische Schäfer, wenn er im stande gewesen wäre, Verse zu schreiben, gern einen Sonettenkranz auf ihre Augenbrauen gedichtet und sich stolz und erhaben gefühlt hätte, sofern sie mit ihren mutwilligen Fingern darin blättern gewollt, schwelgte der Werber und Erkorene im Genusse seiner befriedigten Forderung .... Wie hätte es auch anders sein können? Das närrische, unbändige Dasein, in welchem die Augen der ganzen Welt auf ihre Person sich richteten, und zu dem die Bühne nur eine Eingangspforte bilden sollte, reichte ihr ja hier, wie auf Bestellung, die Hand!

Die Erinnerung an ihre uneheliche Geburt in Verbindung mit dem sinnlichen Trieb des väterlichen Blutes hatte sie zur Courtisane vorherbestimmt. Hier gelang es ihr, den Glanz aller erlogenen Ideale gleich zu anfang auf ihren Weg geworfen zu sehen, und ein unbestimmtes Gefühl sagte ihr, daß das, wenn auch falscher, so doch immerhin Reichtum wäre, von dem sich in Zukunft so angenehm zehren ließe. So gab sie sich denn hin mit dem stillen Bewußtsein, daß das Ganze vielleicht nicht von langem Bestande sein werde.

Das war es natürlich auch nicht! Ein reicher norwegischer Holzgroßhändler, auf der Reise nach Rom begriffen, kam mit Frau und Tochter nach Kopenhagen. Der Ruhm ihres Landsmannes stieg ihnen zu Kopfe; beim Abschiede nahmen sie ihm das feste Versprechen ab, sich in der ewigen Stadt mit ihnen vereinigen zu wollen, sobald das große erwartete Reisestipendium zur Auszahlung fällig sein würde. Während ihres Aufenthaltes in der dänischen Hauptstadt hatte er das galante Verhältnis ganz ruhig fortgesetzt und in aller Stille zwischen der blondgelockten Wildkatze vom Theater und der mit hunderttausend Speziesthalern fundierten, stilvollen Schönheit der Großhändlertochter Vergleichungen angestellt. Vierzehn Tage nach Abreise der Familie „bedurfte" er nicht mehr, oder richtiger, sein Bedürfnis verlangte den Gegenstand zu wechseln. Nun bedurfte er der blauen italienischen Luft über großen, reinen Formgedanken in Marmor mit dem schwermütigen Hintergrund der Cypressen, nun bedurfte er der Sonne Romas, der blitzenden Wasser der Fontana Trevi, des Gewimmels eines schönheitbegabten Volkes nach der andachtsvollen Ruhe der Museen. Dort, im Anblick unsterblicher Kunstwerke, würden seine großen, genialen Gedanken sich einstellen! Dorthin sehnte er sich mit dem ganzen Ungestüm seiner Seele; es schrie in ihm förmlich danach, sich auf und davon zu machen!

Als dann das Stipendium kurz darauf zur Auszahlung kam, machte er sich eines Morgens mit einem Dampfer nach Stettin wirklich auf und davon!

Die verlassene Kopenhagener Ariadne wußte, daß es jetzt zum erstenmal zu Ende sei, daß sie zu einem an Abwechselung reichen Leben die Weihe empfangen habe. Obgleich sie die Logik des Schicksals zu deutlich verspürte, um eigentlich betrübt zu sein, so war sie doch der Meinung, daß sie es sich selber schulde, die tiefste Niedergeschlagenheit zur Schau zu tragen. Erst jetzt erreichte es der juridische Kandidat, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Wie die ganze Stadt, so hatte auch er die Geschichte mit dem norwegischen Genius gehört; aber seine eigene demütige Verliebtheit hob dieselbe in die sternenhelle Region der idealen Verhältnisse empor. Durch die skandinavische Brille betrachtet, welche er, wie die Mehrzahl der studierenden Jugend, trug, war der Komponist in Wahrheit mit all' den Verheißungen ausgestattet, die ihm eine ohnmächtige Kritik auf Borg gespendet, und sie, die Tochter des „alten, frischen, fjeldhohen Nord", war ein werdendes Kunsttalent von selbigem Range. Zwei Ewigkeitsgestalten hatten sich in einer vom Schicksal bestimmten genialen Begegnis getroffen — nichts weiter!

Mit ihrem weiblichen Spürsinn durchschaute sie seinen Zustand, sah, daß das Geschehene sein Urteil über sie in keiner Weise beeinflußt habe. Dann führte sie die Situation herbei, die jedes Weib herbeizuführen versteht, wenn sie selber will, und sorgte dafür, daß es von seiner Seite zu einer Erklärung kam. Zu seiner eigenen Verwunderung platzte er damit heraus: das, was geschehen wäre, sehe er als eine Sache an, die ihn nicht anginge. — Was wirklich geschehen, das ahnte er nicht, der arme, verrückte Professorembryo! — Aber wolle sie sein werden, so solle sein Leben, sein Wirken, jeder Schlag seines Herzens ihr geweiht sein immerdar. — Als die Worte heraus waren, machte ihn seine eigene Verwegenheit selbst ganz verlegen.

Das war das Einzige, worauf sie nicht vorbereitet gewesen; eine derartige rein bürgerliche Werbung hatte sie gar nicht in ihre Berechnung gezogen. Einen Augenblick durchzuckte es sie, zuerst mit Trauer, dann mit einer plötzlichen Eingebung, diese Möglichkeit, in ein ehrenhaftes, geregeltes Leben hineinzukommen, doch schleunigst zu ergreifen. Aber sofort erhob sich die Tigerkatze mit Protest in ihr und belehrte sie, daß sie nicht dazu bestimmt sei, die Gattin eines ruhigen, noch dazu wenig begüterten Kandidaten zu werden. Anderseits flüsterte ihr zu gleicher Zeit der weibliche Instinkt zu, daß sich hier eine treffliche Stütze, eine bei mancher Gelegenheit brauchbare Schirmwand biete, deren Besitz bei einem zukünftigen bewegten Leben angenehm und nützlich sein möchte.

Danach richtete sie sich ein und traf ihre Entscheidung mit einer Umsicht, die im Verhältnis zu ihrer noch unbedeutenden Erfahrung die größte Anerkennung verdiente. Sie erschloß dem juridischen Kandidaten ihr Herz und ließ ihn in die Tiefen ihrer Seele blicken, heißt das: dahin, wovon sie annahm, daß es sich in seiner Phantasie als solche ausnehmen werde — Sie sei betäubt, überwältigt, mit sich selber zerfallen, sei, wie jenes junge Weib bei Goethe, „aus ihrer Bahn herausgerissen"; sie hatte dies Zitat zufällig aufgeschnappt und verwandte es nun mit glänzendem Erfolge; und doch war mit ihr sicherlich das Entgegengesetzte geschehen, da man vielmehr sagen mußte, daß sie infolge der kürzlich überstandenen Episode just auf die richtige Bahn gebracht worden war.

Das offene Geständnis weckte alle edlen Empfindungen einer fein angelegten Mannes-Natur. Hatte sich der juridische Kandidat im Augenblick des Bekenntnisses selbst zu gering gefühlt, den Gegenstand seines Begehrens zu erfassen, so fühlte er dasselbe jetzt in einem weit höheren Grade. Und als sie ihre Hand ausstreckte und ihn bat, ihn als einen Bruder betrachten zu dürfen, da preßte er einen ehrerbietigen



Kuß auf dieselbe, und die Stütze, die Schirmwand für künftige Fälle war ihr sicher, so lange dies reine und vertrauensvolle Herz noch schlug.

Sein Arzt hatte ihm offen erklärt, daß seine Brust nur schwach sei. Schon dieser Umstand machte eine angestrengte wissenschaftliche Wirksamkeit bedenklich. Unter dem Drucke jener plötzlichen Leidenschaft erschien ihm außerdem alle Theorie grau — auch die des römischen Rechts, deren scharfsinnige Beweisführung ihn seither so höchlich interessiert hatte — und er suchte von des Lebens gold'nem Baum frische, grüne Blätter zu pflücken, indem er eine Stellung als Bevollmächtigter bei einem bekannten Rechtsanwalt annahm.

In dieser Eigenschaft überraschte ihn der Auftrag eines Manufakturhändlers, von Fräulein Bertalda Petersen — sie hieß Petersen nach ihrer Mutter — auf gesetzlichem Wege eine Summe von dreihundert Thalern einzuziehen! Er that, als ob er die Kommission ausführe und nahm am folgenden Tage aus der Sparkassa von seinem Eigenen dreihundert Thaler, die er dem Kaufmann auszahlte. — Das Auffällige bei der Sache war ihm der Umstand, daß der Kaufmann gerade ihn gesucht; er machte sich indes keine weiteren Gedanken darüber. Und als er sie wiedersah, war in ihren Augen und Mienen nichts zu lesen, das sie selber als diejenige verraten gekonnt hätte, welche den Kaufmann an ihn gewiesen.

Jedoch als es ihr gelungen war, auf solche Weise ihre Schulden zu tilgen, fingen ihre Flügel unwillkürlich an, sich zum Fluge zu heben. Zur Probe gehen, bei einem mürrischen Tanzmeister Unterricht in der Plastik empfangen, keine Aussicht, in naher Zukunft einen durchschlagenden Erfolg und einen unantastbaren Künstlernamen zu erringen, das war etwas, das ihr allmählich langweilig zu werden begann. Sie war ja halb eine Schwedin! Der galante Ort am Mälar mit seiner leichtgeweckten ritterlichen Begeisterung würde für sie ein besserer Tummelplatz sein als das bedächtige Kopenhagen, das, wenn es nicht gerade einen Raptus hat, so kalt und kritisch ist!

Aber den Juristen wollte sie nicht fahren lassen! Sie gab ihm einen schwesterlichen Abschiedskuß und nahm ihm das Versprechen ab, ihr fleißig zu schreiben.

Und sie sorgte dafür, daß er sein Versprechen hielt; sie schickte ihm regelmäßig Briefe zu. In dem Grade, als das Gewebe ihres Schicksals mit immer bunteren Fäden sich durchwirkte, fühlte sie in sich den Trieb, sich diese Verbindung als eine geweihte Stätte zu bewahren, wo sie reine Luft atmen könnte und sich in verlassenen Stunden an dem Vertrauen emporrichten, das der treue Verehrer so unveränderlich zu ihr nährte. Trotz ihrer ungeheueren Elastizität bedurfte sie in der That zuweilen eines solchen Stärkemittels.

Die verlassene mythologische Ariadne wurde auf Naxos vom Gotte Bacchus getröstet, der den Kranz ihres Haares unter die ewigen Sterne emporschleuderte. Stockholm ward für die tragisch gebeugte Künstlerin zu einem Naxos, wo ein hochgestellter Bewohner des königlichen Schlosses die Rolle des Gottes übernahm und in der Abschiedsstunde nicht unterließ, ihren Namen an den Himmel der Berühmtheit als ein dem ganzen schwedischen Adel bekanntes Sternenbild emporzuschleudern. Väterlicherseits war sie ja mit einem großen Teile desselben verwandt — er erkannte die Verwandtschaft in seiner Weise an. In langen Zwischenräumen trat sie als Deklamatrice an einem und dem andern kleineren Theater auf, bei welcher Gelegenheit die Presse ihre Leistungen stets mit einer eigentümlichen kalten Kourtoisie besprach; bisweilen gab sie auch in einer schwedischen Provinzstadt eine Soirée. Aber sie wirkte in ihrem Künstlerberufe nicht mit Ausdauer, und irgendwelche feste künstlerische Position gewann sie keineswegs. Trotzdem erstreckte sich ihre artistische Bahn in langen, unregelmäßigen Kurven von Stockholm bis nach Haparanda hinauf — von wo sie ihrem Kopenhagener Freunde schrieb, daß ein kunstliebender, unverheirateter Kreishauptmann ihr Talent stark bewundere — und von dem bottnischen Meerbusen durch Wermeland nach Christiania hinüber, wo sie ebenfalls als galantes Sternbild bekannt war, und in dieser Eigenschaft eine Anziehungskraft ausübte, nicht allein

auf trockene, juridisch gebildete Staatsräte, die in der Union das Heil Norwegens erblickten, sondern auch auf hochnasige Plankenfürsten, die über die unbeschnittene Selbständigkeit des alten, meerumkränzten Vaterlandes hochtrabende Worte redeten.

Natürlich mußte sie eine so raffiniert pikante Anziehungskraft ausüben, daß ihre Wirkung sich auch bei solchen äußerte, von denen sie keinen Gebrauch machen konnte. Sie besaß aber eine wunderbare Virtuosität im Wählen. Wie die Löwin alle Annäherungen seitens zehnjähriger Löwenburschen, bei denen die Mähne eben erst zu wachsen beginnt, mit scharfen Zähnen fernzuhalten versteht, während sie mit sanfter Unterwürfigkeit einem vierzigjährigen Löwen entgegenkommt, dessen Gebrüll das Echo der Felsen und Wälder emporschreckt: so ließen sie alle Huldigungen kalt, die einen Anstrich jugendlicher mittelloser Erotik hatten, und sie reflektierte nur auf diejenigen, welche von einer angesehenen Stellung und einem wirklich soliden Vermögen gestützt wurden. Auf diese Weise wußte sie sich eine gewisse Achtung zu wahren und — sich im Preise zu halten. Aber als einst der Kellner eines norwegischen Provinz-Hotels als ein hoher, strammer, breitschultriger Bursche mit hellem Gesicht und dichtem, rotgelben Haar sich erwies, loderte die Erinnerung unversehens in ihr empor, und ohne den geringsten Anlaß von seiner Seite machte sie ihn so glücklich, wie er es sich niemals hatte träumen lassen . . . .

Selbst der rationellste Lebensplan kann von unstäten, unregelmäßigen Einfällen durchkreuzt werden. Plötzlich kam ihr der Gedanke, wieder in Kopenhagen aufzutreten. Vielleicht war es auch eine unbewußte heimliche Sehnsucht, welche sie trieb, sich auf ihrer Karawanenreise durch die Wüste der Abenteuer eine Weile unter die Palme der Freundschaft zu setzen und der sprudelnden Quelle in einer hochsinnigen männlichen Seele zu lauschen, die ihr unveränderlich ergeben war. Dem sei nun, wie ihm wolle, genug, sie kehrte nach Kopenhagen zurück, und unser Jurist empfing sie gerührt am Molo.

Er war Prokurator bei den Obergerichten geworden und hatte eine ausgedehnte Praxis. Rechtschaffene Leute wandten sich mit Vorliebe an ihn, er war in allen Stücken zuverlässig ein ehrlich denkender Mann. Der scharfe, klare Kopf, dem es nicht vergönnt war, im Dienste der reinen Wissenschaft zu wirken, machte sich mit unverkennbarer Ueberlegenheit in der Praxis geltend. Von seinen Eingaben sprach man als von wahren Meisterstücken juridischer Argumentation, und nun wurde auch sein beißender, stechender Witz rege. Die feurigen Rosen, nach denen er im Leben vergebens gehascht, schienen ihm ihren ganzen Vorrat an Dornen zur Verfügung gestellt zu haben! Er ward in seiner Art eine Berühmtheit; aber auf der Straße ließ er sich selten ohne Respirator blicken, und seine matte Gesichtsfarbe nahm mehr und mehr das eigentümliche Merkmal der ausgeprägten Lungenschwindsucht an.

Sie fühlte sich über sein Aussehen beinahe ergriffen, während ihr Aeußeres, das er noch immer mit den Augen der treuesten Liebe betrachtete, ihn geradezu bezauberte.

Wie jedes leibliche Auge seinen blinden Punkt hat — was die Physik durch ein einfaches Experiment darthut, — so war auch diese klarschauende, sichere Intelligenz dem unwürdigen Gegenstand ihrer Leidenschaft gegenüber blind. Gerüchte waren ihm natürlich zu Ohren gekommen; sie hatten einen gewissen inneren Zusammenhang gehabt, den man in der Regel an losem Gerede vermißt, und waren durch die Episteln, mit denen sie ihn Woche auf Woche warm hielt, meistens in höchst auffallender Weise indirekt bekräftigt worden. Jeder andere würde es verstanden haben, sich dieselben zu deuten und zurechtzulegen und aus den in verschiedener Weise gesammelten Einzelheiten ein überzeugendes Ganze zu kombinieren. Hier war er blind oder richtiger: hatte ja sein Verstand sich die Umstände auf die einzig vernünftige Weise unwillkürlich zurechtgelegt, so regte sich mit einenmal ein ganz anderer Verstand in ihm, dem ersten an Gewandtheit und Scharfsinn vollkommen ebenbürtig,

und machte einen Zusammenhang ausfindig, der mit seinem Herzenswunsche in Einklang stand und alle Thatsachen in einem ganz andern Lichte zeigte. Licht wider Licht erzeugt Finsternis, was wiederum durch ein einfaches Experiment bewiesen wird; Logik wider Logik erzeugte in diesem klaren Verstande Blindheit und Dummheit.

Er betrachtete sie also mit den Augen ewig gleicher Liebe, und wie sehr die Veränderungen, welche fünf oder sechs Jahre in ihrem Aeußern bewirkt hatten, auch zu einer ganz entgegengesetzten Deutung den Anlaß gaben, so legte er sich dieselben in Uebereinstimmung mit seinem eigenen umschleierten Blicke aus. Das verwischte Gepräge ihres Gesichtes, die verdächtige Lockenfülle ihrer Haare, welche jenen kurzen Kranz geringelter Locken abgelöst hatte, die fleischigen Arme, der übermäßig hervortretende Busen — das alles war für ihn nichts als ein Zeichen der Verwandlung Psychens in ein gereiftes Weib, das im späten Lenze der jungfräulichen Schönheit steht. Sie hatte ihm ihre Photographie geschenkt: in weißem Kleide, mit entblößten Schultern, über welche das Haar wie eine Kaskade herabstürzte, saß sie da, in einer vornübergebeugten Stellung, die ihr Aehnlichkeit mit einer lauernden Katze gab; — er huldigte derselben wie einer Madonna.

Es war während dieses neuen Aufenthaltes in Kopenhagen, daß er sich den Namen „Bertalda's Ritter" erwarb.

Sie hatte ihre kurzen Besuche bei Kritikern und Rezensenten gemacht. Obgleich sie ihn sonst getreulich zu allem brauchte, darüber erhielt sie ihn in Unwissenheit. Sie hatte ihnen Ausschnitte aus schwedischen Zeitungen zugestellt und sich nachher mit dem Anerbieten näherer persönlicher Erklärungen eingefunden. Das war eine Handlungsweise, die sicherlich nicht geeignet war, qualifizierte Achtung einzuflößen. Ein Kritiker, dessen Gemüt einen Ueberschuß von Arsenik beherbergte, und der dafür leibte und lebte, in seinen Artikeln andern Leuten möglichst viele gehässige Unannehmlichkeiten zu sagen, ließ in sein herabsetzendes Urteil über ihre Kunstleistung auch ein paar Andeutungen einfließen, die mit unnötiger Plumpheit ihr Privatleben streiften.

Das hatte zur Folge, daß sich der Prokurator am nächsten Vormittage in der Konditorei einfand, wo es dem Arsenikhaltigen einen heimlichen Genuß bereitete, am liebsten ungekannt, die Wirkungen seiner kleinen Vergiftungsversuche zu beobachten. Einen Augenblick überlegte er, ob er, um den eigentlichen Grund zu verheimlichen, nicht irgend einen andern vorgeben sollte, um Streit mit ihm anzufangen; aber dann sah er den widerlichen Zwerg mit dem unförmlichen Kopf auf dem schiefen Halse in ein Gespräch mit einigen journalistischen Bekannten vertieft. Es kam ihm vor, als spiele in dem düstern Gesichte ein triumphierendes Lächeln. Das gab den Ausschlag! Mit festen, geraden Schritten trat er an den Tisch heran, zog seinen Handschuh von der Linken, schwenkte denselben einen Augenblick mit der Spitze des Mittelfingers der rechten Hand und ließ ihn dann auf die schmutzig blasse, von einem häßlichen rostbraunen Barte bedeckte Wange des Kritikers niederfallen.

„Sie wissen, weshalb Sie diese Züchtigung erhalten!" sagte er ruhig. „Hier ist meine Adresse, falls Sie mir etwas zu sagen haben."

Er warf seine Karte auf den Tisch.

Es war ein prächtiger Anblick, den hohen, eleganten Mann mit den feinen, reingeformten Gesichtszügen und den schmerzlich roten Flecken auf den bleichen Wangen vor der kurzhalsigen kritischen Mißgestalt stehen zu sehen, die sich erfolglos bemühte, sich in's Sopha hineinzudrücken, als ihr einmal das Unerhörte geschah, für ihre Worte zur Verantwortung gezogen zu werden. Die Pracht des Anblicks benahm demselben gänzlich den Anstrich von Komik, den er sonst gehabt haben würde. Es waren lauter bewundernde Blicke, die dem Prokurator beim Fortgehen nachgeschickt wurden, und der elende Wechselbalg fand nur ein skeptisches und wenig teilnahmvolles Publikum, als er mit bebender Stimme und Schweißperlen auf der knotigen Stirn zu erklären begann, daß es ihm wahrhaftig nicht einfalle, deswegen Leben und Gesundheit auf's Spiel zu setzen, daß er sich so völlig erhaben fühle über eine rohe Beleidigung, die ihr einziges passendes Forum vor dem Kriminal- und

Polizeigericht finden werde. — Er belangte den Prokurator übrigens nicht gerichtlich und verhielt sich seitdem ruhig. Aber ein Anwalts-Bevollmächtigter, der zugegen gewesen war, erfand die Benennung „Bertalda's Ritter“, und dieselbe verbreitete sich innerhalb zweier Tage durch die ganze Stadt.

Seine ritterliche That trug ihm einen neuen schwesterlichen Kuß ein, und er wiederholte sein Anerbieten, sie zu seiner Gattin zu machen.

Ihre blaugrünen Augen hefteten sich auf ihn mit dem Ausdruck lauernder Ueberraschung; es war aber wirklich schlechthin seine Meinung.

„Du bist gut!“ sagte sie und drückte ihm die Hand; ihr Gesicht nahm einen Ausdruck der Rührung an, der eigentlich erzwungen war, aber unversehens echt und natürlich wurde. „Du bist edelmütig und herzensgut; aber Du weißt ja, Freund, ich bin aus meiner Bahn herausgerissen!“

Seitdem sie jenen Ausdruck vor sechs Jahren gebraucht hatte, war er ihr nicht wieder eingefallen. Nun kam er wie eine glückliche Improvisation, die ihn besser als alles and're in der Stimmung erhielt, die sie wünschte. Und wie sie allmählich die alten Saiten anschlug, phantasierte sie sich selber in eine entsprechende Stimmung hinein und schwelgte auf's neue in der Erinnerung an jene erste frühe Zeit, da eine wilde, zügellose Umarmung sie zu dem aufgeschürzten Flattern von Arm zu Arm weihte, zu welchem sie geboren war. Der Ueberrest von Weiblichkeit, der noch in ihr war, wiegte sich mit Behagen in der Vorstellung an jenes erste Berauschen in jungem, ungegohrenem Wein; da besagter Ueberrest aber nur äußerst klein war, so wiegte sie sich zu gleicher Zeit in der herbsüßen Erinnerung an den — rotblonden Kellner.

Aber der Prokurator nahm diesen Rückblick für vollen Ernst, und jener erste Anlaß ward seinem bewundernswerten Advokatentalent bei fortgesetzter Ueberlegung zu einer schwer in's Gewicht fallenden Entschuldigung für ihr ganzes späteres Thun — so wie **er** dasselbe jetzt auffaßte. Er legte sich das Lebensbild folgendermaßen zurecht:

Die Entwickelung des nordischen Tondichters habe den kritischen Prophezeiungen nicht so ganz entsprochen, sondern sich in einer unregelrechten, kometenähnlichen Bahn fortbewegt, mit einem langen, faserigen Nebelschweif, und im Verhältnis zu diesem sei der Lichtkern im ganzen genommen ziemlich unbedeutend. Und dieser barocke Entwickelungsgang mit seiner Unzahl von Krümmungen und Seitensprüngen wäre es, der seinen Schattenriß auf fatalistische Weise in dem Bertalda's abgesetzt und diesen unregelmäßig und krumm gemacht habe; — das läge so unglaublich nahe, seltsam, daß ihm das nicht früher eingefallen sei!

Es stand nämlich zur genüge fest, daß das gefeierte Ur-Genie keineswegs ein Mozart oder Beethoven geworden war, geschweige denn beides zusammen. Die bezaubernde Frische, die seine früheren Kompositionen auszeichnete, hatte er im wesentlichen eingebüßt, ohne daß es ihm gelungen wäre, tiefere, gründlichere, mächtigere Schöpfungen zu liefern, die ihn innerhalb der Grenzen seiner Kunst zum Organe der Zeitideen gemacht hätten. Die tote Granitmasse hatte das Feuer seiner Seele nie zu schmelzen vermocht! Da er aber nicht im stande war, die Ideen in sich aufzunehmen, um sie in seiner Kunst wieder auszustrahlen, so war es jene selbstische Brunst, der sein leichterworbener Ruhm früh Nahrung gegeben, die ihn trieb, sich über alle brennenden Zeitfragen herzumachen und mit der Unzahl von Stichwörtern, welche die fieberheiße Luft der Gegenwart durchschwirrten, Ball zu spielen, um solcherweise Schritt zu halten und eine leitende Stellung einzunehmen. Das hatte er zum Teil erreicht; es gab nämlich allzu viele Interessen, die sich mit Begierde an einen berühmten, allen bekannten Namen hefteten, und in Folge dessen wurde sogar Schwarz auf Weiß ausposaunt, daß ihn diese Kraft der Assimilierung, welche außerhalb seiner eigentlichen schöpferischen Berufssphäre lag, erst „modern“ gemacht und ihm zum künstlerischen Dolmetscher der Zeit die Weihe gegeben habe. Trotzdem war es allen unter der Hand bekannt, daß es eine dürftige Verdolmetschung sei, aus deren ver-

worrenen Tonmassen nur ab und zu ein Blitz der früheren Anmut wie ein plötzlicher Sonnenstrahl aus dunklen, chaotischen Wolkengebilden hervorbrach, und daß dies der einzige Ueberrest aus jener goldigen Zeit der Versprechungen sei, da ein paar Apfelsinen im Turban ihn sofort zum Helden der neuen Zeit, zum vollendeten Aladdin gemacht hatten.

Wie trefflich erkläre es sich, daß diese weitschweifige, aber mit gewaltigen Kräften ausgestattete Persönlichkeit ihren Abdruck in einer weichen, weiblichen Seele hinterlassen, daß sie diese mit ihrer rastlosen Unruhe erfüllt, aus dem wärmenden Mittelpunkte der Kunst herausgerissen und sie wie einen Komet kleineren Formats in langgestreckten Kreisen vorwärts geschleudert habe, die niemals rechte Einheit und Harmonie erhalten!

Während er ihr das in einem wohlgeordneten Vortrage auseinandersetzte, regte sich in seinem Innern etwas von der sachlichen Freude, mit der er seine bewunderten Aktenstücke für das Gericht ausarbeitete; aber zu gleicher Zeit ruhte über den klugen Zügen eine so unbegreifliche Treuherzigkeit, daß die Komödiantin ihn mit der größten Verwunderung anstarrte.

Diese grenzenlose Naivetät bei einem so klaren und wohlgeordneten Kopfe ließ den Katzeninstinkt in ihr ein neues Spiel versuchen. Sie wußte, daß dieses Uebermaß von Arglosigkeit seinen Ursprung in einem großen Herzen habe, und die Empfindung, daß sie doch wohl im Grunde nach Kopenhagen gekommen sei, um eine Weile in einem reinen Verhältnisse auszuruhen, wurde für einen Augenblick sehr lebendig in ihr. Trotzdem gewann die falsche Katzennatur die Oberhand; sie war in ihrer nichtsnutzigen Entwicklung so weit vorgeschritten, daß sein unbegrenztes Vertrauen sie nur zu neuem Betruge reizte.

Er ging regelmäßig mit ihr spazieren. Stolz und blaß zeigte er sich an ihrer Seite in den Hauptstraßen, wenn sie in herausfordernder Toilette nach allerneuester Mode die für ein Weib von ihrer Beschaffenheit so eigentümliche Lust in sich fühlte, Aufsehen zu machen, zu trotzen und Aergernis zu geben. Er ging treuherzigen Gemüts neben ihr her, und sie gab diese edle Erscheinung schamlos den Blicken preis, deren Sinn sie sehr wohl zu deuten verstand. Aber nach jener eigentümlichen Deutung kam eine unbändige Lust über sie, diesem Amüsement ein funkelnagelneues raffiniertes Ingredienz beizusetzen: sie bat ihn, sie nach Nörrebro hinaus zu begleiten.

Als sie beim Assistenz-Friedhofe angelangt waren, blieb sie vor einem etwas ärmlich aussehenden Hause stehen.

„Hier muß ich einen Augenblick vor," sagte sie. „Du wartest wohl so lange?"

Sie blieb etwa eine Viertelstunde fort.

„Das ist wohl eine arme Familie, die Du unterstützest?" sagte er.

„Ja, jawohl! Eine Familie, die ich — — unterstütze," versetzte sie.

Ihre blaugrünen Augen leuchteten, sie schwelgte im Genuß des Doppelsinns dieser Worte. Seine Gutmütigkeit lieh der Situation, die sie durch ihre Bitte herbeigeführt hatte, deren eigentliche kitzelnde Spannung. Es fuhr ihr durch den Kopf, daß jeder andere sich mit Leichtigkeit die Auskunft verschafft haben würde, daß sich droben im dritten Stock bei der ärmlichen Schneiderfamilie ein kleines, eigensinniges Ding mit blonden Locken und grünlichen Katzenaugen befinde, und daß die Unterstützung, welche die Familie vierteljährlich erhob, das Kostgeld für sie war, und deren Größe in Verbindung mit den daneben geleisteten Geschenken genugsam bezeugte, daß das kleine Mädchen einen sehr reichen Vater haben müsse. Es fuhr ihr durch den Kopf, daß eher des Himmels Einsturz zu erwarten sei, als daß ein Verdacht nach dieser Richtung hin in ihm aufsteigen werde, und daß sie ihn an die Quelle der Entdeckung geführt habe, nur um einen neuen sprechenden Beweis von seinem vertrauensvollen, edelmütigen Glauben zu erhalten. Gleicherweise fuhr es ihr durch den Kopf, daß, um einen so klugen und ausgezeichneten Mann in solch' unerhörtem Grade mit Blindheit zu schlagen und zu beschwindeln, ein geradezu überwältigender Einfluß ihn behext und bezaubert haben müsse.

Und das war es besonders, worin ihre buhlerische Eitelkeit schwelgte!

„Du bist gut!“ sagte er und küßte ihr die behandschuhten Finger.

„Bah, von dergleichen macht man nicht viel Wesens!“ antwortete sie mit einem wohlgelungenen Ausdruck flüchtiger Verschämtheit.

Sie betrachtete das männlich stolze, geistvolle Profil ihres Freundes von der Seite und genoß auf's neue die Wollust ihres Betruges.

Aber dann fiel ihr ein, daß er von einer neuen Seite irre geleitet und hinters Licht geführt werden könne.

„Ich wollte Dich eigentlich bitten, etwas Geld für mich anzulegen,“ sagte sie. „Leider sind es nur einige tausend Kronen.“

Er sah sie überrascht an.

„Du hast Dir also durch Deine Kunst ein kleines Vermögen erworben?“

„Ja — durch meine Kunst!“ versetzte sie mit einem Anflug von Lächeln.

Und der scharfe Rechenmeister, der jedes Lügengewebe im Nu zu durchschauen pflegte, ging trotz des kürzlich erlebten Fiasko auf den Gedanken ein, daß ein dramatisches Auftreten mit beliebigen Unterbrechungen ein Vermögen zuwege bringen könne. Mit seinen reinen Händen empfing er das auf unreine Weise erworbene Geld und verwandte seine ganze Geschäftstüchtigkeit darauf, dasselbe fruchtbringend zu machen. — Im übrigen hatte aber dieser Vertrauensauftrag eine glückliche Folge: von dem Augenblick an, da sie erfuhr, daß sie Vermögen habe, wiederholte er aus Zartgefühl seinen Heiratsantrag nie wieder.

Die Abschiedsstunde schlug.

„Ich habe bemerkt, daß Du mein Haar leiden magst,“ sagte sie. „Da hast Du eine Locke zum Andenken.“

Er barg die blonde seidenweiche Haarlocke in einem gestickten Saffianetui an seiner Brust.

So wiederholte es sich die zwei oder drei Male, da sie später mit längeren oder kürzeren Zwischenräumen nach Kopenhagen kam, um ihre Toilette zur Schau zu stellen und auf Nörrebro einen Besuch zu machen, bei welcher Gelegenheit der Prokurator stets ihren Begleiter abgab. Während eines Aufenthaltes trat sie wieder an einem kleinern Theater auf, aber mit demselben geringen Erfolg wie früher, obgleich die Kritiker — der Ohrfeige eingedenk — sie diesmal mit einer gewissen kalten Rücksicht behandelten, die eher zu viel als zu wenig Wesens daraus machte.

Der Umstand, daß der Prokurator ihr Geschäftsführer war — die Unterstützungsgelder für die Schneiderfamilie gingen jedoch nicht durch seine Hände — hatte zur Folge, daß das seltsame platonische Verhältnis eines braven Mannes mit einer berüchtigten Komödiantin in immer weiteren Kreisen bekannt wurde, und daß der bei der erwähnten Gelegenheit erworbene Spitzname sich in demselben Grade verbreitete, als der Gesundheits-Zustand des „Ritters“ sich verschlechterte. Nun erst kam die Zeit heran, da er in den getünchten Gängen des Rats- und Gerichtshauses bei den juridischen Zunftgenossen neben Grinsen und Zischeln einen geheimen Stolz weckte, ein solch unglaublich edles Mitglied in ihrer Mitte zu haben.

Von seinem seltsamen Ruhme umstrahlt, wanderte er mit Respirator und einer stets blässern Stirn stattlich und fein in den Straßen der Hauptstadt umher. Er wurde jetzt so bald müde! Eines Tages war er in ein Café getreten, um auszuruhen und eine Erfrischung einzunehmen. Da hörte er in der Nähe eine Stimme in schreiendem Norwegisch:

„Du hast mich so früh mit herausgelockt. Nun bedarf ich einer Stärkung, und die fordere ich von Dir!“

Es war der Norweger Tonkünstler, der in demselben Augenblick in Begleitung zweier Herren durch die andere Thür des Lokals hereingekommen war. Das Geld, das er sich erheiratet, setzte ihn in den stand zu reisen, so oft sein unruhiges Temperament ihm einen Wechsel des Ortes zum Bedürfnis machte. Auf der Reise nach Deutschland begriffen, befand er sich auf der Durchfahrt in Kopenhagen, wo

er sich nur selten und dann nur für kurze Zeit aufhielt. Es war ihm nämlich wohl bewußt, daß dann hunderte von kritischen Operngudern auf den Gegenstand ihrer frühern kurzen Vergötterung gerichtet waren. Seinen weichen, schwarzen Hut, dessen Rand eine unnatürliche Breite hatte, auf dem Kopfe, in seinem geöffneten, weit aufstehenden Pelzrock, der eine Brustnadel mit dem Kopfe Beethovens in Kamee frei ließ, sah er sich in dem dichtgefüllten Raume herausfordernd um. Seine Begleiter übernahmen pflichtschuldigst die Rolle einer Leibwache. Einer derselben raunte dem Norweger zu, wer der blasse Herr drüben beim Fenster sei.

Im Gesichte des Komponisten zeigte sich ein Ausdruck plötzlicher neugieriger Ueberraschung. Er fühlte, daß er seinen absoluten Gegensatz vor sich habe, und es kam förmlich das Gefühl über ihn, daß dieses Zusammentreffen vom Schicksal bestimmt sei. Selbst hatte er seine Hände in so unendlich verschiedenen Dingen gehabt, an Aufgaben, Personen und Verhältnissen gerührt, und hier war nun ein Mann, der das Todeszeichen an der Stirne trug, der mit unverbrüchlicher Hingebung in diesem Einen wurzelte. Und dieses Eine, worin dieser sein absoluter, dem Tode geweihter Gegensatz wurzelte, war das nämliche, womit er selber vor langen Jahren den Anfang gemacht hatte! Ihre Augen begegneten einander. Der Blick des berühmten Mannes verriet ein unwillkürliches achtungsvolles Staunen. Wäre es nicht eine seiner Lieblingsphrasen gewesen, daß Dänemark kein echt nordisches Land sei, und hätte er Oehlenschläger nicht mit so geringschätzigen Augen betrachtet, er wäre möglicherweise in den Ausruf ausgebrochen:

„O Treue, Treue, du bist groß im Nord!“

Der Arzt des Prokurators sollte beim Abschluß des Lebensdramas seines Patienten eine eingreifende Rolle spielen. Er war ein Jugendfreund des Juristen. Nach einer kurzen Vernunftehe, in der auf keiner Seite von Liebe die Rede sein konnte, war er Witwer geworden und hatte trotz aller konventionellen Trauer schon am offenen Grabe etwas wie Erleichterung und Befreiung gefühlt. Die Ehe war zudem kinderlos gewesen. Nach dem Tode seiner Gattin schlossen beide Freunde mit unwillkürlicher Eingebung sich mehr und mehr einander an.

Was den Arzt betraf, so war es derselbe bewundernde Respekt, den der Norweger Tonkünstler urplötzlich gefühlt, der ihn zu seinem juridischen Freunde hinzog, ein Respekt, der aber in dieser wenig beweglichen Natur zu einer durch die Jahre beständig festgehaltenen Stimmung ward. Anfangs war es schlecht und recht Neugier gewesen, die er gegenüber einer niemals gekannten Leidenschaft gefühlt hatte. Und die Neugier war mit einem Fachinteresse für ein selten vorkommendes pathologisches Phänomen untermischt. Es dauerte indes nicht lange, da hatte dieses Interesse seinen Charakter geändert und er fühlte sich überwältigt von einer dunklen Ehrfurcht vor dem unbekannten Etwas, das jenes Gemüt erfüllte und wofür seiner eigenen groben Natur jedes Organ gefehlt hatte, was er aber jetzt erst als einen Mangel empfand. Gleich einem, der sich in seinem Zimmer mit der Sonne an der Mauer seines Gegenübers begnügen muß, so erwärmte und erquickte er sich an dem reinen, durch die Krankheit geläuterten Wiederschein, welchen die Persönlichkeit des Juristen ausstrahlte.

Und wie stolz, kaustisch und verschlossen dieser auch umherging, einem mußte er sein Herz ausschütten! Die Vertraulichkeit, die er seines anhaltenden schlechten Gesundheitszustandes wegen gegen den Arzt herauskehrte, nahm unter der Einwirkung gemeinsamer Jugenderinnerungen allmählich einen mehr persönlichen Charakter an. Als er aber erst angefangen hatte, dem Luft zu geben, was sein Herz erfüllte, da konnte er nicht mehr innehalten, und der Arzt seinerseits wurde immer begieriger zu hören. Ganze Abende hindurch saß er da mit seinem plumpen, unbeweglichen Gesichte und lauschte den Bekenntnissen des Freundes, während dieser mit schwacher, klarer Stimme gleichsam in die Luft hinein redete, ohne sich eigentlich an jenen zu

wenden. — Es war das Verhältnis zwischen König Eisten und Ivar Jugemundsen, zugeschnitten nach einem neuen Muster und fortgesetzt, bis der Tod der Vertraulichkeit ein Ende machte.*)

Zuerst hatte es der Arzt als seine Pflicht betrachtet, seinem angegriffenen Patienten zu berichten, was sich die Leute von der „Künstlerin“ erzählten, und zwar mit solcher Bestimmtheit, daß es schwerlich aus der Luft gegriffen sein konnte. Als er aber merkte, daß dem Prokurator alles bekannt war, und dann jenen eigentümlichen Wettkampf gewahrte zwischen dem sichern, kombinierenden Verstande, mit welchem er alles andere im Leben beurteilte, und dem erfinderischen, in seiner Art noch einmal so fein kombinierenden Verstande, der im Dienste jener seltsamen Leidenschaft eine so unglaubliche Fertigkeit im Abbeweisen und Umschreiben an den Tag legte, da begann er die aufreibende Wirkung desselben zu fürchten und beschränkte sich von nun an auf die Rolle eines Zuhörers.

Seltsam! Es war der Wiederschein von jenem überwältigenden, unbekannten Etwas, der ihn so unwiderstehlich zu dem Jugendfreunde hinzog; aber wider den Gegenstand der Leidenschaft, deren Lauterkeit und Schöne ihn erquickte und erwärmte, nährte er die unauslöschlichste Bitterkeit. Er wollte den Juristen nämlich ganz und ausschließlich besitzen. Allerdings, ihr dankte er es, das geworden zu sein, was er ihm war; aber nichtsdestoweniger stand sie zwischen ihm und dem vollen, sicheren Besitze. Während eines Aufenthaltes der Künstlerin in Kopenhagen war er mit ihr in Berührung gekommen und hatte sich bei dieser Gelegenheit wie ein wahrer Büffel betragen, wofür andere ihn übrigens auch ansahen. Und als der Prokurator nach ihrem letzten Besuche abends in einem Uebermaß von Schwäche die Haarlocke hervorzog, schwebte ihm eine beißende Bemerkung auf der Zunge über die Starblindheit, die jenen zu sehen verhinderte, daß die ganze Haarfülle falsch sei. Aber ein Blick auf die beiden roten länglichen Flecken auf den Wangen des Freundes ließ ihn verstummen.

Indem er aber so alle Geringschätzung und allen Unwillen in sich würgte, gestaltete sich in ihm ein Problem: Wie war es möglich, daß eine aufrichtige, treue Hingebung einen so unwürdigen, verlogenen Gegenstand haben konnte? Und an das Problem knüpfte sich die Frage, ob die Dinge sich doch nicht schließlich so fügen würden, daß dem Freunde vor seinem Hinscheiden die Schuppen von den Augen fielen.

Der brave Jünger Aeskulaps stand auf der gewöhnlichen philosophischen Entwicklungsstufe der gebildeten Dänen: er hatte keine Ahnung, daß dasselbe Problem, allerdings in mehr allgemeiner Form, von mächtigen Denkern nach allen Seiten hin erwogen worden war, und obendrein in seinem eigenen Vaterlande. Was dagegen die Frage angeht, so sollte es sich wirklich so fügen, daß er auf dieselbe eine Antwort erhielt.

Mit dem Prokurator ging es zu Ende. Er war äußerst schwach und hütete ununterbrochen das Bett. Mit weißen, müden Fingern besorgte er noch den Briefwechsel mit der Schauspielerin; es war das einzige, womit er sich beschäftigte. Da schrieb sie ihm, daß sie sich, um frische Kräfte für neue Aufgaben zu sammeln, etliche Monate in Malmö bei einer Frau, die eine Freundin ihrer Mutter gewesen, zur Ruhe setzen wolle, — dasselbe hatte sie übrigens vor drei oder vier Jahren gethan. Der Prokurator fragte seinen ärztlichen Freund, wie lange er noch zu leben habe, und dieser hielt es für seine Pflicht, ihm die Wahrheit zu sagen. Das hatte zur Folge, daß er mit Aufbietung seiner letzten Kräfte an sie schrieb und sie bat, herüberzukommen, um Abschied von ihm zu nehmen.

Die Reise von Malmö nach Kopenhagen nimmt nur anderthalb Stunden in Anspruch; trotzdem kam eine ausweichende Antwort. Der Kranke fiel in einen

*) In Snorres Chronik läßt König Eisten Ivar J., welcher die Gattin seines Bruders liebt, täglich zu sich kommen und redet etwa eine Stunde mit ihm über sie.

Zustand fieberhafter Anregung. Nun geriet der Doktor aber in Wut und er telegraphierte heimlich, wenn sie nicht komme, so werde er sich selber auf den Weg machen, sie zu holen.

Das half! Nach einer Stunde lief die Antwort ein, daß sie kommen werde.

Vor dem Hause hielt eine Droschke. In einem langen, weit herabhängenden, künstlerisch drapierten Ueberwurf kam Bertalda angestiegen und ging schnellen Schrittes gerade auf den Kranken zu, der ihre Hand ergriff und ihr mit schwacher, bewegter Stimme für ihr freundliches Kommen dankte und für das, was sie ihm in einem dunkeln, einsamen Leben gewesen war. Sie drückte einen letzten schwesterlichen Kuß auf seinen blassen Mund; dann erhob sie sich mit wohlstilisierter Gemütsbewegung und wanderte mit kurzen, tragischen Schritten auf die Thür zu. Bis dahin war alles über die Maßen gut gegangen; aber an der Thür streckte sie zum letzten Abschiedsgruß den linken Arm aus, und dabei glitt der Ueberwurf zur Seite.

Die Augen des Kranken hefteten sich auf ihre Gestalt, zuerst mit einem ungläubigen, unsichern Blicke, dann mit einer Gewißheit voll tötlichen Entsetzens. Ein schwacher Schrei entschlüpfte seinem Munde, dann sank er zurück, weißen Antlitzes wie das Laken, auf welchem er ruhte.

Der Arzt war der Richtung des Blickes gefolgt. — Die Frage war beantwortet: ihr Kleid war nach vorn auffallend zu kurz!

Aber nun wurde die verirrte Frauensperson endlich einmal von wirklichem Schmerze erfüllt. Sie stürzte an's Bett zurück, ergriff die kalte, herabhängende Hand und bedeckte sie mit Küssen.

Der Arzt war gespannt, was nun geschehen werde — und es geschah, was er am wenigsten erwartet hatte!

Der Kranke richtete sich plötzlich auf und strich liebkosend über ihr Haar, das unter dem runden, befederten Hut hervorquoll. Der Arzt traute seinen Augen nicht; aber in dem langen Blicke des sterbenden Mannes leuchtete Vergeben und Verstehen — Verstehen dieses ganzen schon in seinem Ursprunge verunstalteten Frauen-Lebens. Es war in der Mannesseele jenes Uebermaß menschlicher Schwäche, die, wenn sie ihren höchsten Grad erreicht, sich plötzlich verwandelt und ein Abbild der göttlichen Liebe wird. — Mit einem tiefen Seufzer sank er ohnmächtig in die Kissen zurück.

Der Arzt legte sein Ohr an das Herz.

„Noch ist er nicht tot," sagte er, „er stirbt aber bald. Nun ersuche ich Sie, mein Fräulein, ihn mir zu überlassen!"

Sie machte mit beiden Armen ein paar wilde Gesten in der Luft.

„Reißen Sie sich, bitte, nur nicht Ihre Haare aus!" bemerkte der Doktor höhnisch.

Sie maß ihn mit einem schneidenden Blicke, und der, welcher dem ihren begegnete, war keineswegs sanfter. Es war, als wenn zwei Rappiere in einem einzigen blauen Blitze sich kreuzen.

Dann entfernte sich die Komödiantin, ohne zu grüßen.

Aber in der Droschke vergoß sie doch ein paar vollkommen natürliche Thränen. Dann fiel ihr ein, daß sich jetzt die beste Gelegenheit biete, ein effektvolles Trauerkostüm anzulegen. Es war ihr noch niemals vergönnt gewesen, sich in einem solchen auf der Straße zu zeigen und es würde sie unzweifelhaft ganz unvergleichlich kleiden. Sie gab also dem Kutscher Befehl, nach der Osterstraße zu fahren, um gleich die nötigen Einkäufe zu besorgen, da sie nun doch einmal den Weg in die Stadt gemacht hatte . . .



Ein Liebesmärchen.

Novelle von Paul Andow.

(Graz.) (Nachdruck verboten.)

Sie waren einander in der großen Welt begegnet, in der kalten, konventionellen Gesellschaft. Ein lebhafter stundenlanger Streit über die Liebe nach Schopenhauer, den sie zu idealisieren bemüht war, was er heftig verneinte, war ihr erster Meinungsaustausch. Er behauptete, die Liebe habe nur den Zweck einen neuen Menschen zu schaffen; sie hingegen stellte auf, daß die Liebe vor allem die Gatten zu erlösen und zu veredeln habe. Sie schieden mit einer Ansichtsdissonanz.

Sie war weder jung noch schön, und doch mehr als beides. Ihre Hautfarbe war dunkel, aber rosig, ihr Haar im Sonnenlicht dunkelblond, im Schatten fast schwarz, ihre Augen dunkelbraun und groß, erinnerten an das Bild „Das Märchen". Von Körper war sie mittelgroß, kräftig, dabei schlank und schmiegsam. Schwieg sie, so hatte ihr Gesicht etwas Düsteres, Geisterhaftes; wenn sie aber sprach, belebten sich ihre ernsten Züge bis zur kindlichen Naivetät und ihre Zähne blitzten zwischen den feinen vollen Lippen von mäßigem Rot. Sie war eine originelle Frau, geschieden, tugendhaft, häuslich, hochgebildet, charakterfest und — sie war Schwester vom roten Kreuz für ihre Tante, der sie das Leben dankte, da dieselbe sie aufgenommen hatte, als sie eines Tags verwaist in der Wiege lag.

Es war schon lange her. Diese gute, treue Tante war nun alt, siech, unzurechnungsfähig. Sie fragte in einer Viertelstunde zehnmal um dieselbe Sache, ohne die gegebene Antwort zu hören. Sie weckte ihre Nichte oft Nachts schreiend auf und wenn diese vor Schrecken atemlos an ihr Bett eilte, fragte sie, ob der Leuchter auf der rechten oder auf der linken Seite des Tisches stehe, oder bemerkte sonst etwas Unbedeutendes. Diese Tante führte ein erbärmliches Leben, vom Bett zum Rollstuhl, vom Rollstuhl zum Bett. Getragen, gefüttert, gewaschen, gekämmt, gereinigt und angekleidet wurde sie wie ein Kind. Dabei war sie oft ungeduldig über ihr Gebreste, kratzte und biß die Hand, die sie wusch und kämmte. Das Leben der blödsinnigen Greisin war ein mitleiderregendes. Aber auch der Leichnam, wenn er noch lebt, scheut die Gruft, und so lebte denn die Tante und genaß täglich vom Tode wieder zum Leben durch die sorgsame Pflege ihrer treuen Nichte. Vom frühen Morgen bis zur Abenddämmerung war Cetha bei der altersschwachen Greisin. Unter Herzleid, Grauen und Ekel verbrachte sie den Tag, sie vegetierte im Joch ihrer Pflicht. Wenn der Abend kam, und das arme gelbe Skelett sicher geborgen im Bett ruhte und schlief, da schmückte sich das blühende Weib zum Feste, sie suchte Menschen, (immer vergeblich) unter Leuten im geselligen Kreise.

Und eines Tages hatte sie bei guten Bekannten ihn gefunden.

Er war Poet. Ein Werk zu schaffen, das die Welt in Erstaunen setzt, das war sein Ziel. Ein Schüler Platens, war ihm die Form Alles. Nie mit seinen Leistungen zufrieden, so sehr ihm schon der Beifall seiner Zeitgenossen wurde, arbeitete er rastlos jeden Tag, bis spät in die Nacht hinein. Wie die jedes ungewöhnlichen Menschen, war die Einsamkeit seine liebste Genossin. Er lebte nur der Kunst, das Leben galt ihm nur so viel, als er es als den Boden erkannte, auf welchem er sein Kunstideal aufstellen mußte. Hätte sein Magen nicht geknurrt, wenn er auf's Essen vergaß, er hätte keiner Speise bedurft. Wäre sein Leib Tags über nicht müde geworden, er hätte sich Nachts kaum niedergelegt, er hätte bis zum Morgen gearbeitet. Er wußte nie recht, wie viel Geld er in seiner Kassette hatte und litt oft Mangel, obzwar er genug an Honorar für seine kleineren Arbeiten verdiente, die er in Zeitschriften veröffentlichen ließ. Wäsche und Kleidungsstücke kamen ihm oft abhanden — seine Haushälterin hatte an ihm keinen Kritiker zu fürchten.

„Nello", sagte sein Freund Vox, der Theaterkritiker, eines Tages zu ihm: „Du bist zwar noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, Du bist jung, aber Du dauerst mich, denn Du beginnst einseitig zu werden, Du bist schon fast ein Sonderling. Du

brauchst ein Weib, das Dich liebt, auf Deine Schrullen eingeht, das Dir den Alltag besorgt und Dich in freien Stunden erheitert. Sieh Oetha — das ist eine Frau für Dich. Freie sie — sie ist eine Ausnahmsnatur gleich Dir. Ihr werdet miteinander glücklich werden."

Hohnlächeln umspielte den üppigen Purpurmund Nello's. „Ich werde die sogenannte Liebe nur so nebenher abthun," sagte er. „Ich habe keine Zeit mich mit Weibern aufzuhalten." Ein häßliches Lächeln flog über die klassischen Züge seines antiken Kopfes.

Oetha erblaßte, da Box, der gute Box, ihr diese Botschaft hinterbrachte. Sie mied seither Putz, Schmuck und Gesellschaft, hob, trug, reinigte und fütterte den Leib ihrer alten Tante, an die sie Gewissen, Mitleid und Dankbarkeit wiesen und — lebte still für sich hin.

Eine maßlose, unerhörte Leidenschaft für Nello hatte ihr großes, starkes Herz ergriffen. Sie war nicht geliebt, aber sie liebte. Ihr Leben wurde ihr zum Traum, da ihm alle Wirklichkeit fehlte. Tag und Nacht dachte, sah, hörte, fühlte sie nur ihn. Wenn sie morgens erwachte, erschien ihr das Zimmer voll blauen Lichts. Sie hatte ja die ganze Nacht in seine strahlenden Saphiraugen geblickt. Tags zuckte sie oft zusammen, denn sie hörte seine Stimme, er sprach zu ihr, er rief ihren Namen. Oft streckte sie ihre Hand in die Luft aus, denn er war ja da, er reichte ihr seine kleine, feste, rosige Hand zum biederen Freundschaftsdruck! . . .

Sie war nicht unglücklich, so lange sie so lebte und träumte. Aber manchmal, da kam das furchtbare Element der Liebe, die Sehnsucht, über sie und beraubte sie aller Kraft. Der Mangel an Glück wurde zum fressenden Schmerz, sie stürzte wie sinnlos zu Boden, sie raufte sich das Haar, sie riß sich die Kleider vom Leibe, sie schluchzte bis der Krampf ihr die Daumen in die Handflächen hineinzog, bis die Sehnen ihrer Arme krachten und die Starrsucht ihren Körper zum Scheintod vorzubereiten begann.

Da riß sie sich, durch den wilden Körperschmerz zum Bewußtsein gebracht, empor, bemühte sich ruhig und langsam zu atmen, dehnte und reckte gewaltsam ihre Glieder zurecht und trat an's Fenster, öffnete es, um die frische Luft in ihre Lungen zu ziehen. Die bloßen, marmorfesten, kleinen Brüste der Märzluft preisgebend, in die weite freie Landschaft ihres Hofzimmers blickend, konnte sich ihre gesunde Natur wieder erholen. Sie konnte wieder lächeln! Es war ja dieselbe Atmosphäre, wie sie die Erde umkreist, die auch er atmete, dieselbe Sonne schien ja auch ihm. „Sonne, Sonne!" jubelte sie, sie preßte die Hände auf das pochende Herz, sie war wieder glücklich, denn noch pulste Blut und Leben in ihr, noch kann sie ihn ja wiedersehen . . . . . . Seligkeit, Hoffnung, retteten sie immer wieder.

Der Alltag ging seine Wege. Tag um Tag, Woche um Woche verflossen.

Oetha spähte in den Zeitungen, denn bisweilen fand sie eine Notiz über sein Schaffen. Eines Tages las sie: „Nello, der hoffnungsvolle junge Dichter, ist schwer erkrankt. Man fürchtet für sein Leben."

Just desselben Tags war der verschrumpfte Körper der alten Tante eiskalt im Bette gefunden worden, starr — todt.

Oetha schickte um ihren Freund Box, steckte Geld und Wertsachen zu sich, nahm die Kleidung eines Dienstmädchens auf ihren Leib und fuhr mit dem nächsten Zuge zu Nello, der in einer kleinen Landstadt wohnte. Sie trug ein Kopftuch von brauner Farbe, tief in die Stirne gezogen und unter dem Kinn in einen Knoten gebunden, damit man ihr Gesicht nicht erkenne.

Sie bestach Nello's Dienerin mittels einer bedeutenden Geldsumme, daß sie ihren Dienst augenblicklich kündige und ihr den Platz überlasse.

Der Kranke, der in leichter Fieberhitze im Bette lag, griff soeben nach dem Wasserglas, welches neben ihm auf dem Nachtkästchen stand, als Oetha eintrat. Sie sprang herzu, hob ihn in seinen Kissen auf und setzte den kühlenden Trank an seine Lippen.

Ihr Herz pochte zum Zerspringen, als sein blondlockiges Haupt an ihrer

Brust lag. Sein Blick ruhte einen Augenblick auf ihrem Gesichte. „Sie sind nicht Rosa?“ fragte er.

„Nein, Rosa ist fort, ich bin Betty,“ antwortete sie halblaut. „So?“ machte er und warf sich zurück. Dann schlummerte er.

Mit gefalteten Händen stand Oetha vor ihm und betrachtete mit schmerzlichem Entzücken sein schönes Gesicht. Er lag ruhig und schlummerte bei tiefen, ungleichen Atemzügen. Oetha trat näher zum Bette hin. Sie beugte sich über ihn, sie atmete die Luft ein, die er ausatmete. Plötzlich stürzten Thränen aus ihren Augen auf sein Gesicht. Er bewegte sanft den Kopf und lächelte im Schlafe. Raserei des Glückes für Oetha! „Im Traume fühlt er meine Nähe als gut, als heilend,“ dachte sie, „denn er lächelt — o!“

Endlich mußte sie sich von dem teueren Anblick losreißen. Sie ging mit leisen Schritten, um ihn nicht zu wecken, hinaus in die Küche. „Er ist nicht schwer krank, er muß gesunde nahrhafte Kost haben,“ dachte sie und ging an die Arbeit.

Es war am Morgen. Der Fleischer brachte etwas Bratenfleisch, die Milchfrau Sahne; Gemüse, Eier, Mehl, Zucker fand sie im kleinen Wandschrank. Sie setzte zu, sott eine Kraftbrühe, briet Koteletts und buk ein zierliches Bisquit.

Er speiste Mittags auf seiner Bettdecke, über welche Oetha eine Serviette gelegt hatte.

Der Arzt war dagewesen und hatte gefunden, daß alle Gefahr vorüber sei. „Es war eine Lungenentzündung zu fürchten,“ meinte er, „aber heute Morgens hat sich die Krankheit gebrochen.“ Nello lächelte bei den Worten des Arztes, wies auf Oetha und sprach scherzend: „Vielleicht hat die Neue da den guten Wechsel gebracht.“ Oetha zog ihr Kopftuch noch tiefer in's blutrote Gesicht und ging hinaus.

Nachmittags, als sie Geschirr wusch, klingelte ihr Herr. Sie trocknete rasch die Hände und eilte zum Kranken. „Sonderbar,“ sprach dieser, „Sie haben ja gar nicht gefragt, wie viel Lohn Sie bekommen?“ Oetha schwieg. „Wissen Sie was,“ sagte Nello rasch, „mir ist alles was Geldangelegenheiten betrifft, ekel. Dort im Kasten steht die Kassette mit Geld. Sehen Sie nach. Was Sie vorfinden, damit wirtschaften Sie wie Sie wollen. Ich muß meine Kost haben, reine Wäsche, der Zins muß gezahlt werden — für sich nehmen Sie was bleibt. Wenn Geldbriefe kommen, werde ich die Kassette wieder von Ihnen füllen lassen. Sie sind doch eine ehrliche Person?“

„Gewiß,“ hauchte Oetha und ging zum Schrank, öffnete die Kassette — sie war leer.

„Rosa muß hübsch gewirtschaftet haben,“ dachte sie. „Darf ich den Schlüssel von der Kassette behalten?“ fragte sie.

„Ohne Zweifel,“ antwortete Nello und verlangte Papier und Bleistift von seinem Schreibtische. Oetha brachte beides und noch ein großes hartes Buch als Unterlage.

Er begann zu schreiben, zu entwerfen. Seine Finger tanzten im rythmischen Versfall auf der roten Atlasdecke herum. „Betty!“ rief er. „Sie heißen doch Betty?“

„Zu dienen.“

„Schlafrock her, meine Pantoffel — ich werde aufstehen. Ich fühle mich ja ganz wohl.“ Oetha suchte im ganzen großen Zimmer, dem einzigen, welches Nello besaß. Sie suchte in den Schränken, hinter dem Sopha, sie suchte sogar in einem Reisekoffer, der in einer Ecke stand, sie fand weder Schlafrock noch Pantoffel. Nello lachte, als Oetha meldete, es wäre nichts von dem Verlangten da. „Das muß Rosa gethan haben. Gut, daß sie fort ist. Sie werden so etwas nicht thun, Betty, nicht wahr?“

„Gewiß nicht,“ antwortete sie leise.

„Aber,“ sagte er, „wie werde ich denn jetzt aufstehen? Ich muß doch einen Schlafrock und Pantoffel haben.“

Oetha brachte ihren bordeauroten Schlafrock und ihre Hausschuhe, die ihr etwas zu groß waren. Nello lachte, daß es schallte. „Morgen kaufen Sie aber alles was

ich brauche," rief er. Oetha nickte und kniete zum Bett hin, wo er ihr schon seine kleinen, zierlich kräftigen Füße entgegenstreckte.

Welch' eine Bemeisterung war hier für Oetha nötig, diese rosig weißen Füße, nackt und warm, nicht zu küssen! O, nur jetzt frei sein, frei vom Fluche der Konvenienz! Wie Magdalena hätte sie seine Füße mit ihren Thränen gewaschen, mit ihren Lippen getrocknet. Aber die grausame Wirklichkeit fordert ein Heldentum. Sie zog die roten Wollstrümpfe über seine Knöchel. Sie bückte sich so tief beim Anziehen der für ihn etwas engen Schuhe, daß ihre Wange seinen Rist wenigstens streifen konnte.

Sie steht auf und hält ihm ihren Flanellschlafrock entgegen. Seine zarte, kaum mittelgroße Gestalt, nur vom leichten Unterkleid verhüllt, schlüpft hinein. Sie darf seinen Arm fassen und ihn in den Aermel zwängen. Den zweiten auch. Die Taille ist doch etwas zu eng, obzwar Oetha ein Weib von kräftigem Wuchs ist. Rückwärts sitzt der Schlafrock noch nicht. Sie hebt den Halskragen mit starkem Griff im Nacken und zieht ihn in die Höhe. Dabei faßt sie eine seiner reichen Locken mit den Lippen. Ein Haar bleibt ihr am Munde haften. Sie nimmt es mit hinaus, in ihre Residenz, die Küche. Welche Freude! Sein Haar, ein Haar von seinem geliebten Kopf in ihrem Besitz! Morgen wird sie seine Kleider ausklopfen und bürsten, da wird sie noch Goldgespinnst finden. Sie wird es sammeln, aufbewahren und in stillen Stunden ihre Augen daran weiden . . .

Im Zimmer drinnen sitzt Nello bereits im Fauteuil an seinem Schreibtisch und arbeitet. Die Aprilluft ist noch kalt, Oetha hat im Zimmer eingeheizt, im Ofen flammt und knallt es und auf der kleinen Platte desselben brodelt Wasser in eisernen Töpfen. Oetha kommt mit der Kaffeekanne, aromatischer Bohnenduft füllt das Zimmer, wie sie das Wasser über das Kaffeemehl gießt. „Ei," bemerkt sich umsehend Nello, „Sie kochen im Zimmer Kaffee?"

„Um Holz zu sparen, es brennt ja hier so schön, wozu soll ich in der Küche heizen?"

Nello lachte. „Diese Frauen — Lebenskünstlerinnen. Sie werden mich noch reich machen, Betty. Ist aber Ihnen nicht in der Küche kalt?"

„O mir ist immer warm," antwortete Oetha erglühend, stellt die große Porzellanschale mit dem dampfenden Mokka auf den Schreibtisch, nachdem sie vorher eine kleine Serviette untergebreitet hatte, frisches Wasser dazu, ein winziges Töpfchen mit Sahne, ein Väschen mit Zucker, den Löffel, die Brödchen. „Rosa hat das nie so hübsch hergerichtet," bemerkt Nello. Oetha ist stumm vor Freude. Sie reicht ihm eine Zigarre und Zündholz.

„Köstlich," sagt er, indem er anfängt und vertieft sich wieder in sein Manuskript. Nello genaß in ein paar Tagen vollständig.

Oetha fühlte sich unbeschreiblich glücklich. Box hatte die Tante begraben, er war Oetha's Vertrauter geworden. Er hatte ihr ein Dienstbuch verschafft — sie stand ja allein in der Welt und konnte thun was sie wollte. Nello fragte nicht nach Zeugnissen und für die Behörde genügten ihre Papiere. Sie war wunschlos — sie glaubte sich von allem Leid erlöst. Ein Tag floß dahin wie der andere. Sie berauschte sich jeden Tag an dem Duft seines jungfräulichen Bettes, dessen Tücher und Decken sie ausbreiten und glätten, dessen Polster sie aufrütteln und an sich pressen durfte. Sie bereitete seine Speisen, sie wusch und plättete seine Wäsche, sie stopfte und strickte seine Strümpfe, sie stickte seinen teueren Namenszug in jedes Stück. Ihr Leben floß dahin in Arbeit und zarter Sorge für ihn.

Wenn es regnete und er war fort, so eilte sie mit dem Schirm ihn zu suchen. Erhob sich ein Wind und er hatte seinen Ueberzieher nicht mitgenommen, so trug sie ihm denselben nach, wenn er auch oft unwirsch bemerkte, es wäre nicht nötig gewesen.

Er ging wenig aus, bisweilen nur in's Kaffeehaus, um viele Zeitungen auf einmal durchzusehen; bisweilen in's Theater, wenn es just eins im Städtchen gab; manchmal Abends in's Gasthaus, um in bescheidenem Maße mit einigen Bekannten zu zechen. Nello hatte vorsätzlich den Aufenthalt in einer kleinen Stadt gewählt, um

den geselligen Verführungen einer Großstadt zu entgehen. Er wollte sich nicht zerstreuen, er wollte arbeiten, sonst nichts. Er war sehr zart von Natur, wenngleich vollendet schön im Bau und im Ausdruck von Geberde und Mienen.

Letzterer Zeit sah er fast leidend aus. Er war etwas überreizt von allzu vieler Anstrengung in seinem Berufe. Er hatte kein eigenes Vermögen und nebst seinen hochgefaßten Arbeitsplänen galt es für den Alltag zu erwerben. Er war ein gewissenhafter stolzer Mann, der von niemand abhängen mochte. Jede Gönnerschaft, die sich ihm bot, wies er zurück. Er verschmähte Vereinsbeiträge und Pensionen. „Das ist für die Alten und Kranken," sagte er. „Arbeit und Stolz" war sein Wahlspruch. Trotz seiner Unbehilflichkeit in praktischen Dingen, hatte sein Wesen einen Anflug von Pedanterie. Er sprach wenig und langsam und jedes seiner Worte war das Resultat einer kritischen Betrachtung und Selbstmaßregelung. Er stand regelmäßig um 6 Uhr morgens auf und ging gern zeitlich zu Bette. Selten kam er spät abends nach Hause.

Wie pochte Oetha's Herz, wenn der Zeiger der Uhr gegen Mitternacht vorrückte und er kam noch immer nicht. Sie saß dann fiebernd über ihrer Arbeit oder über einem Buche und wartete. Sie horchte, sie lauschte seinem Tritte. Sie glaubte, das Blut müsse ihr aus dem Herzen fließen, wenn sie die Hand auf dasselbe preßte, denkend, daß er — nein, nein! Er, der Stolze, Unnahbare, er verwirft sich nicht an ein gewöhnliches Weib. Welches Weib wäre denn seiner wert!

Und sie gedachte der Worte, die sein Arzt zu ihm gesprochen hatte und die sie erlauscht: „Herr Nello, Sie richten sich zu Grunde durch Ihre verteufelte Askese. Ist nicht ein prächtiges Weibsbild in Ihrer Küche? Das Frauenzimmer scheint Ihnen zugethan. Greifen Sie zu. Es kann bis zur Schwindsucht bei Ihnen kommen, wenn Sie es der Natur gestatten, sie so gegen Ihren Willen abzuschwächen wie bisher. Auch die sogenannte Tugend ist eine Sünde gegen die Natur, welche letztere streng zu rächen pflegt."

Furchtbar hatte Oetha's Herz damals in ihrer Brust aufgerast. Ein wütendes Weh faßte sie, daß sie nur die Maschine zu sein habe, den Geliebten heilbringend zu elektrisieren; aber rasch dämpfte die Liebe, rein und selbstlos, dieses egoistische Empfinden. Das Gedicht Goethe's: „Der Gott und die Bajadere," fiel ihr ein und wie die Jungfrau von Bethlehem senkte sie das Haupt, die Einkehr der Gottheit zu erwarten. Seither hatte sie nur den einen Wunsch, ihm zu dienen — in allem zu dienen.

„Aber meine häßliche Verkleidung!" dachte sie zusammenschauernd. Wohl schnürte sie ihre jugendliche Brust so hoch es ging in's Mieder, aber ein offenes Kleid ziemt keiner Magd. Auch war er ihr zu heilig, als daß sie es über sich gebracht hätte, ihn mit niederen Reizmitteln zu ködern. Demut war ihr ganzes Wesen ihm gegenüber, auch bei glühender Sehnsucht und Leidenschaft.

So wartete sie denn, so oft er Nachts heimkam und hoffte auf ein kühnes Wort von ihm, auf einen Blick, auf einen Händedruck, der ihr sagte: Du darfst mir nahen.

Aber wie ein Priester dem Altar zuschreitet, darauf das Allerheiligste seiner harrt, so schritt der Heißgeliebte jedesmal herein, mit freundlichem, kurzem Gruß an ihr vorbei, und ging einsam zu Bette. Sie lauschte dann an der Thür, die er jedesmal verschloß, und bestieg weinend ihr Lager. Nachts träumte sie ihn und seine Liebe. In Thränen erwachte sie am Morgen und machte sich Vorwürfe, daß sie, undankbar gegen das Geschick, nicht zufrieden sei mit dem Glück, bei ihm weilen, eine Luft mit ihm atmen zu dürfen. „Ach, der Mensch ist nur ein Mensch," sagte sie zu sich und hielt gewaltsam, mit ungeheuerer Seelenkraft die Flammen nieder, die unter der Asche freiwilliger Maßregelung, in ihrer Seele brannten.

Eines Abends, es war im Hochsommer und die Levkojen und Nelken im Garten dufteten berauschend zu den offenen Fenstern herein, bemerkte Oetha mit Entzücken, daß Nello, der spät von einem Sängerfeste nach Hause gekommen war, den Schlüssel im Schlosse der Zimmerthür, die zur Küche führte, nicht umgedreht hatte. Ja, die Thür blieb heute nur angelehnt, sie war gar nicht in's Schloß gefallen.

Die Fenster waren alle offen, trotzdem war es drückend heiß. Der süße Wahnsinn des Lebens faßte plötzlich Oetha's Hirn. Sie sprang vom Lager, ließ ihr Hemd vom Leibe gleiten, hüllte sich in das Bettlinnen und schlich leise in's Zimmer.

„Sind Sie es, Betty?" fragte seine Stimme.

Sie antwortete nicht. Mondstrahlen drangen durch die Nachtwolken und ließen ihre Gestalt im Dunkel erschimmern. Er wiederholte seine Frage. Sie schwieg.

„Wasser!" schrie er heiser. „Mir ist so heiß," sagte er darauf, fast tonlos. „Ich bitte — Betty — bringen Sie mir Wasser."

Sie eilte hinaus zum Brunnen und holte ein Glas frisches Wasser. Er trank es auf einen Zug aus und stellte es derb auf das Nachtkästchen. „Sie werden sich erkälten —" sagte er sanft und tappte nach ihrem Leibe.

Sinnlos glitt sie an seiner Seite nieder und er sank in ihre Arme.

* * *

Die Erfüllung hatte nichts im Leben Oetha's geändert. Sie war am frühen Morgen nach der seligen Nacht in ihre Küche geschlichen, kleidete sich an und wusch ihr glühendes Gesicht beim Brunnen im Hofe. Dann kochte sie Kaffee, trug ihn auf — sie war in Nello's Zimmer getreten, eine Szene erwartend — nichts davon.

Er war wie sonst, freundlich, unbefangen. Er sprach hie und da ein Wort über gleichgiltige Dinge — das war alles. Nur aß er zwei Brödchen statt eines.

Oetha ging hinaus wie im Traume. Sie war nicht unglücklich, aber sie wurde eiskalt von den Füßen bis zum Kopfe, sie zitterte, der Starrkrampf schien sie fassen zu wollen. „Freilich, wer bin ich?" dachte sie. „Seine Magd". Sie seufzte schmerzlich. „Immer das häßliche Kopftuch über meinem Gesichte, sieht er nie den Adel meiner Züge, nie das Licht meiner Augen, selbst die Stimme muß ich verschleiern. Soll er mich als Oetha erblicken, die er verschmäht hat?" Ihr Stolz sträubte sich gegen diese Annahme, aber sie hatte Furcht, das Vertrauen des unverbesserlichen Sonderlings zu verlieren. „Wenn er Oetha sieht und sie fortschickt? Was will ich?" fragte sie sich. „Er ist doch mein. Er hat kein Weib außer mir. In's Reich seiner Dichtung kann ich ihm ja nicht mitschaffend folgen und bewundern wird ihn die Welt. Was kann ich ihm sein? — Sein Geist weilt immer in höheren Regionen. Er sieht nicht wohin er tritt, er weiß nicht was er ißt oder trinkt. Wenn ich ihm nicht die Wäsche reiche, wechselt er sie nicht; wenn man ihn bestiehlt, weiß er nichts davon und leidet Mangel. Gäbe man ihm Gift, er tränke es vertrauensvoll aus, glaubend, man habe ihm Heiltrank oder Speise gereicht." — Tiefes Mitleid mit dem armen Manne, der nach dem höchsten Lorber ringend, sein Leben als Mensch verfehlt, faßte Oetha's starkes Herz an. Sie barg ihr weinendes Antlitz in den Händen.

So fand sie Nello, der von einem Ausgange heim kam. „Ich glaube gar, Sie weinen, Betty?" fragte er.

„Es ist nichts —" antwortete sie und ging an die Arbeit. Er in sein Zimmer.

Der Tag verging wie jeder andere. Die Nacht kam, die Sommerlüfte dufteten zu den Fenstern herein und brachten auf ihren Schwingen dasselbe Liebesmärchen. Oetha's schwellender Leib war seither jede Nacht sein Traumkissen und er merkte es nicht, wie sein stummes Weib mit den Monaten immer üppiger und voller an ihrem Körper wurde. Blieb sie einmal Nachts bei ihm aus, so hörte sie, wie er sich unruhig im Bette hin und her warf und sie kam immer wieder, ihn zu beruhigen, denn er konnte nicht einschlafen, wenn sie ihm fehlte.

Aber einmal mußte sie doch ganz ausbleiben. Sie hörte seine heftigen, abgerissenen Atemzüge, sie hörte sein Bett in den Fugen krachen, wie er sich warf und wälzte. Sie dachte, er müsse jeden Augenblick aufstehen und zu ihr hereintreten, wenigstens nach ihr rufen. Aber er kam nicht, er rief auch nicht.

Er kam nicht und sie verbiß ihre fürchterlichen Schmerzen, sie hielt sich mit ihren kräftigen Händen an der Bettlehne fest, sie gab keinen Laut von sich, trotzdem es wie mit Messern in ihrem Leibe schnitt und brennendes Feuer sie im Schoße zu sengen schien. Der Schweiß perlte von ihrer Stirne und alle Muskeln ihres Körpers zitterten. Nur ein Seufzer entrang sich ihrer Brust, da ihr der volle Leib plötzlich einsank und ein lautes, klägliches Geschrei die Luft erfüllte. Schrillendgrell, kräftig und gesund zeterte die Stimme des Neugeborenen.

Wonniges Entzücken durchflutete Oetha's Herz. Sie tappte mit ihren Händen nach unten, das geliebte kleine Menschenwesen zu greifen, zu faßen, und sie hob es zu sich empor.

„Was ist los?“ rief Nello aufgeregt und stand in der Thür. Da erblickte er im Morgengrauen sein Weib im Bette, wie es ihm den frischzappelnden, noch blutbefleckten, wimmernden Knaben entgegenhielt. Wie eine Madonna lag Oetha vor ihm, Verklärung in dem bleichen, vom reichen offenen Haar umrahmten Gesichte. Ihm schwindelte. „Oetha!“ stieß er heraus und griff an seine Stirne. „Wo ist Betty?“ fragte er und blickte verstört um sich.

„Ich bin Betty — verzeihe!“ lispelte die junge Mutter. Er schien noch nicht alles zu begreifen.

„Verzeihe,“ flehte Oetha, „ich kam als Magd zu Dir, weil Du mich als Gattin verschmäht hattest und ich ohne Dich nicht leben konnte —“

Da ging ein Zucken und ein Schüttern durch den Körper des jungen Mannes, seine Augen füllten sich mit Thränen, vulkanisch brachen seine Gefühle hervor. „Mein Weib, mein Kind!“ rief er außer sich und stürzte in Oetha's offene Arme. Er bedeckte sie und seinen Sohn mit Küssen. Seine Freude, seine Rührung, sein Entzücken, seine Reue, seine Liebe fanden keine Grenzen. Der vertrocknete Born seines Herzens war zersprungen und der Strom menschlichen Empfindens drohte ihn zu ersticken. Er schluchzte, er lachte, er konnte sich nicht fassen, er preßte sein Weib wie wahnsinnig an sich, er war dem Verrücktwerden nahe.

„Zu viel, zu viel — Glück“ — jammerte Oetha leise und wehrte die Bürde seines Körpers von ihrem wunden Leibe. Sie war zu Tod erschüttert von dem plötzlichen Wechsel vom Elend zu grenzenlosem Glück. Sie sank erbleichend in die Kissen zurück, als er sie losließ.

Er erschrak furchtbar, wie er sah, daß sie die Besinnung verliert. „Oetha!“ schrie er wie rasend, „was ist Dir? — Du stirbst?! — Oetha, Oetha, stirb nicht, stirb mir nicht jetzt, da ich Dich kaum gefunden! O, es ist zu gräßlich, zu gräßlich, Dich jetzt zu verlieren! — Oetha — meine Oetha!“ schluchzte er.

Sie bewegte sich nicht — ihr Leib begann zu erkalten. Noch einmal stürzte er auf sie los und suchte ihr in den halbgeöffneten Mund Atem einzublasen. Er rieb ihre Hände, er sog und biß an ihren Brüsten — vergebens.

Oetha blieb kalt und still.

Da richtete er sich empor, hob beide Arme in die Höhe, schrie auf wie ein wildes Tier und stürzte zu Boden.

* * *

Als die Milchfrau eintrat, welch ein Bild! Sie machte Lärm und lief um den Arzt, der einen Herzschlag an Oetha konstatierte und eine schwere Ohnmacht an Nello. Ein Nervenfieber folgte.

Er genas, aber er blieb ein Greis an Haupt und Gemüt. Seine einzige Freude ist sein Sohn Oetho, den er sorgfältig erzieht und für den er arbeitet.

Sein hochgeplantes Kunstwerk vollendete er nicht. Er hat alle auf dasselbe bezüglichen Manuskripte vernichtet.



enthält es sogar Szenen, die an Kraft über die besten Werke der letzten Jahrzehnte, soweit ich sie kenne, — und diese Beschränkung wegzulassen, scheint mir wenig gewagt, — bei weitem hinausreicht. Wie das kümmerlich im Innern qualmende Feuer dieses napoleonischen Ehrgeizes endlich vom günstigen Schicksalswind erfaßt wird, daß es prasselnd aufflammt; wie der abgedankte Artilleriegeneral im schäbigen Rock mit einem Schlag, während alles in der Gefahr den Kopf verliert, sich als der geborene Imperator entpuppt, — wer ein Fünkchen Ehrgeiz hat, (ich meine im großen Stil, nicht den Kravattenehrgeiz des Modehengstes) dem jagt es Schauer über den Leib und Thränen in die Augen. Und der Mann, dessen fremdes Geschick unser bloßes Mitfühlen in solchem Maße erregt, bleibt selbst schier ruhig und kühl, er ist nur endlich in seinem Element. So bewirkt man den Eindruck des Erhabenen. Nie habe ich, meines Erinnerns, den Ehrgeiz und die Herrschnatur mit solcher, fast pathologisch ansteckender Kraft geschildert gefunden. Macbeth, der weniger in der Darstellung des Ehrgeizes als in der des Gewissens seinen höchsten Gipfel erreicht, — Macbeth und Wallenstein, die hervorragendsten wohl unter den Dramen des Ehrgeizes, scheinen mir stärker unser betrachtendes als unser leidenschaftliches Teil zu erregen; wovon nichts anderes die Ursache ist als eben die unrealistische Diktion: sie ist für den Funken des Genies, was die Feuchtigkeit der Luft für den elektrischen, sie stiehlt ihm, eh' er an sein Ziel zum Zünden kommt, einen großen Teil seiner ursprünglichen Kraft. Wollte man Shakespeare nur modernisieren, die euphuistischen Schnörkel ihm abkratzen und seinen Darstellern den Kothurn ausziehen, dann sollte man doch sehen, ob er noch im Stande wäre, mit seinen größten Werken so matte „Beifallsstürme“ zu erregen, als heute oft genug geschieht!

Uebrigens ist der wahre Stil noch lange nicht gefunden, wenn man nur die Sprache unjambisch und sonst natürlich gemacht hat; sie muß dennoch poetisch sein, und damit komme ich zu dtn Ausstellungen an Bleibtreu's dramatischem Stil. Das Stimmungsleben hat in sich ein Analogon zu dem was im Verstandesleben die Logik ist, eine bestimmte Gesetzmäßigkeit, die sich (wie die Musik am deutlichsten zeigt) auf die feinsten Kleinigkeiten erstreckt, und deren Forderungen um so entschiedener auftreten, je klarer und reiner im Dichter, beziehungsweise Leser oder Zuschauer die Stimmung ausgeprägt ist. Gegen diese undefinierbare, aber mächtig fühlbare Gesetzmäßigkeit der Stimmung verstößt z. B. die Liebeserklärung Bonapartes (S. 60); bei aller Lebhaftigkeit und rhetorischen Färbung ist sie dennoch kalt, ohne den charakteristischen Zug, den spezifischen Rhythmus der Leidenschaft. Der konventionelle Dichter hätte dies Manko in dem wohlfeilen Jambentrott versteckt; Prosa ist freilich schwerer, aber wenn sie gut ist, wirksamer. Es verrät ferner immer eine Schwäche oder leichtfertige Arbeit des Dramatikers, wenn er seine Personen Dinge sagen läßt, deren Aeußerung nur den einen Sinn hat, daß die Zuschauer etwelche vom Dichter gewünschte Aufschlüsse erhalten. Vor allem sind für solchen unerlaubten Schmuggel unwahre, erkünstelte Monologe beliebt, deren Bonaparte gleich bei seinem ersten Auftreten einen zum Besten giebt. An sich ist es recht gut gedacht, daß dieser Mann der unterdrückten Thatkraft unter lebhaftem Gestikulieren mit sich selbst spricht, aber ein förmliches Kompendium seines taktischen „Systems“, ein Mosaik von vermutlich großenteils echten historischen Bonmots, das geht nicht, das ist unrealistisch! Ein ganz ähnliches Selbstgespräch kehrt später wieder (S. 70 u. 71), hier aber wohl motivirt: eben sieht er sich unerwartet den wertvollen Oberbefehl über die italienische Armee übertragen, — welch wirksames Ferment für ein ehrgeiziges Phantasiespiel! Und wie großartig charakteristisch ist es für den Mann, daß er die Anwesenheit der angebeteten Frau, die ihn seit gestern erst wiederliebt, so völlig vergißt, im Geiste schon siegt und über die Alpen dringt, ja laut wie vor anwesender Heeresfront eine Feldherrnrede hält! (In der übrigens auch wieder der notwendige Rhytmus seiner erregten Stimmung vermißt wird.) Ein zweiter beliebter Schmuggelweg der Dramatiker ist das schreckliche Beiseitsprechen; spricht da Talleyrand im Dialog mit Bonaparte eine über fünf Zeilen lange Randglosse „der Mensch entwaffnet mich, schüchtert mich ein, wahrhaftig“ u. s. w. Das ist zu primi-

tive Technik! Auch im eigentlichen Dialog verrät eine Anzahl von Stellen, daß die Phantasie des Dichters nicht dramatisch genug geschaut hat: Dinge, welche der Erzähler recht wohl von sich aus erzählen könnte, sind ohne Weiteres den Personen des Dramas in den Mund geschoben. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß der Verfasser des „Schicksal" mit all dem nur einen allgemeinen Schlendrian mitmacht; aber quod licet bovi — vor dem Kritiker hat mehr diese Umkehrung des bekannten Wortes Geltung. Jedenfalls ändern diese Fehler, die, wenn anerkannt, leicht zu beseitigen sind, nichts an der Thatsache, daß wir da ein hochbedeutendes Werk vor uns haben. Durch die unbedingte Abweisung desselben von Seiten der Münchner Hofbühne ist, so weit ich die Sache verstehe, jemand beleidigt worden, entweder die Gewaltigen, welche es abgewiesen haben, oder das Publikum, wenn man es diesem nicht zu bieten wagte.

Weit besser eignet sich allerdings zur Aufführung ein ebenfalls jüngst im Druck erschienenes Werk, das wir denn auch bald auf den Brettern erblicken werden, Molbech's „Dante".*) Gebildetes Mittelgut traditionellen Stils, ohne Größe, aber nicht ohne Trivialitäten, welche der Jambus mit dem Mantel der Liebe bedeckt. Besonders die Humorversuche sind sehr schwach (z. B. S. 6 u. 7, 49 u. ff.), dagegen enthält das Stück in den Liebesszenen zwischen Dante und Beatrice hervorragende lyrische Schönheiten; diese und das Ergötzen, welches ein patriotisches Herz bei Dantes nationalen (dabei deutschkaiserfreundlichen) Einigungsversuchen empfindet, mögen die Ursache sein, daß Buchholz die deutsche Bearbeitung unternommen hat. Ich möchte nicht gerne das brave Drama beleidigen, es scheint mir aber doch von jener unkräftigen Sorte zu sein, deren ausschließliche Verfütterung dem höheren Bühnenleben die Schwindsucht gebracht hat.

Reifer und reiner in der Form als das obige Stück von Bleibtreu ist Kirchbachs „Waiblinger",**) ein Trauerspiel unserer Zeit, wie es der Verfasser nennt. Ja, unserer Zeit — ich kenne kein Bühnenwerk, das so gründlich modern wäre. Wobei ich natürlich nicht sowohl an die Telegrafenstangen und Dynamitpatronen, die hier vielleicht zum erstenmal auf die Bühne kommen, (wenn sie kommen!) als an den Nerv des Stückes denke. Der weist auf einen der fragwürdigsten Punkte der Zeit. Waiblinger ist der gebildete Paria, ausgestoßen, weil er überzählig ist, „ein Lump", weil er nichts hat. Da steht er mit seinem Genie und kulturbegeisterten Arbeitsdrang und hat nichts, und die brave Beschränktheit, der Glasbauer hat! Viele Säcke Thaler hat er in der Truhe rosten, hat aber nichts für den besitzlosen „Lump" als Hunde, ihn, wenn er nicht willig geht, vom Hofe zu hetzen. Diese Unlogik der Thatsachen zerschellt dem ohnehin etwas wolkenwandlerischen Mann seinen Verstand, die sozial geheiligte Immoralität macht ihn zum Verbrecher, in einem verbrecherisch überschäumenden Moralitätsanfall sticht er dem Bauern das Messer ins Herz. O, es ist eine tiefe psychologische Wahrheit, eine gründliche Logik und Moral in der verrückten Geschichte, aber ich fürchte, Wenige werden's herausfühlen; es werden Viele nicht weiter kommen als sich am Sonderbaren und Pathologischen zu stoßen und dann sich beleidigt zurückzuziehen. Am Sonderbaren; muß nicht der Dichter sonderbar sein, von gesonderter Art sein? Ist nicht jeder, dessen Werke nicht überlaut nach ihm und nur nach ihm, dem Urheber, riechen, ein bloßer Fabrikant? — wie freilich die Mehrzahl der Heutigen ist. Stünde kein Name auf dem Titel, man könnte sie nur nach der Sparte erraten, auf der sie einseitig herumreiten; ist's egyptisch? so wird's der Ebers sein, altnordisch? so wird's der Dahn sein, Butzenscheiben? so wird's der Wolf sein u. s. f. Danken wir Gott, wenn einer ein „sonderbares" Gesicht hat! Aber zu weit treibt es Kirchbach im „Waiblinger" allerdings; seine Subjektivität drängt sich auf Kosten der Wahrheit vor, sofern eine ganze Anzahl von Personen von der penetranten Originalität des Helden etwas wegbekommen hat. Das mag noch angehen bei der Heldin Adeline, denn sie war als

*) München, Callwey.

**) München, Otto Heinrichs.

Kind sein Spielkamerad; entschieden verstößt es aber gegen die Wahrscheinlichkeit, wenn auch der Untersuchungsrichter Erhardt (bes. S. 56), ja selbst der Glasbauer (S. 14 u. f.) und der Handwerksbursch Piening dem Dichter gelegentlich in das wunderlich Kirchbachische Schauen verfallen, das er sehr treffend einmal „traumreden" nennt. Es scheint sich in diesem Fehler die mangelhafte Objektivität eines Mannes auszusprechen, der verhältnismäßig zu wenig in die Welt und zu viel in sich selbst hineinschaut, dergestalt, daß das Material, aus dem sich seine dichterischen Gebilde zusammenweben, sozusagen übermäßig stark mit dem spezifischen Anthropin des dichtenden Subjektes durchwittert ist, ganz ähnlich wie z. B. bei Schiller, dessen Anthropin selbst freilich weit sich vom Kirchbachischen unterscheidet. Würde nun dies unbefugt Seltsame ausgemerzt und reinlich dahin zurückgedämmt, wo es am Platze ist, in die wahnsinnige Hauptperson und in die Handlung, soweit sie von Waiblinger gemacht wird, so würde ich nicht anstehen, Kirchbachs Trauerspiel auch den vollkommensten poetischen Werken der Gegenwart beizuzählen; zu den bedeutendsten gehört es ohnedies.



Münchener Novitäten-Abende.

Von Fritz Hammer.

Das erste Viertel dieses Jahres hat uns sowohl im k. Hof- und Residenz- wie im Gärtnertheater eine Reihe lehrreicher Neuaufführungen gebracht. Wir wollen die bemerkenswertesten herausgreifen und mit einigen kritischen Glossen begleiten.

Gounod's Oper „Romeo und Julia", eine zwanzigjährige Schöne und doch eine sentimentale alte Schachtel! Die hübsche Ausstattung und treffliche Besetzung lockten das Münchener Publikum, das von dem Pariser Faustkomponisten zum Glück nicht übermäßig mit Novitäten behelligt wird. Mikorey, der erst seit Kurzem mit größeren Rollen sein Glück versuchen darf, war ein entzückender Romeo. Frau Schöller triumphierte als Julie. Die lieblichen Koloraturspielereien klangen aus ihrer virtuosen Kehle allerliebst. Und Frau Meysenheim als Page — das war Augen- und Ohrenschmaus für die Feinschmecker! Für unsern braven Fuchs, dem nicht leicht eine pikante Traube zu hoch hängt, war die Ballade von der Königin Mab gerade recht, um die ganze Frische und Freudigkeit seines edlen Organs zu entfalten. Für die übrigen Mitwirkenden, u. a. den feurigen Tenoristen Seibel und den gewaltigen Bassisten Siehr, war nicht viel Bedeutendes übrig geblieben. Gounod ist kein Verschwender. Nur ein Schelm giebt mehr als er hat — und Gounod ist ein frommer Mann! Aber brauchen wir diesen Geber überhaupt in seiner Dürftigkeit? Wenn es gerade ein Franzose sein muß, der unserem vaterländischen Opern-Repertoire von Zeit zu Zeit etwas erotisches Relief zu geben hat, warum nicht statt Gounods Schwächlichkeiten die originellen Kraftstücke des genialen Hektor Berlioz?

Gleichzeitig erschien im Gärtnertheater der flotte „Zigeunerbaron" von Meister Strauß. Der hat eine ganz andere Musikfülle im Leibe als der Monsieur Gounod. Eine Operette, die das Brackl'sche Ideal der „modernen Spieloper" fast verwirklicht! Die Titelrolle sang Herr Diettrich mit Feuer und Geschmack; er hatte in der vorzüglichen Saffi der Frau Ermath, in der Zigeunermama Noris und der übermütigen Schweinefürstentochter Frau Verra famose Partnerinnen. Wie anderwärts war auch hier der Erfolg der Novität ein großer. Direktor Lang mußte sich sofort eine geräumigere Kasse anschaffen. Die Kunst geht nach — Millionen. Dibeldumdei! Warum auch nicht? Gott Mammon herrscht!

Fast den Reiz einer Novität entwickelten Laube's neueingeübte „Böse Zungen" im Hoftheater. Das Hauptinteresse fesselte sich an Klara Zieglers Frau v. d. Straße und Possarts Rath Fischer. Ihnen reihte sich zunächst der prächtige Klatschdilettant Rentier Soda in der Person des Herrn Häusser würdigst

an. Alle übrigen größeren und kleineren Rollen waren zum Gelingen eines wirksamen Ensembles sehr glücklich besetzt. Das verehrliche Publikum amüsirte sich königlich. Es war guter Theaterspaß. Der selige Laube verstand sich darauf.

Weniger lustig stimmte im Gärtnertheater Berla's Possennovität „Der Jubilar", obwohl die ausgezeichneten Komiker Dreher und Hofpauer im Bunde mit den Damen Hartl-Mitius und Schönchen forsch in's Zeug giengen. Die Anzüglichkeiten und Witzeleien, die im Stück rumoren, sind zu spezifisch österreichisch, um anderwärts die Lachmuskeln hinlänglich zu kitzeln. Und kitzeln heißt die Losung unserer blasierten Zeit! Verdammte Possenfabrikanten, so kitzelt doch besser!

Das k. Residenztheater brachte zwei einaktige Novitäten, „Frau Lukrezia" und „Ehrenschulden" — Ursprungsmarke: Paul Heyse, der dramatisierende Novellist — in sehr stimmungsvoller Inszenierung. Der erste Einakter ist spaßhaft tragische Wortmusik für Fagottsolo, der zweite, einige Unwahrscheinlichkeiten und Geschmacklosigkeiten abgerechnet, eine dramatisch gute Arbeit, die durch das meisterhafte Spiel der Herren Keppler, Richter und Schneider zu tiefer Wirkung gelangte.

Viel weniger glücklich als Paul Heyse mit seinen dramatischen Nippes war Gustav zu Putlitz mit seinem umfangreichen Schauspiel „Waldemar". Das Hoftheater stellte dem würdigen Herrn seine vornehmsten Kräfte zur Verfügung, der geistreiche Regisseur Savits ließ alle seine Künste los — umsonst; über einen kühlen Achtungserfolg brachte es die Neuheit doch nicht hinaus. Der falsche Waldemar war trotz aller Putlitz'schen Rhetorik nicht echt, und so mußte der Todte nach einem kurzen Scheinleben wieder zu den Todten fahren. Er ruhe sanft bis zum jüngsten Tag der Litteraturgeschichte!

Ein ähnliches Schicksal wurde der Posse „Die beiden Wenzel" von Manstädt im Gärtnertheater zu teil. Die alte Novität fiel hier vielleicht mit mehr Glanz durch, als seiner Zeit in Graz und anderwärts, aber sie fiel durch. Fräulein Bürger hatte sich den beiden Wenzeln zulieb umsonst zur Opernsängerin aufgeschwungen. Grausamer Lohn für so viel Liebe, wäre Fräulein Bürger nicht so unerschöpflich liebreich!

„Feramors!" Rubinstein! In diesem Zeichen wirst du siegen, dachte das Hoftheater, das früher mit dem nämlichen indischen Liebesspäßchen in David's Musikgarnitur und mit der poetischen Stehle als Lalla Rookh so viel Glück hatte — und rüstete die Première dieser „lyrischen Oper" des russischen Meisters mit Eifer und Geschick. Fräulein Dreßler war eine herzige Märchenprinzessin und sang ihren Part mit dem ganzen Zauber ihrer wohlgeschulten Stimme. Auch Herr Mikorey in der Titelrolle hielt sich wacker. Trotzdem war die musikalische Wirkung des Ganzen herzlich gering. Den meisten Beifall errang an diesem langweiligen Abend — die süperbe Ausstattung und das Balletkorps in den vom Professor Flüggen entworfenen wunderschönen Kostümen. Und während der berühmte russische Meister an einem halben Dutzend leistungsfähiger deutscher Bühnen gelinde durchfällt, dürfen die deutschen Komponisten mit ihren Opernpartituren vor der Thür stehen und Atem und neue Hoffnungen schöpfen. Nur nicht drängeln! Erst müssen die alten internationalen Berühmtheiten der Reihe nach durchfallen, bis für die einheimischen Jungen Platz wird. Vielleicht erleben wir Kienzl mit seiner „Urvasi", Dräseke mit seiner „Gudrun" doch noch, wie wir ja auch Kornelius' genialen „Barbier von Bagdad" erlebt haben.

Herr Neuert am Gärtnertheater ist nicht bloß ein vorzüglicher Schauspieler, sondern auch ein litterarisch begabter, scharfsinniger Bühnentechniker. Durch seine Mitarbeit ist schon manchem Dichter der rauhe Weg zum heißersehnten Bühnenerfolg geebnet worden. Neuert's Talent für glückliche Bearbeitungen hat sich an der Dramatisierung der bekannten Schmid'schen Erzählung „Almenrausch und Edelweiß" auf's neue erprobt. Unter seiner Hand hat sich die Erzählung zu einem ergreifenden dramatischen Charaktergemälde bayerischen Volkslebens gestaltet. Da giebt's packende Szenen und dankbare Rollen in Hülle und Fülle, und das gute Publikum kann

lachen und weinen bis zur Bewußtlosigkeit. Herr Albert und Frau Hartl-Mitius, denen die Hauptrollen zugefallen, spielten einfach großartig. Fräulein Nordheim war für Fräulein Schönchen eingesprungen und entledigte sich ihrer Aufgabe mit überraschendem Talent — in der Abschiedsszene entfaltete sie eine Kraft der Empfindung und natürlichen Spiels, die vollste Anerkennung verdient. Und da giebt es kritische Raben, die vom Niedergang des bayerischen Volksstückes zu krächzen nicht müde werden! Jedem Tierchen sein Pläsirchen!

„Hie Welf — hie Waiblingen!" ein bekanntes Schlagwort und für ein Stück gewiß ein schöner und billiger Titel. Herr Eduard Tempeltey hat vor 27 Jahren richtig ein breitspuriges historisches Schauspiel dazu geschrieben. Es hat nirgends durchgegriffen und den Münchenern ist es bis zum Karneval 1886 überhaupt unbekannt geblieben. Doch mit des Geschickes Mächten u. s. w. — nun haben wir auch diese Première erlebt. Ein stilvoller Mischmasch, gewürzt mit prätentiösem Blödsinn. Die wichtigste und einigermaßen genießbare Rolle ist die der unglückseligen Agnes; sie gab Fräulein Dandler Gelegenheit, nicht nur die ganze Schönheit ihrer Gestalt und ihres süßen Liebreizes, sondern auch ihre achtunggebietenden Fortschritte in der Kunst der Darstellung zu entwickeln.

Mit der Oelschlegel'schen Operette „Prinz und Maurer" hat das Gärtnertheater zum Glück — kein Glück gehabt. An dieser Neuheit ist alles alt und abgelebt. Impotente Kapellmeistermusik. Selbst die vorzüglichsten Sänger des Gärtnertheaters Brackl, Dittrich und Genossinnen waren außer Stande, sie genießbar zu machen.

An der nämlichen Bühne kam noch vor Quartalschluß ein neues Volksstück von Grube und Koppel-Ellfeldt „Hans im Glück" zur Aufführung. Das vieraktige Stück hat das Originelle, daß es erst mit dem dritten Akt beginnt und vor dem letzten Akt schließt. Mit vollendeter Meisterschaft spielte Albert die Titelrolle, die, zu einem Monodram verkürzt, dem Dichterpaar gewiß den Dank des Publikums sichern würde — für den Wegfall des Uebrigen. Statt der Singerei könnte der Schuhplattler dazu getanzt werden.

Vom k. Residenztheater sind noch als unbestrittene Erfolge zu melden: „Dame Kobold" von Calderon, Wilbrandt und Fräulein Heese — „Ein Tropfen Gift" von einem verschollenen Vorarbeiter und Oskar Blumenthal — und der neu einstudierte „Attaché" von Meilhac, worin sich der Franzose über einen gehirnerweichten Esel von deutschem Diplomaten aus der Zeit der herrlichen Kleinstaaterei weidlich lustig macht. Eine pariser Schnurre, die einige dankbare Rollen und viel lindische Geistreichelei enthält. Vielleicht werden die berüchtigten Tissotiaden auch noch dramatisiert — und von deutschen Bühnen als zugkräftige „Lustspiele" aufgeführt. Ach, wir sind ein edles Volk, triefend von Charakter und Kunstverstand!

Zum Schluß sei noch der neu eingeübte „Macbeth" achtungsvoll erwähnt. Drach und Ziegler als Herr und Frau Macbeth teilten sich mit Herrn Macduff-Schneider in den Erfolg des Abends. Daß die Dämonie des Weiblichen von Frau Ziegler bewundernswürdig dargestellt wurde, darauf braucht kein Berichterstatter, er mag sonst noch so gediegen lügen, einen Eid abzulegen. Ein solches Weib könnte den sattelfestesten Heiligen in die Hölle bringen. Gerade deshalb hätte Herr Macbeth-Drach vielleicht etwas mehr Trutz und Energie und eheherrliche Bockbeinigkeit entwickeln sollen, um wenigstens dem verdammten Ewigweiblichen, das uns schließlich ja so wie so kaput macht, die Wage zu halten. Macbeth selbst ist freilich ein bodenlos schlechter und hirnverbrannter Kerl, aber muß er auch noch ein empfindsamer Schwächling sein, da er doch spürt, daß ihn nach des Weibes und Schicksals Beschluß zuletzt der Teufel holt? Ein Macbeth mit Ohnmachtsanfällen schlägt zu sehr in's gemeine christgläubige Schurkentum, das zuletzt nach dem Beichtvater schreit und bußfertig flennt, wenn's der Scharfrichter beim Kragen nimmt. Steif im Nacken und Knie, so muß sich der preiswürdige Shakespeare'sche Bluthund aufspielen — das sieht sich dann zu seinem schlotterigen Herzen um so schöner an. —

Einer Bettlerin.

Von Karl August Hückinghaus.

(Remscheid).

Schön bist, bettelndes Kind, blühendes Mädchen Du,
Mit dem segnenden Kuß hat Dich der Gott geweiht,
Hold umfließet die Anmut
Deinen lieblichen, schlanken Leib.

Ach! ein köstlich Geschenk zwar ist die Schönheit, Kind;
Stets die Reiche sie schmückt; ihr an die Sohle bannt
Glück sie, aber der Armen
Wird zum Fluch auch das Gottgeschenk.

Weh' Dir, säh' ich Dich einst, eine Verlorene
Und ein sündiges Weib qualvollen Herzens steh'n,
Und den zitternden Busen
Netzen bittere Thränenflut!

Wärest reich Du dann auch — Rosen im dunklen Haar —
Mit Demanten geschmückt, seidenem Prachtgewand,
Aermer wärest Du dennoch,
Ach, weit ärmer denn heut' Du bist!

Rokoko.

Von Wilhelm Walloth.

(Darmstadt).

Der Mond gar schelmisch am Himmel lacht.
Was hört er für seltsame Töne?
Es fing sich in der stillsten Nacht
Der Faun die nackte Schöne.

Er wiegt sie träum'risch auf struppigem Knie,
Er lehrt sie blasen die Flöten.
Die gute Nymphe, sie gibt sich Müh'
Und lacht mit dummem Erröten —

Und sie begreift die Griffe nie!
Er klopft ihr mit zärtlichen Blicken
Und plumpen Fingern die Melodie
Auf ihren weißen Rücken.

Centenarfeier für König Ludwig I.

Der **Münchener Journalisten- und Schriftsteller-Vereln** beabsichtigt zur Centenarfeier eine Festzeitung herauszugeben und ladet zur Mitwirkung die vaterländischen Schriftsteller ein.

Mit der Redaktion wurden betraut die Herren Vereinsmitglieder Dr. Hermann Lingg, Martin Greif, Wolfgang Kirchbach, Georges Morin, Hofrat Maximilian Schmidt, Adolf v. Vangerow.

Manuskripte sind an einen dieser Herren bis 1. Mai d. J. einzusenden.

Das Präsidium des Münchener Journalisten- und Schriftsteller-Vereins.

Dr. **M. G. Conrad**, I. Präsident. **H. Leßer**, I. Schriftführer.

Zur Nachricht!

Das Maiheft wird außer bedeutenden novellistischen und lyrischen Beiträgen u. a. folgende Aufsätze enthalten: Die soziale Frage in den Vereinigten Staaten von **Michael Flürscheim.** Ueber die Verbindung der Malerei mit Poesie und Musik von **Robert Stöbe.** — Münchener Atelierbesuche (bei Hans Bartels, H. Hartwich u. a.) von **Fritz Hammer.** — Wagneriana. Probehefte stehen jederzeit zur Verfügung.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung, J. Roth, H. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer), sämmtliche in München.





Die Gesellschaft.

Realistische Monatsschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. Mai 1886. Heft 5.

Es Löwos.

Eine Ehestands-Geschichte.

Von B. Oulot.

(Tiflis.) (Uebersetzung unmöglich.)

Erster Teil.

Meine Frau und ich haben einander insgeheim geheiratet.

Wir hatten uns drei Jahre lang unaussprechlich lieb gehabt . . . besaßen kein Vermögen; die Eltern mochten von einer Heirat nichts wissen — wollten uns trennen; da haben wir den Streich ausgeführt, uns in aller Stille aufbieten und trauen zu lassen — und mit Hinterlassung eines Briefes an die Eltern segelten wir direkt nach Amerika.

Tausend Gulden in der Tasche, Talente, Kenntnisse, angenehme äußere Persönlichkeit, Arbeitslust: damit wollten wir uns durch die Welt schlagen — womöglich uns ein Vermögen machen und triumphierend in die Heimat zurückkehren. Und sollte uns Letzteres auch nicht gelingen — einander haben, war schon Lebenslohn genug.

Das Durchkämpfen haben wir redlich ausgeführt. Lektionen, Konzerte, Buchführung in Handlungshäusern, Bauleitungen, journalistische Arbeiten — was haben wir nicht alles geleistet, um uns das bischen Leben zu fristen! Aber zum Vermögenmachen wollte es nicht kommen. Das Ding steht nur in den Büchern — mitunter erleben es auch andere Leute, nur man selbst nicht.

Wir blieben kinderlos und waren recht froh darüber; denn für eine Schaar hungernder Kleinen sorgen zu müssen, das hätte uns vielleicht die gute Laune doch verdorben, die uns in unserm Lebensduett nie verlassen hat.

Nein — nie verlassen. Es hat Tage gegeben — nicht viele, aber einige — wo wir nichts zum Mittagessen hatten; aber Tage, wo wir miteinander nicht gescherzt, gekost und gelacht hätten, die sind nicht vorgekommen. Und was ferner niemals zwischen uns vorgekommen, das ist: ein bitteres Wort, ein Vorwurf, ein Streit — ein liebloser Gedanke. So etwas haben wir nicht kennen gelernt. Wir staunten selber darüber, denn beinahe bei allen Paaren, denen wir begegnet sind, fanden mitunter kleine Auftritte statt — oder doch streitend vorgebrachte Meinungsdifferenzen, — nur bei uns nie. Freilich hatten wir auch keine verschiedenen Meinungen. In allem stimmten wir überein: in unsern Wünschen, unsern Urteilen, unsern Sympathien und Antipathien. Bei fast allen Paaren bemerkten wir auch, daß immer der eine Teil den andern tyrannisierte; entweder war es der Wille des Mannes, oder der der Frau, welcher vorherrschte; entweder war es er, oder war

es sie, die immer recht haben mußte. Bei uns fügte sich Eines dem Willen des Andern und der Streit um „recht“ oder „unrecht“ kam bei uns überhaupt nicht vor, da wir ja, wie gesagt, in unsern Meinungen uns immer begegneten. Nörgeleien zwischen Eheleuten, denen wir zufällig beiwohnten, waren uns ein Hauptvergnügen. Wenn wir nachher allein waren, fielen wir uns gewöhnlich in die Arme und riefen: „Da ist der Meine anders!“ „Da lob' ich mir die Meine!“ — und waren furchtbar froh, nicht mit den betreffenden Anderen verheiratet zu sein. Wir waren arm wie die Kirchenmäuse, besaßen selten mehr, als was aus der Hand in den Mund reichte; dabei kamen wir viel mit reichen und glänzenden Leuten zusammen, aber es geschah nicht ein einzigesmal, daß wir den Wunsch empfunden hätten, mit N. oder X. zu tauschen, denn die beklagenswerten Leute hatten wohl Millionen, Paläste, Macht, Ruhm — aber sie hatten die Meine — oder beziehungsweise den Ihren nicht.

Wir nannten uns nie bei unsern Taufnamen, sondern „Meiner“, „Meine“ — aus euphonistischen Gründen in „Meuner—Menne—Meunes“ umgewandelt und schließlich beiderseitig kurzweg „Meuns“. Das hatten unsere intimern Bekannten abgelauscht und dieselben frugen mich z. B. nicht, „wo ist Ihre Frau?“ sondern „wo ist Meuns?“

Dennoch hatte kein Mensch eine Ahnung davon, wie lieb wir uns hatten — wie Eins wir waren. Denn wir gehörten nicht zu den langweiligen Paaren, die ihre Zärtlichkeit vor den Leuten ausstellen. Die Harmonie unsrer Seelen benützten wir nur zu frommer Hausmusik und ließen sie nicht öffentlich Posaune blasen. Wie sehr wir miteinander im Umgang kindisch waren, was für tausend kleine Späßchen zwischen uns getrieben wurden, davon konnte sich auch niemand, der uns in der Welt sah, einen Begriff machen, denn wir waren eher ernste als lustige Leute: weder ausgelassen noch besonders gesprächig — durchaus nicht brillant. Unsere knappen Verhältnisse waren auch männiglich bekannt — es vermuteten daher die Leute nichts weniger, als Lustigkeit hinter uns; wahrscheinlich stellte man sich uns in unsrer Häuslichkeit als nachdenklich, brummig und gelangweilt vor — und gerade das Gegenteil waren wir von alledem. Von einer Langenweile nie die Rede; wir hatten uns stets so viel zu sagen — und brummig — da könnte ich mir eher einen Bären vorstellen, der Lerchentriller schlägt, als ein brummendes Meuns! Gerade so unbelauscht wie die vorerwähnte Hausmusik, blieb das Schellengeklingel unsrer frohen Narrenkappen. Die Andern hätten uns nur ausgelacht, denn wir hatten für unsre kleinen Privatdummheiten nicht einmal die Entschuldigung großer Jugend — wir waren beide um die dreißig herum — und am allerwenigsten die Entschuldigung der Sorgenfreiheit, denn alle Welt wußte, daß wir einen harten Kampf um unsre Existenz zu bestehen hatten. Wahrhaftig Grund genug zum grämen, murren, vorwerfen, klagen, ungeduldigwerden hätte uns das Schicksal geboten; aber je schlechter es uns ging, desto näher schmiegten wir uns aneinander, Eins das Andere tröstend, aufrichtend, erheiternd — obwohl wir eigentlich nicht trostbedürftig waren, denn wir hatten zwar viel Unglück — waren aber bei Gott nie unglücklich.

Schwärmerische Leser und Leserinnen sollen nicht glauben, daß wir etwa ein verliebtes Paar waren, das in der Wonneverzückung seines Zusammenseins, in Flitter-, Rausch- und Schäferstunden sich in den Himmel versetzt fühlte — nein, nichts davon. Solcher Taumel gehört der ersten Epoche der leidenschaftlichen Liebe an; aber bei ältern Eheleuten — bei uns wenigstens — ist von alledem nichts mehr da. Unser Liebhaben war ein ganz nüchternes, ruhiges, sicheres. Die Sinne spielten gar keine Rolle dabei. Auch konnte uns das Haar nach und nach grau werden, ohne daß dies den geringsten Unterschied in unserm gegenseitigen Gefallen verursacht hätte. Meuns mochte immerhin häßlich, blatternarbig, krüppelhaft werden — ich würde es gar nicht bemerkt haben. Und ebenso war ich beruhigt, daß ich nicht weniger geliebt wäre — ja vielleicht wäre ich's noch mehr — wenn ich mich in ein armes Monstrum verwandelte. Blindheit, Taubheit, Lahmheit: wenn so etwas Eins von uns ereilen würde, wie müßte das Andere an Zärtlichkeit zunehmen, um das Verhängnis aufzuwiegen!

Wir haben es nie jemandem erzählen können, wie glücklich wir miteinander waren; denn einmal hört sich eheliche Glücksprahlerei so protzenhaft an. Nur gute Menschen können wahrhaft gute Eheleute sein und darum klingt die Versicherung, daß man in der Ehe ganz glücklich ist, wie die Anmaßung einer Unzahl von Tugenden; zweitens hätte uns niemand geglaubt und niemand verstanden.

Dennoch wollte ich nicht, daß unser frohes Geheimnis mit uns spurlos von der Erde verschwinde. Darum zeichne ich es in diesen Blättern auf. Was man keinem Menschen anvertrauen wollte, das kann man getrost von Tausenden lesen lassen: denn wenn man etwas Unwahrscheinliches geschrieben hat, so bleibt dem Leser der Ausweg offen, die Sache nicht zu glauben — ein Ausweg, der dem persönlichen Lauscher — wenn er höflich ist — verschlossen bleibt; er muß wenigstens bei allem innern Zweifel so ein Gesicht machen, als ob er glaubte, und diesem Gesichte sieht der Angezweifelte die Falschheit an. Hat man etwas Lächerliches geschrieben, so sieht man wenigstens nicht, daß man ausgelacht wird, und schrieb man etwas Unverständliches, so bleibt Einem doch die Illusion, daß man verstanden worden. Mein Leser kennt mich nicht und kennt die Meune nicht; es ist also nicht zu befürchten, daß in meiner Erzählung etwas nicht im Einklang mit unserer äußeren Person sei. Schließlich, wenn die Leute meine Mitteilungen einen Unsinn nennen sollten, kann ich behaupten, daß es alles eitel Erfindung war. Aber ich hege die stille Hoffnung, daß sich unter den tausend Lesern vielleicht doch einer findet, der uns ganz versteht, der Aehnliches durchgelebt, der sich in die folgenden Absonderlichkeiten hineindenken kann, der mir und der Meunen einen sympathischen Herzschlag schenkt, und für diesen Einen (du lieber, angenehmer Einer, sei mir handgeschüttelt) schreibe ich.

* * *

Es gäbe einen Roman, wenn ich erzählen wollte, wie wir uns durchgeschlagen, wie es uns bald gut, bald schlecht gegangen, wie wir uns Freunde erworben, die furchtbar lieb mit uns waren, wenn sie uns zu etwas brauchen konnten, die aber in schwierigen Stunden plötzlich kalt und gleichgiltig wurden; wenn ich unsere Erlebnisse, unsere Unternehmungen, unsere immer wieder scheiternden und immer wieder erwachenden Hoffnungen schildern wollte und die Länder, Sitten und Leute, in deren Mitte wir gelebt. Aber diesen Roman zu schreiben, liegt nicht in meiner Absicht. Ein einziges Moment will ich aus unserem Leben herausgreifen und daraus ein Miniaturbild machen: das Moment unserer kindischen Zusammengehörigkeit.

Um dieses eine Motiv herauszuheben, werde ich freilich einige Szenen aus unserem Leben vorbringen müssen; aber diese Szenen sollen nur als Staffage und Hintergrund betrachtet werden, sie sollen durchaus nicht in planmäßiger Ordnung zu irgend einer Lösung führen. Ich beginne.

Wir sind seit drei Jahren verheiratet. (Dieser Präsens bezieht sich nicht auf den Augenblick, in dem ich schreibe, sondern auf jede mehr oder minder entrückte Situation, die mir mein Gedächtnis vorspiegelt.) Ich verbringe vier Stunden täglich in einem Großhandlungshaus, wo ich die französische und englische Korrespondenz führe; die übrige Zeit schreibe ich zu Hause Journalartikel. Meuns gibt einige Musikstunden. Von dem Ertrage dieser verschiedenen Beschäftigungen zahlen wir unsere laufenden Auslagen, als da sind: Wohnung, Kost (dieselbe wird uns aus dem Gasthaus gebracht) Bedienung, Heizung, Kleidung — wir halten viel auf tadellose Toilette — Wäsche, Tabak, Abonnements u. s. w.

Wir kommen aber nicht regelmäßig aus. Die Lektionen sind zu gering; manche Schüler zahlen unexakt; die Zeitungsartikel werden nicht alle angenommen und meine fixe Einnahme im Handlungshaus genügt gerade für den Zins. Aus alledem ergibt sich häufiges Defizit und an die Erreichung des Vermögens, mit welchem wir programmmäßig triumphierend in die Heimat kehren sollten, ist vorderhand nicht zu denken.

Das Essen, das man uns aus dem Gasthaus schickt, ist ziemlich miserabel;

wir haben aber die Eigenschaft, uns immer zu Tisch zu setzen, wie zu einem Fest. Irgend eine Speise, die wir uns auf einem kleinen Petroleumkochherd selbst zubereitet haben, bereichert das Menu und gibt uns Gelegenheit, unsere Kochkunst und unseren Appetit zu bewundern. Was uns besonders schmeckt, das ist der Morgenkaffee und der Abendthee. Zum ersteren nehmen wir weiche Eier und Butter, zum letzteren irgend etwas kalt „Aufgeschnittenes“ und Backwerk — was ich gewöhnlich selbst nach Hause bringe. Die Hauseinkäufe besorge zumeist ich; wenn ich vom Kontor zurückkomme, nehme ich im Vorübergehen, bei Kaufmann, Konditor und Wursthändler was wir brauchen. Das Paket wird zu Hause gewöhnlich mit Enthusiasmus begrüßt. Die „Fressalien“ werden ausgepackt, auf die Schüsseln gelegt und immer aufgetragen, als ob es sich um ein Jubiläumsfestbankett handelte; wir haben es uns so angewöhnt, wenn wir uns en tête-à-tête zum Essen setzen, stets gehobener Stimmung zu sein.

Wenn sich Menschen von den Uebrigen isolieren, so unterzieht sich ihre Sprache einer Wandlung. Das ist so Naturgesetz. Dasselbe läßt sich leicht an Auswanderern konstatieren. Diese sprechen nach einigen Generationen ein von der Sprache ihres Mutterlandes deutlich sich unterscheidendes Idiom. Man denke sich zwei Kolonisten auf einer unbewohnten Insel; dieselben werden gewiß für die umgebenden neuen Verhältnisse neue Worte erfinden, und da der übrigen Welt diese Verhältnisse unbekannt blieben, hätte sie auch für jene Worte kein Verständnis. Etwas ähnliches geschah in unserer Umgangssprache. Wir waren ja, was unser Gemütsineinanderleben anbelangt, auch auf einer Art Insel, ein hübsches, blühendes, heiteres Liebesinselchen, von dessen Existenz die großen Ozeanfahrer draußen gar keine Ahnung hatten.

Ich denke, jedes Liebespaar verinselt sich mehr oder weniger und in dem kleinen duokratisch regierten Reiche entstehen Sprach- und andere Gebräuche, Statuten u. s. w. die nicht hinausdringen und die durch Wiederholung sich zu Institutionen erheben; die neuen Ausdrücke — der Herzensdialekt nämlich — entstehen meist in der Kosesprache; aus dieser hinaus verbreiten sie sich in die gewöhnliche Rede. — Aber ich will mich nicht in Vermutungen darüber einlassen, wie es anderen Paaren ergeht: ich photographiere hier nur einige Erscheinungen aus dem Eheleben von Meuns und mir — von den Andern weiß ich nichts — wie ja auch die Andern von uns nichts wissen. Wenn hie und da Jemand in den hier fixierten Bildern einige der eigenen Züge erkennen sollte — desto besser.

Es haben sich denn in unserer Umgangssprache Worte und Satzwendungen eingebürgert, die ich manchmal werde anwenden müssen, wenn ich ein treuer Monograph sein will. Ist in „lokalfarben“ geschriebenen Romanen das „Berlinerische“ und „Wienerische“ litteraturfähig, warum sollte ich zu meinem Zwecke mich nicht des „Meunerischen“ bedienen dürfen?

Jeder unserer neuen Ausdrücke hatte sicherlich seine Etymologie, aber diese werde ich nicht jedesmal nachweisen — in vielen Fällen habe ich dieselbe auch vergessen. Die Entstehung alles Gewordenen geht nach bestimmten Entwicklungsgesetzen vor sich, aber letztere entgehen zumeist unserer Beobachtung. Wie das Wort „Meuns“ sich gebildet, habe ich erklärt; aber ich verpflichte mich durchaus nicht, den Werdeprozeß aller etwa noch folgenden Fremdwörter zu berichten. Dieselben werden dem Leser im Lauf meiner Erzählung geläufig werden — wie ja der Student einer neuen Wissenschaft, die auf letztere bezughabende technischen Worte während des Lernens aufnimmt. Und wahrlich, es ist beinahe auch eine neue Wissenschaft — etwas bisher ganz verborgen Gebliebenes — was ich hier meinem Leserkreis, oder vielmehr dem gewissen handgeschüttelten sympathischen Einen enthüllen will: das intime Zusammenspiel zweier kindlicher Herzen.

Die Benennung „mein Schatz“ hat einmal Einer von uns, ich weiß nicht mehr wann und warum (Zufälligkeiten spielen bei Neubildungen eine große Rolle) „mein Schatzos“ ausgesprochen. Diese Endsilbe gefiel uns, wiederholte sich und bürgerte sich ein. (Alles Gesagte, Gedachte und Gethane hat die Tendenz sich zu wiederholen.



Diese Tendenz ist das Lebensprinzip jener Dinge, kraft dessen sie zu Organismen gedeihen — wiederholte Worte formen sich zu Sprachen, wiederholte Thaten zu Sitten, wiederholte Gedanken zu Systemen.) Ueberall hingen wir ein „os" an. Der Kopf verwandelte sich in Schädos, die Ohren wurden Ohros. — Und so entstand auch Es Löwos, dieser Geschichte Heldos. Aber davon später. Die Verkleinerungssilben „chen" und „lein" waren in unserer Mundart durch die Silbe „nill" ersetzt — ein kleiner Koffer und eine kleine Pistole in unserem Besitze hießen „das Koffernill" und das „Revolvernill"; und öfters nannten wir uns statt Schatzos oder Meuns Schatzinill oder Meuninill. Wir sagten nicht „Du" zu einander sondern „Ihr": „Gebt mir acht auf Euch," sagte ich zur Meune, wenn sie ohne mich ausging, und meine Briefe an sie unterzeichnete ich „der Eure". Die zusammengesetzten Zeitwörter drehten wir bisweilen auf eine eigene Weise um, z. B. statt „einbohren", „ausblasen", „bohreinen", „blasausen". Das Ja sprechen wir „ja" — mit sehr weichem j — aber ich kann hier keine vollständige Grammatik unserer Sprache geben und werde letztere auch in der Folge so viel als möglich in's Deutsche übertragen.

* * *

Wir sind also drei Jahre verheiratet und haben einander so lieb wie am ersten Tag.

Da habe ich mir übrigens einen falschen Satz zu schulden kommen lassen: wir haben einander ganz anders lieb, als am ersten Tage. Die Leidenschaft ist davongeflogen und wir haben uns um drei Jahre lieber, drei Jahre der geteilten Freuden und Leiden, der ausgetauschten Ideen, der einander gezollten Anerkennung für die Eigenschaften und der geübten Nachsicht für die Fehler, der stets freundlichen Behandlung — solche Zeit kann unmöglich an den Herzen vorübergerauscht sein, ohne die darin enthaltene Liebe um ihren Gehalt zu vermehren.

Wir haben uns unser Tischchen zum Ofen geschoben; die Theemaschine summt melodisch und wir rauchen schweigend unsere Zigaretten zum Thee.

„Langweilt Ihr Euch?" fragt die Meune.

Eine müßige Frage. Sie weiß ganz gut, daß das Gespenst Langeweile bei uns nie Einkehr hält.

„Nein, mein Schatzos" antworte ich.

„Also an was denkt Ihr so vertieft?"

„An unsere Dienerschaft. Ich gehe mit der Idee um, den Troß zu wechseln. Unser heutiger valet de pied war ungefähr vier Jahre alt und nächstens erwarte ich mir ein Wickelkind."

Die Sache verhielt sich nämlich so. Wir hatten keinen eigenen Dienstboten im Haus, sondern eine arme Wittwe, die unweit von uns wohnte, fungierte als unsere Bedienerin. Sie kam des Morgens, machte Feuer an, räumte die Wohnung auf und holte uns das Frühstücksbrod. Zu Mittag brachte uns eines ihrer Kinder das Essen aus dem Gasthof und Abends kam sie wieder, Geschirr waschen, Betten machen u. s. w. Nun geschah es aber häufig, daß sie in ihrem eigenen Haushalt zu beschäftigt, oder unwohl, oder einfach unaufgelegt war, und da stellte sich statt ihrer eine zwölfjährige Tochter bei uns ein, die verschiedenen Arbeiten zu verrichten. Das ließen wir uns gefallen. Ein andermal kam ein achtjähriges Mädchen daher — das war uns schon weniger angenehm, heute aber war unser Dienstpersonal gar auf die Knirpsfigur eines vier- bis fünfjährigen Buben reduziert gewesen — und das hatte in mir die große Idee erweckt, unseren Haushalt einer Reorganisation zu unterziehen, denn ich befürchtete, wie gesagt, daß nächstens ein Säugling dazu angestellt würde, unsere Zimmer zu fegen.

Die Meune erwiderte auf meine Eröffnung:

„Ihr sprecht mir aus der Seele, Liebinill. Brechen wir mit der Familie Richter. Aber die Frau ist ein furchtbar armer Narr, und wenn sie unsere monatlichen sechs Dollars nicht hätte, müßte sie verhungern . . . ."

„Also versuchen wir's noch eine Zeit lang — aber erklären wir fest, daß wir es ohne mindestens zwölfjährigen Ersatz nicht thun. Mir ist eigentlich auch leid um das arme Ding."

„Ihr seid ein Gutinill," sagt Meuns mir die Hand streichelnd.

„Wie man sich doch an alles gewöhnt," philosophiere ich. „Wenn ich denke, im Elternhause, da war ich von einer Schaar von Dienern umgeben; vom Portier an bis zum Leibjäger meines Vaters — alle gehorchten meinem Winke und ich fand das ganz natürlich. Heute hat mir der Knirps nicht folgen wollen, als ich begehrte, daß er mir den Waschkrug fülle — und ich fand das wieder natürlich, denn der Krug ist zu schwer — und so trug ich ihn selbst zum Brunnen. Klopft nicht jemand draußen?"

„Ja — mir scheint auch. Wie unangenehm, wenn uns Besuch käme . . ."

Wir brachten unsere Abende immer am liebsten allein zu. Da konnten wir plaudern, lesen, schreiben; auch der Thee mundete uns ganz anders, wenn uns niemand dabei zusah, und so erschien uns jeder abendliche Klopfer an der Vorzimmerthüre als ein Störenfried und Freudenbrecher.

Ich ging öffnen. Richtig kam uns Besuch daher. Eine Landsmännin — die ebenfalls, wie wir, aus besseren Verhältnissen in den Lebenskampf geworfen worden und hier von Lektionengeben lebte.

Diese Landsmännin ist unser Tyrann. Sie ist eine sehr energische und lebhafte alte Jungfer, bildet sich furchtbar viel auf ihre praktische Weisheit ein und überflutet uns mit Ratschlägen. Sie hat der Meunen zwei Lektionen verschafft — das ist ganz schön — aber sie unterdrückt uns. Sie betrachtet uns als ein paar hilflose Halbidioten. Sie mischt sich in alle unsere Hausangelegenheiten, will überall einteilen und reformieren, überschüttet uns mit Ermahnungen. Das geschieht alles aus wirklicher Gutmütigkeit und Dienstwilligkeit, was wir dankbar anerkennen und uns den Mut benimmt, das Joch abzuschütteln, unter das uns ihre Freundschaft gespannt hat.

Später ward uns erst klar, daß sie gar nicht so „praktisch" war wie wir glaubten; denn es erwies sich, daß wir unser Leben billiger und angenehmer hätten einteilen können, als wir in Befolgung ihrer Ratschläge gethan. Sie war es gewesen, die uns unsere Dienerfamilie verschafft; die uns das elende Gasthaus rekommandiert; die uns Holzvorräte einzukaufen zwang, von denen uns die Hälfte gestohlen worden; die uns Möbel mieten half, welche man um denselben Preis auf Abzahlung hätte kaufen können. Aber Fräulein Klementine war das Bild der stets für Andere sorgenden Vorsehung — und, gerührt, gedrückt, dankbar und resigniert ließen wir uns protegieren.

„Guten Abend, Kinder" —

„Ah Klementine," ruft die heuchlerische Meune mit dem Ausdruck unbändiger Freude, „das ist eine liebe Ueberraschung!"

„Aber heiß ist es bei Euch! Das ist nicht gesund. Ihr brennt Oel? Welche Verschwendung! . . ."

„Wir haben keine Petroleumlampe," bemerke ich kleinlaut.

„Da muß morgen eine gekauft werden. Ich komme Dich um elf Uhr abholen, Lori (Meuns heißt Eleonore) und wir gehen zusammen eine Lampe besorgen — ich muß ohnedies mehrere Einkäufe machen."

„Eine Tasse Thee gefällig?"

„Mit Vergnügen. Aber wo nehmt Ihr Euern Thee? Der hat ja gar keinen Geschmack. Und diese Wurst! Ja — habt Ihr denn gar keinen Respekt vor den Trichinen? Morgen, wenn wir unsere Empletten machen, werden wir einen Vorrat Bisquits nehmen. Man braucht weiter nichts zum Thee."

„Ich hoffe, nicht den gewissen englischen Zwieback?" frage ich, da ich das Zeug hasse.

„Gerade den — der ist am besten und ökonomischesten. Nun — wie seid Ihr zufrieden mit der Familie Richter?"

„So. Die Mutter geht an, aber die Kinder werden immer kleiner . . ."

Fräulein Klementine sieht mich verdutzt an. Offenbar haben ihre bisherigen Erfahrungen ergeben, daß Kinder immer größer werden; aber sie hält sich bei meiner Bemerkung nicht auf, dieselbe meinem Halbidiotismus zuschreibend, und fährt vergnügt fort:

„Ihr werdet die Richter übrigens nicht mehr brauchen. Es soll jetzt alles anders und besser werden. Ich bringe Euch heute ein Projekt, eine Kombination, die ungeheuer vorteilhaft ist. In dem Hause, das ich bewohne, wird das große Quartier im ersten Stock frei. Das nehmen wir und ziehen uns zusammen. Was Ihr hier, und was ich dort Zins zahle, das beträgt genau den Preis der großen Wohnung und diese ist viel schöner als unsere jetzigen Behausungen. — Ihr müßt sie morgen anschauen kommen. Wir führen dann auch nur Eine Menage — was eine große Ersparnis ist. Weil Ihr so unpraktisch seid, so übernehme ich den ganzen Haushalt. Am Klavier ersparen wir gleichfalls, denn wir brauchen nur eines zu mieten, für unseren gemeinschaftlichen Salon . . . Die Abende bringen wir dann schön vereint zu; — jetzt können wir wegen der Entfernung nur so selten zusammenkommen und Ihr wißt, wie gern ich in Eurer Gesellschaft bin — Ihr seid ja eine wahre Himmelssendung für mich — so liebe und angenehme Landsleute — und Ihr könnt auch ein bischen von Glück sagen, daß Ihr mich kennen gelernt habt und ich Euch so mit meiner Erfahrung beistehen konnte — denn was die Lebenspraxis anbelangt, seid Ihr die reinen aus dem Ei gekrochenen Küchlein — nehmt mir's nicht übel. Nun, ist mein Plan mit dem Zusammenwohnen nicht herrlich?"

Die Meune und ich stimmten etwas matt aber höflich bei und es ward verabredet, daß die Wohnung am folgenden Tage besichtigt werde.

Nachdem uns Fräulein Klementine verlassen, sind wir ein Bild des Jammers. Was? wir sollen unser Heim, unser bischen Selbständigkeit, unser trauliches Beisammensein aufgeben, um von unserer Vorsehung den ganzen Tag beobachtet, bewacht und geleitet zu werden? Eine große Energie erfaßte mich.

„Da wird nichts daraus," erkläre ich fest.

Meuns ist über diese Proklamation sehr froh. Zur Gewissensberuhigung sagt sie ja.

„Billiger käme es zwar . . und Klementine meint es sehr gut — aber ich bin ganz Eurer Ansicht: es geht nichts über unser Alleinsein."

„Wir dürften ja nicht atmen wie wir wollen," fahre ich fort, um uns im Widerstand zu bestärken. „Unsere Wurst ist ihr nicht recht, unser Lampenöl ist ihr nicht recht, gestern mußten wir unsere Betten anders stellen, weil sie angeblich in der Zugluft waren; Euer Kleid findet sie zu lang, meinen Oberrock zu kurz — Kreuzdonner . . . mir geht die Geduld aus."

„Bomben und Kartätschen," stimmt Meuns bei, „mir ist sie schon längst ausgegangen. Wir werden morgen einfach erklären: wir wollen nicht — voilà tout. Aber klopft nicht wieder jemand?"

Ich gehe nachsehen. Richtig: man klopft. Ich öffne die Thür.

„Sie, Fräulein Klementine?"

„Ja, Kinder — ich habe mein Notizbuch bei Euch vergessen — ah — da ist es schon. Ich klopfe seit zehn Minuten. Ihr müßt Euch durchaus eine Glocke anschaffen — übrigens ist dies nicht der Mühe wert, da Ihr ja nächstens auszieht. Ich glaube gar Lori — Du bist heute ohne Mieder? Aber, Kind — das darf man sich nicht angewöhnen . . . Heiß ist's hier in dem Zimmer! Ihr müßt schon erlauben, daß ich ein wenig Luft hereinlasse" — und sie reißt das Fenster auf — „nach zehn Minuten könnt Ihr wieder zuschließen. Aber ich gehe jetzt. Es bleibt also dabei — morgen um elf Uhr hole ich Euch ab und wir sehen uns die Wohnung an. Gute Nacht, Kinder."

„Gute Nacht, liebe Klementine."

„Auf morgen denn!" — Jetzt ist sie richtig fort.

„Warum habt Ihr nicht Kourage gehabt," werfe ich der Meunen vor, „ihr zu

sagen, daß wir von der gemeinsamen Wohnung nichts wissen wollen. Feig seid Ihr!"

„Und Ihr? — Ihr seid der Herr vom Hause — und hättet sollen ein Veto einlegen — aber Ihr seid von einer Feigheit!"

„Sehen wir morgen die Wohnung einfach an, und sagen wir, daß sie uns nicht gefällt."

„Wenn sie aber tadellos ist, diese Unglückswohnung?"

„Dann heißt es, unsere Kourage mit beiden Händen fassen und erklären, daß wir unser selbständiges Heim behalten wollen."

„Ausgemacht."

„Den ganzen Abend hat uns diese zuwidere Schachtel verdorben; mir fängt sie an, die Nerven anzugreifen. Ich hätte heute noch den Artikel für die „Kölnische Zeitung" fertig geschrieben."

„Und ich hätte „Adam Bede" ausgelesen."

„Jetzt ist es aber Zeit in's Nest zu gehen."

„Geht Ihr allein in's Nest?"

„Nein, ich nehme jemanden mit in's Nest."

„Wen nehmt Ihr mit in's Nest?"

„Die Meune nehme ich mit in's Nest."

Die obigen fünf Sätze wurden allabendlich gesprochen. So gab es zwischen uns immer eine Menge kleiner Dialoge, die sich regelmäßig und wörtlich wiederholten. Wenn sich so eine Phrase, ein Scherz, ein Gespräch bei uns eingenistet hatte, so hörten wir nie absichtlich damit auf; aber es traf sich, daß durch die Umstände eine Unterbrechung eintrat, oder daß sich ein neuer Dialog, eine unerwartete zufällige Replik einstellte, durch welche der alte Spaß verdrängt wurde und dieser starb dann eines natürlichen Todes. — Das geht schon so auf der Welt; ein ewiges Verschieben, ein beinahe unmerkliches Verändern bewirkt, daß alte Gewohnheiten gerade so gut sterben müssen, wie andere alte Dinge; immer muß dem Neuen, Jungen, allmählich Aufgewachsenen Platz gemacht werden. So schwanden auch bei uns viele der alten Gewohnheitsscherze und neue hatten sich inzwischen herangebildet, wir wußten gar nicht wie; die alten waren vergessen, und wenn doch durch irgend einen Anlaß die Erinnerung daran auftauchte — und ein Stichwort gesagt wurde, so wechselten wir wieder, so gut es ging, die Repliken und riefen dann lachend: „Ein Gespenst!"

* * *

Am andern Morgen ein großer Glücksfall: Klementine schreibt uns, daß sie gehindert sei, die Menne zur projektierten Einkaufstournée abzuholen und die Nachricht — die uns ein Balsam ist — daß die betreffende Wohnung ohne ihr Wissen gestern schon vermietet worden.

„Das ist mir ein Stein vom Herzen," ruft Menns.

„Und mir ein Fels."

„Mir ein Granitgebirge."

„Mir ein Planet."

„Mir ein Sonnensystem."

„Mir ein Weltall — und damit ist das Crescendo einstweilen abgeschlossen," sage ich triumphierend.

„O nein — für mich gäbe es noch etwas, das mir mehr gilt, als das Weltall, nämlich Menns — nur kann mir dieses nie vom Herzen fallen."

„Schatzos, gut's!"

Die Meune steht vor dem Spiegel und kämmt ihr schwarzes Haar, das lang und dicht ihr Gesicht umrahmt wie eine Mähne.

„Das schöne Mähnos," rufe ich aus, „wie ein Löwos!"

Menns kommt herbei und legt ihren lieben Kopf an meine Brust.

„Das Löwos bittet um ein Kussos," sagt sie.

„Löwos, Du königliches Wüstenvieh," und willfahrend küsse ich das mähnige Haupt.

Von diesem Tag an allmorgendlich, wenn sich die Menne zum Frisieren das Haar löst, kommt sie, von mir sich umarmen lassen, was ich thue, indem ich dazu singe:

Kohlschwarzes Löwos,
Hab' dich gar so gern
Traderata ratatarata
Traderata rata—tâ.

Die letzte Silbe furchtbar lang, wie ein ersterbender cornet-à-piston-Ton.

„Der Vortrag!" sagt Es darauf bewundernd. Wer „Es"? — Nun, Es Löwos. Es wird dann zum Frühstück aufgefordert. „Komm zum Kaffee, Löwos." Das läßt sich Es nicht zweimal sagen. „Kaffee" wird zum Leibgericht des Königs der Wüste erhoben. Aber auch die weichen Eier und Butterbrod verschwinden rasch im Löwenmaul.

Nach dem Frühstück gehe ich an meine Geschäfte, Meuns an die ihren. Zu Mittag finden wir uns wieder. Wir kommen und gehen nie ohne Gruß. Immer häufiger geschieht es, daß ich statt: 'Tag Meuns — B'hüt' Dich Gott, Meuns — 'Tag Löwos — B'hüt' Dich Gott, Löwos, sage. Es körpert sich immer mehr und mehr ein in unserer Existenz. Es erzählt Geschichten aus der Wüste. Es wächst mir an's Herz.

„Wie heißt Es eigentlich?" fragt die Menne.

„Es heißt Es Löwos."

„Man sagt also nicht der Löwos oder das Löwos?"

„Nein," dekretiere ich entschieden, „man sagt Es Löwos".

Und dabei blieb es. Wenn die Menne manchmal noch irrtümlich „das" Löwos sagte, so korrigierte ich in strengem Tone: Esssssss Löwos.

So ward ein neuer Artikel geschaffen. Die notwendig gewordenen Biegungen ergeben sich von selbst:

Nominativ: Es.
Genitiv: Ems.
Dativ: Em.
Akkusativ: En.

Z. B. Es kommt. Ems Mähnos. Das gehört Em. Ich liebe En.

Anfänglich erschien Es Löwos nur zur Frisierstunde, blieb beim „Kaffee" und ward den übrigen Tag vergessen; später stellte Es sich auch zum Speisen ein und schließlich blieb es ganz und gar bei uns. Sogar unser Abenddialog ward also modifiziert:

„Ich gehe in's Nest."

„Geht Ihr allein in's Nest?"

„Nein, ich nehme jemanden mit in's Nest."

„Wen nehmt Ihr mit in's Nest?"

„En Löwos nehme ich mit in's Nest."

So ward Es unser Lebensgenosse. Nach und nach erhielt Es Vornamen, Charakter und Biographie. Letztere eine ganze Legende. Es hieß nämlich, daß Es, — der Fürchtegott Löwos — Sproß der regierenden Königsfamilie der Wüste, geraubt worden sei, nach Amerika gebracht — seinen Räubern entlaufen, sich zu mir gerettet und von mir bei „Kaffee" aufgezogen. Es war mir bald furchtbar attachiert. Und wie ich En liebgewann, das treuherzige, gehorsame, kindliche Wüstengeschöpf — ich kann's gar nicht sagen. Ems Porträt habe ich gezeichnet: Eine Gestalt, halb Löwe, halb Frau, mit gelockter Mähne und naiv-gemütlichem Katzengesicht; das Kostüm bestehend aus einem Ordensband, mehreren Großkreuzen und ein paar Sporen. Diese Orden und Sporen gehörten zu Ems unschuldigen Liebhabereien.

Das allmähliche Heranbilden dieser Löwenfigur in unserem Geiste hat mich über die Entstehung von Mythen und Legenden belehrt. Ein unscheinbares Phantasie-

bildchen giebt den Kern ab und derselbe umgiebt sich mit allerlei Hüllen, die daran haften bleiben. Ein Name, eine Vorstellung, eine Traumvision genügt als Mittelpunkt. Die Phantasie thut dann das ihrige, um diesen Mittelpunkt immer reicher zu bekleiden. Da werden Geschichtchen ersonnen, Charakterzüge erdichtet; aus den Geschichtchen folgen andere, aus dem Charakter ergeben sich Konsequenzen. Vieles wird erzählt, was nach und nach wieder vergessen wird, vieles wiederholt sich aber so oft, daß es sich dem Mythus einverleibt.

Das alles habe ich an En Löwos erfahren. Für uns ist diese Gestalt mit so vielen Eigentümlichkeiten, mit so charakteristischen Zügen ausgestattet, daß sie lebt — obwohl sie außerhalb unserer Beider Einbildungskraft keinerlei Existenz hat. Auch habe ich daran den Prozeß beobachten können, durch welchen andere Wahngestalten mit detaillierten Vergangenheitsgeschichten ausgestattet werden, denn ich habe an En Löwos zugleich gesehen, wie Es wirklich entstanden ist und wie sich nachträglich eine ganz andere Entstehungschronik gebildet hat. Wie unsere Legende geboren worden, habe ich erzählt: durch einen Ausruf, den mir der Anblick von Meuns aufgelöstem Haar abgezwungen hat; später aber, als Es Löwos schon lebenskräftig bei uns hauste, ersannen wir die andern oberwähnten Geschichten vom Raub und der Wüste u. s. w. Da die ganze Löwenlegende von ihrem ersten Ursprung bis zu völliger Entwicklung in der kurzen Epoche meiner persönlichen Erfahrung liegt, so konnte ich diese doppelte Entstehungsgeschichte — die wirkliche und die fiktive — an ihr beobachten; anders verhält es sich jedoch mit den Mythen, welche die verschiedenen Völker besitzen. Diese ziehen sich durch mehrere Generationen durch, und da geht die Kenntnis vom wahren Ursprung verloren. Ich setze den Fall, die Geschichte von Em Löwos, wie sie heute bei uns feststeht, ginge auf unsere Kinder und Kindeskinder über. Diese würden das Märchen mit allen seinen jetzigen Ausschmückungen — zu denen sie wohl noch neue hinzugefügt hätten — weiter erzählen, aber die Szene vor dem Frisierspiegel — die doch den Keim des ganzen enthielt — wäre vergessen, in das schwarze Reich des ewig Ungewußten versunken. Diese tiefsinnigen Betrachtungen widme ich allen gelehrten Religions- und Mythenforschern, Keilschriftentzifferern, Mumienwühlern und sonstigen archäologischen und pantheologischen Fossilarbeitern.

* * *

Meuns ist krank. Fräulein Klementine lebt nicht mehr in unserer Stadt; sie ist in ihre Heimat zurückgekehrt, um dort unter die „Barmherzigen Schwestern“ zu gehen. Ich bin also allein, mein krankes Löwos zu pflegen.

Der Mensch, den ich auf dieser Welt — nach der Meunen — am liebsten habe, ist der Doktor. Er spricht mir Trost zu, versichert, daß keinerlei Gefahr vorhanden und giebt der Kranken Mittel, die ihren Zustand lindern. Wenigstens kann sie schlafen, wenn sie die opiumhältige Arznei genommen hat.

Eine geduldigere, sanftere, freundlichere, ja vergnügtere Patientin als die Meune, kann man sich nicht denken; dafür giebt sie mir Zeugenschaft, daß ich der angenehmste und liebevollste Pfleger war, und so kommt es, daß wir an jene Leidenszeit nicht ohne Wohlgefallen zurückdenken. Es ist überhaupt ein merkwürdiges Phänomen, daß uns unsere Vergangenheitsbilder alle freundlich im Gedächtnis blieben; wir wissen zwar, daß Sorge darin enthalten war und Krankheit und Entbehrung — daneben aber auch Heiterkeit, Liebe und allerlei kleine Freuden. Auf alle kleinen Freuden, die uns das Leben bietet, fallen wir mit wahrer Gier her und genießen sie aus: — ein gutes Buch, eine gute Speise — ein guter Schlaf — das Ofensummen im Winter, das Bienensummen im Mai, was weiß ich — wir freuen uns alles dessen intensiv. Im Prunken sind wir viel zurückhaltender, Aerger und Sorge wird so viel als möglich bei Seite geschoben und alle Aufmerksamkeit auf die Lichtseiten der Existenz konzentriert. Mit Uebung haben wir's darin weit gebracht. Zu Zweien geht es auch leichter, denn sowie etwas Unangenehmes geschieht, so giebt sich jeder von uns Mühe, den Andern davon abzulenken, ihn zu zerstreuen; während

die angenehmen Dinge von allen Seiten beleuchtet, unter ein Mikroskop gelegt und scharf beobachtet werden.

Ich sollte meinen, wenn ich an jene Krankheitsepoche zurückdenke, daß die Erinnerung daran eine sehr traurige sein müsse, denn zu dem Unglück, welches an und für sich jede Krankheit ist, gesellte sich noch Geldmangel. Die Lektionen waren ausgefallen; meine Zeitung hatte eine Serie Artikel, als ihrer politischen Tendenz zuwiderlaufend, zurückgeschickt — aber trotz alledem — es sind auch schöne Erinnerungen.

Ich bin, wie gesagt, allein da, das kranke Wüstengeschöpf zu pflegen und verlass' es Tag und Nacht nicht — (die Kontorarbeiten verrichte ich zu Hause), außer um Besorgungsgänge zu machen. Abends schiebe ich meinen Arbeitstisch zu Ems Bett und schreibe da, während Es schlummert. Wird Es wach, so lese ich Em vor, oder mache ein paar Patiencen, um En zu zerstreuen. Dann bereite ich die Limonade, oder die Mandelmilch, die Em ungeheuer schmeckt. Und dieser dankbare Blick, den mir die guten Löwenaugen senden, wenn ich Em etwas reiche, oder Ems Polster aufgeschüttelt habe!

Mein Arbeitstisch steht wieder wie allabendlich an das Bett gerückt. Meuns liegt mit geschlossenen Augen da. Ich habe eben einen Artikel fertig geschrieben. Ein Lichtschirm schützt die Kranke vor dem Schein der Lampe.

„Schläfst Du, Löwos?" frage ich leise. Dem Löwos sage ich „Du" nicht „Ihr".

Die Meune öffnet lächelnd die Augen.

„Nein," sagt sie; „Es denkt".

„Woran? An die Wüste — hat Es etwa Heimweh?"

„Heimweh hat es nicht — denn es ist bei Euch so gut daran."

„Armes, bescheidenes Geschöpf!"

„Aber schön ist es in der Wüste allerdings . . . Es besitzt dort eine Pracht-Oase — alles voller Palmen."

„So? Und das ist jetzt alles verlassen?"

„Nein — Es hat einen Verwalter dort."

„Und wer ist Ems Verwalter?"

„Ein Krokodill."

„Ach ja, ich habe davon gehört — aber es soll En Löwos gehörig beschummeln."

„Das kann schon sein."

„Ich sehe auch niemals Geldbriefe aus der Wüste ankommen — und wir könnten jetzt gerade so gut den Ertrag einer Palmenfechsung brauchen. Es Löwos wird seinem Verwalter schreiben müssen . . ."

Die Meune richtet sich ein wenig auf.

„Willst Du etwas, mein alter Fürchter?" (Abkürzung von Fürchtegott.)

„Ja — einen Schluck Limonade."

„Da hast Du. — Gut, Du Löwos?"

„O so gut — besser wie Palmenwein."

„Ja, die Löwossos (Plural von Löwos) sollen sich manchmal arg besaufoffen."

„Woher wißt Ihr das?"

„Es steht im Wüstenbuch."

„Seite?"

„Seite 340,508."

„Unter welcher Rubrik?"

„Unter der Rubrik Saufossen."

„Ihr kennt also das ganze Wüstenbuch auswendig?"

„Natürlich kann ich's auswendig — ich mußte darüber Examen bestehen."

„Das muß ein anstrengendes Studium gewesen sein."

„Ziemlich; es hat eine Million Seiten und es steht alles darin was die Geschichte der Löwossos betrifft."

„Auch daß Es jetzt krank ist?"

„Versteht sich. Täglich muß an die Redaktion des Wüstenbuchs ein Bulletin geschickt werden. Es ist ja als Kronprätendent die wichtigste Persönlichkeit der Wüste."

„Es bleibt aber bei Euch — nicht um alle Kronen und Throne der Welt wird es Euch verlassen."

„Du mein guter Fürchterich, Du!"

Mehrere Monate lang blieb die Meune krank. Dazwischen Perioden scheinbarer Genesung, gefolgt von Rückfällen. Zum Glück hat mich während der ganzen Dauer der Krankheit nicht eine Minute die Angst erfaßt, daß dieselbe einen tötlichen Ausgang nehmen könnte. Darüber hatte mich der Arzt zu gründlich beruhigt — überhaupt glaube ich, daß ein solcher Gedanke über meiner Fassungskraft gelegen wäre.

Und so ward Es Löwos wieder gesund. Der Legende blieb das Faktum einverleibt, daß es „als a kleiner" sehr elend war und von mir mühsam aufgepflegt worden ist.

* * *

Wir sitzen auf dem Holzbalkon vor unserm Bauernhäuschen.

Wir haben nämlich die Stadt verlassen und befinden uns in einem Dorfe, einer Art Wildnis. Weit und breit niemand, mit dem Umgang zu pflegen wäre. Mein Prinzipal — der Großhändler nämlich, für dessen Haus ich die Korrespondenzen führe, läßt ein Schlößchen restaurieren, das er hier in der Nähe besitzt, und ich ward beauftragt, die Arbeiten zu überwachen.

Unweit von besagtem Schlößchen haben wir ein nettes kleines Bauernhaus gemietet, das wir uns ziemlich gemütlich eingerichtet. Die weißgetünchten Wände bekleideten wir mit buntem Stoff; Vorhänge, Teppiche — unsere Bücher und Bilder, der wohlgarnierte Schreibtisch, ein paar Fauteuils, ein Paravent und ein Pianino geben unserem „Salon" einen komfortablen Anstrich. Vor der Thüre, auf die Dorfstraße hinaus, war eine Holzterrasse und auf dieser saßen wir gewöhnlich des Nachmittags. Morgens früh ging ich an meine Beschäftigungen, kam um elf Uhr zum Gabelfrühstück nach Hause, hierauf zu der Arbeit zurück, bis zu unserer Dinerstunde: sechs Uhr. Dann bleibe ich schon ganz zu Hause. Die Meune hatte jetzt keine Lektionen zu geben — sie beschäftigte sich mit Musik und Novellenschreiben. Ich meinerseits benützte auch jede freie Stunde zu schriftstellerischen Arbeiten.

Der Gehalt, den ich für meine Bauüberwachung bezog — an und für sich recht unbedeutend — genügte beinahe für unseren Unterhalt, da das Leben in unserem Dorfe wahrhaft nicht kostspielig war. Der Zins nicht der Rede wert, die Lebensmittel spottbillig, unsere größten Auslagen waren eigentlich die Abonnements auf verschiedene Journale und Revuen und die Raten für ein Pianino, das wir auf Abzahlung genommen. Die Hausarbeiten besorgte uns die Tochter unseres Wirtes, ein deutscher Ansiedler, der ein zweites Häuschen hinter dem unseren bewohnte. Dieses Mädchen kochte gut und hielt unsere Wohnung rein wie ein Schächtelchen. Es war eine recht angenehme Existenz.

Wir sitzen also auf dem Balkon und erwarten den Briefträger. Heute ist Posttag. Die Post kommt nämlich nur zweimal wöchentlich in unserem Dorfe an, das ist uns nicht unangenehm, weil auf diese Art jede Woche zwei ereignisreiche Tage enthält, auf die wir uns in der Zwischenzeit schon immer freuen. Wenn man sich sagen kann „morgen ist Posttag", so giebt das am Vorabend ein befriedigtes Schlafengehen. Käme die Post täglich, oder gar, wie in großen Städten, täglich mehrmal, so müßten wir oft die Enttäuschung erleben, daß der Briefträger vorüberginge, ohne uns etwas zu bringen; so konnten wir aber sicher sein, daß er jedesmal ein starkes Paket für uns hatte: Zeitungen, Postkarten, Briefe — mitunter Wertsendungen von seiten der Redaktionen. Diese kamen meist in dem Momente an, wo wir sie am notwendigsten brauchten (oder scheint mir das nachträglich so, weil wir eben immer etwas notwendig brauchten?) und das war dann eine große Freude. Denn wie gesagt, mein Gehalt genügte beinahe aber nicht vollkommen, um unsere

Auslagen zu decken — dadurch kamen wir in die angenehme Lage, das Geld, das uns von außen zufloß, auch wirklich notwendig zu brauchen.

Um sieben Uhr, regelmäßig, sieht man von weitem die Postbotengestalt um die Ecke biegen. Es ist dreiviertel auf sieben — wir sind daher schon in gespannter Erwartung. Neben uns auf einem Tischchen stehen die halbgeleerten Tassen schwarzen Kaffees; wir sitzen einander in bequemen rocking-chairs gegenüber und rauchen unsere Zigaretten.

Zwei Jahre sind seit der Entstehung Em's Löwos vergangen und dasselbe blüht und gedeiht in unserer Mitte; eine Menge neuer Geschichten bereichern dessen Biographie; neue Charakterzüge haben sich entwickelt und das Wüstenbuch ist immer dicker geworden. Es ist ganz gesund, Gott sei Dank, aber oft sprechen wir von der Zeit, wo Es ganz klein und elend dahergelaufen und ich En bei „Kaffee" aufgepäppelt habe. „Kaffee" ist zwar noch immer ein Lieblingsgericht von Em; Es hat aber nach und nach alles übrige Eßbare verschlingen gelernt und Ems Devise heißt „Immer bei Appetit" abgekürzt „Appir".

„Gut war unser Fressen heute . . ." sage ich in schwärmerischer Reminiszenz der eben verflossenen Stunde — „die Ente war delikat — offenbar eine Wildente, frisch von der Wüste geschickt".

„Auch der Aprikosenkuchen war nicht ohne," spricht die Menne träumend.

„Das Ganze war löwisch". Dieses Adjektivum drückt uns den Superlativ aller guten Eigenschaften aus. „Wir leben überhaupt nicht schlecht." „Das will ich meinen! Es ist doch am angenehmsten, wenn wir so allein sind, Ihr, Es und ich — wenn Einem niemand Ratschläge und Ermahnungen oktroyiert. Erinnert Ihr Euch an Klementine?"

„Ach ja, was nur aus ihr geworden sein mag? Seit einem Jahre haben wir keine Nachricht mehr von ihr. Aber auf unsere einsam angenehme Existenz zurückzukommen: schade, daß sie nicht dauern kann. Eure Arbeiten im Schlößchen sind bald beendet — was dann?"

„Das wird sich schon finden. Wir brauchten eigentlich so wenig, um ganz glücklich zu sein . . ."

„Es Löwos ist ganz glücklich."

„Weil Es so eine gute, bescheidene, alte Wüstenbestie ist. Aber ich wollt Em doch ein sicheres Heim bereiten können, wo alles nach Löwengeschmack eingerichtet wäre —"

„Ach ja: unsere langgeträumte Villa. Von der haben wir noch immer nicht den ersten Stein — geben aber die Hoffnung darauf nicht auf."

„Es ist doch merkwürdig, daß der Mensch ein fast ebenso starkes Nestbedürfnis empfindet, wie der Vogel. Die meisten irdischen Glücksträume gehen darauf hinaus ein eigenes warmes Nest zu haben."

„Wo wir Zwei beisammen sind, ist eigentlich das warme Nest-Gefühl schon befriedigt — wenn auch das Dach, das uns schützt, uns nicht gehört — vielleicht auch, wenn wir gar kein Dach hätten . . ."

„In diesem Fall gingen wir in Ems Oase — und wären auch daheim. Was uns wohl die Post heut' bringen mag?"

„Die zwei vorigen Posttage waren so miserabel, daß ich heute eine ganze Ladung erwarte."

„Können die Doktors schon Antwort haben auf ihren Roman?"

(Wir haben dem großen und dem kleinen Gehirn dem Namen „großer Doktor" und „kleiner Doktor" gegeben. Darunter denken wir uns nämlich den Verfasser unserer litterarischen Arbeiten. Zum Unterschied von den schreibenden Hemisphären der Mennen, welche den Doktortitel führen, heißen meine beiden Gehirne die Magisters — nicht ich — nicht die Menne — am allerwenigsten Es Löwos schriftstellert; das ist das Amt des Doktors und des Magisters, welche sich nach und nach in unserer Vorstellung auch zu personifizieren beginnen.)

„Freilich," antwortet Menns; „schon seit vierzehn Tagen könnte Antwort da

sein. Uebrigens bin ich auf eine abschlägige Antwort vollkommen gefaßt. Unter den hundert Manuskripten, die bei der Redaktion einlaufen, wird doch nicht den Doktors ihres gewählt worden sein. Und die Magisters, was erwarten die?"

„Die Magisters haben jetzt, wie Ihr wißt, sehr wenig Zeit zum schreiben."

„Von zu Hause könnte auch wieder Nachricht kommen . . . Wenn nur dort einmal ein Glücksfall einschlagen wollte!"

(Wir sind nämlich längst nicht mehr mit unserer Familie gespannt. Aber inzwischen haben meine Eltern bedeutende Vermögensverluste erlitten; wir sind daher, zur Fristung unserer Existenz, ganz auf eigene Kräfte angewiesen.)

„Das wäre ein Fest, wenn wir an einem schönen Morgen in die Heimat zurückkehrten! Wie Es Löwos alle dortigen Dinge anstaunen und bewundern würde! — Es kennt ja unser Wien nicht!"

„Natürlich nicht — da es aus der Wüste direkt zu Euch gekommen."

„Erwartet Es keinen Brief von seinem Güterdirektor, dem Herrn Krokodilos?"

„Ach, der schreibt immer so schlimme Berichte — und schickt niemals Revenüen."

„Mir kommt Es sehr verdächtig vor — vielleicht ist die ganze Geschichte von der Oasenherrschaft nur eine Löwengroßsprecherei . . ."

„Es läßt fragen, ob das dort am Horizont der Abendstern ist?"

„Aha — jetzt lenkt Es wieder das Gespräch ab, wie immer, wenn von Ems Besitzungen die Rede ist — o Löwos, Löwos, Du furchtbar schlauer Wüsterich — Du bist mir sehr verdächtig!"

„Der Briefträger!"

Richtig. Der mit Spannung Erwartete kommt quer über den Weg auf unser Häuschen zu und hält ein großes Packet Briefschaften in der Hand.

Dieser Pack sieht schon von weitem ungeheuer sympathisch aus. Ich nehme ihn froh in Empfang und gebe dem Boten das für ihn bereit gehaltene Trinkgeld.

„Von wem? Von wem? Laßt sehen!" ruft die Meune gierig.

„Langsam — langsam — Eins nach dem andern. „Revue des deux mondes" und ein Heft „Nord und Süd," „Ueber Land und Meer," „das Echo," „Magazin" — da sind zwei Preiskourants."

„O, mit Eueren langweiligen Preiskourants!"

„Eine Postkarte aus Deutschland — Gartenlaube-Redaktion — das ist für die Doktors — o, Ihr armen Doktors: „Wir bedauern, für Ihr Manuskript keine Verwendung zu haben. Die Arbeit paßt nicht in unseren Rahmen. Erfreuen Sie uns mit anderen Einsendungen." — Ein Brief von zu Hause — Ein Brief von meinem Schloßbesitzer — und hier zu guter letzt wieder für die Doktors von der Verlagsanstalt, Stuttgart."

„O weh — das ist sicher auch eine Ablehnung — Sehen wir! „Geehrte Frau! Wir akzeptieren Ihre uns freundlichst übersandte Erzählung *** zum Abdruck in eines unserer Journale und expedieren gleichzeitig mittels Geldbriefes ein Honorar von 800 Mark."

Ich stehe auf und verbeuge mich grüßend: „Doktors, meine devotesten Glückwünsche." —

„Qua, qua, qua," entgegnet die Meune freudig.

Ich weiß nicht wie es gekommen, aber die Sprache der Hirndoktoren ergeht sich nur in der Silbe „qua", welche verschiedenartig intoniert wird — etwas tiefer, wenn der große Doktor spricht — und ganz hoch vom kleinen Doktor. Das hat nach sich gebracht, daß wir uns die würdigen Doktoren in Gestalt von Fröschen vorstellen. Aber Frösche, welche hinterm Ohr eine Feder und im Arm eine Laute tragen; als Kostüm — für große Gelegenheiten — einen palmengestickten Frack, gleich den Mitgliedern der französischen Akademie.

Das war ein Vergnügen! Erstens die Ehre: es ist keine Kleinigkeit, unter hundert Mitbewerbern gewählt worden zu sein; keine Kleinigkeit das Bewußtsein, von hunderttausend Lesern gelesen zu werden . . . Ich freue mich gerade so lebhaft wie die Meune selbst. Wir haben unsere Existenzen so verschmolzen, daß es, was die

Empfindung anbelangt, ganz gleichgiltig ist, ob eine Freude oder ein Leid sie oder mich trifft. Wie oft hat mir ein Glas Wasser geschmeckt, das ich die Meune trinken sah, wenn sie recht durstig war, wie oft geriet die Meune in Zorn, wenn mir jemand etwas Aergerliches zufügte!"

Neben der Ehre ist aber auch keine geringe Freude das Geld. Solche, die niemals Entbehrungen gelitten haben, die niemals in die Lage kamen, daß sie nicht wußten, wovon sie am kommenden Tage leben, wovon sie eine dringende Schuld zahlen würden, solche Leute wissen nichts von der Wonne, die in solchen Fällen eine hereingeschneite Summe bringt, eine so ehrenvoll verdiente noch dazu! Wir haben diese Wonnen oft erlebt; gewöhnlich wenn wir, was die Engländer hard up nennen — waren, schlug etwas Unerwartetes ein. Dieser Fall muß übrigens auch bei anderen Leuten öfters eintreffen, da sich daraus das Sprichwort gebildet hat: „Wo die Not am höchsten, ist die Hilfe am nächsten". Es ist demnach allen in der höchsten Not Befindlichen dringend abzuraten, sich umzubringen. Ich kann den Fall von einem armen Teufel nicht vergessen, der sich in arger Geldbedrängnis erschossen hatte und dem am Tage seines Begräbnisses die Nachricht von einer unerwarteten reichen Erbschaft in's Haus gebracht worden ist. Wir haben es in unserem Lebenslauf so oft erfahren, die Meune und ich, daß in kritischen Augenblicken uns Hilfe kam, daß wir darauf fast schon zu rechnen begannen. In Jules Verne's „Ile mystérieuse" hatten wir von einigen Schiffbrüchigen gelesen, die auf eine unbewohnte Insel verschlagen waren; sobald sie eines Gegenstandes sehr notwendig bedurften, fanden sie denselben plötzlich in ihrer Mitte vor — Eßvorräte bei Hungerfällen — Chinin bei Fieberfällen u. s. w., ohne sich erklären zu können, auf welche Weise es herbeigeschafft worden. Zum Schluß stellt sich heraus, daß der in seinem unterseeischen Schiffe „Nautilus" verborgene Kapitän Nemo es war, der den Bedrängten zu Hilfe kam. In Hinblick auf diese Geschichte pflegten wir bei solchen unerwarteten Sendungen zu sagen: „Das hat der Kapitän Nemo geschickt," und wenn uns die Zukunft irgendwie drohend aussah, meinten wir tröstend: „Das ist dem Nemo seine Sache, er wird schon sorgen." Und er hat seine Sache gewöhnlich immer gut gemacht, unser Kapitän Nemo.

Diesmal waren uns die betreffenden achthundert Mark wieder außerordentlich zurecht gekommen. Wir wußten nicht, womit unsere nächste Klavierabzahlung bestreiten, brauchten eine Menge Kleinigkeiten in unseren Haushalt, und so fühlen wir uns jetzt ganz reich.

„Dieser Nemo ist doch herrlich," bemerkt die Meune.

„Ja, er verläßt En Löwos nie — weil Es gar so ein braves unschuldiges Wüstenvieh ist — Nemo kann es nicht vertragen, daß Es Kummer habe. Uebrigens kommt diesmal das Verdienst den wackern Doktors. Ich habe es ihnen immer prophezeit, daß sie für ihren Fleiß wieder einmal belohnt werden — die beiden Haderlumpen." (Die Doktors sind nämlich als sehr geizig bekannt.) „Ich gratuliere Euch nochmals, Ihr Doktors — das ist jetzt ein Anlaß, Eure Palmenfracks anzuziehen und Euch generalzuversammeln. Hört Ihr dort über dem Weg den Froschchor? Das ist eine Sitzung, wo über den Triumph der Doktors deliberiert wird. Was werden denn die beiden Haderer für ein Fest geben?"

„Sie werden die Magisters zum Souper einladen — auf einen Fingerhutvoll gezuckerten Thau und zwei gebackene Linsen!"

„Nein — ein paar solche Schmutziane!!"

Es fängt an finster zu werden; wir verlassen die Terrasse und ziehen uns für den Abend in's Haus zurück. Kaum haben wir das Zimmer betreten, so umarmen wir uns — wie jedesmal, wenn etwas Besonderes vorgefallen. Das ist so unsere Art, uns unser Beileid und unsere Beifreude auszudrücken.

Da der heutige Anlaß ein besonders freudiger ist, so folgt auf die Umarmung die Löwenpolka — von Em selbst komponiert.*)

*) Anmerkung des Setzers: Hier steht im Manuskript eine nicht reproduzierbare Notenschrift; wir verlassen uns auf die musikalische Phantasie unserer Gedanken-Leser!

„Schön ist Ems Löwenpolka!“ sage ich, wie jedesmal, wenn Es diese Komposition vorgetragen hat. „Und schön muß das sein, wenn zehntausend Löwossos in der Wüste — auf einem Hinterprankos — diese Polka hüpfen.“

Jetzt wollen wir eine Liste aufsetzen und es uns einteilen, wie wir das Geld verwenden. — Ich zünde unsere Lampe an und wir setzen uns zum Schreibtisch. Das ist unser gewöhnlicher Platz. Der Tisch ist sehr groß und mit zwei Mappen und zwei Tintenfässern versehen. Ich sitze in der Mitte; die eine Flanke des Tisches ist an die Wand gerückt, an der anderen Flanke sitzt die Meune. Hier bringen wir die Abende in gemeinsamer Arbeit zu.

Ich öffne die Mappe und bereite ein Blatt Papier, um die angenehme Liste aufzusetzen.

„Vor Allem,“ frage ich, „was braucht Es Löwos?“

„Vor Allem,“ erwidert die Meune — „hundert gehören für's Klavier . . .“

„Steht schon da.“

„Zweihundert für unsere Schulden — zweihundert en réserve behalten.“

„Bleiben uns dreihundert zu unseren Einkäufen. Ich frage noch einmal — vor Allem, was braucht Es Löwos?“

„Ihr braucht auch Verschiedenes, Meuns.“

„Das kommt später — fangen wir bei Em an — das ist das Wichtigste!“

„Em sind Eure Bedürfnisse das Wichtigste . .“

„Guter alter Wüsterich — gieb mir Dein Prankos . . .“

„Wir müssen eine neue Theekanne und etwas Tischwäsche haben.“

„Gut; und ich brauche neue Socken!“

„Es Löwos auch — für En auch Hinterprankosschläuche!“

„Gut — und vielleicht einen Hüllerer?“

„Ach, in dieser Dorfeinsamkeit sind neue Kleider überflüssig — Hüllerer hat Es genug. Wie gesagt, nur ein Dutzend schöne Fil d'Ecosse-Strümpfe und Chevreau-Schuhe. Es will immer schön chaussiert sein — Es bildet sich etwas ein auf seine Hinterprankossos.“

„Meine Herrschaften!“

„Ferner wollten sich die Doktors vom Buchhändler Einiges bestellen.“

„Die Magisters auch.“

Nachdem die Liste aufgestellt ist, ergiebt sich, daß der Reservefond herhalten muß. Wozu auch einen Reservefond? Für schwierige Lagen? Für die war ja Kapitän Nemo da!

* * *

Wir sitzen wieder auf unserem Balkon. Diesmal ist nicht Posttag. Vor uns liegt die Dorfstraße. Manchmal fährt ein großer Fuhrwagen vorbei, dem ein Füllen nachläuft; Bauern und Arbeiter kehren von ihrem Tagewerk heim; ein Trupp schnatternder Gänse wackelt vorbei. Es ist Herbst; am Himmel sieht man Rabengruppen, die alle nach einer Richtung über unser Dach hinweg fliegen — wir bemerken dazu: „Sie begeben sich in den Rabenklub.“ Nach einer Viertelstunde fliegen sie wieder alle in der entgegengesetzten Richtung zurück. „Das Klubfest ist heute abgesagt worden,“ erklären wir dieses Phänomen.

Wir langweilen uns nicht. In dieser unserer Dämmerungsplauderstunde haben wir uns immer sehr viel zu sagen; und wenn wir auch schweigend dasitzen, den Rauchringen nachsehend, die unseren Zigaretten entsteigen, wir haben doch das gesellig-behagliche Gefühl beisammen zu sein, ein ziemlich großer Freundeskreis: die Meune, ich, die Magisters, die Doktors und an der Spitze Es — und rittlings am Balkongitter „die Herrschaften“.

(Mit Letzteren hatte es folgende Bewandtnis: wir sind nämlich gewohnt, wenn uns etwas in Erstaunen setzte, auszurufen „Meine Herrschaften!“ Es impliziert das eine Art Kritik. Es ist als riefe man die Herrschaften zu Zeugen auf, daß so etwas Absurdes gesagt worden oder geschehen ist. Nachdem sich diese Apostrophe

sehr oft wiederholt hatte, frugen wir einmal: „Wer sind denn eigentlich diese Herrschaften und wo sind sie?" Aus unseren verschiedenen Antworten auf diese Frage ergab sich, daß die Herrschaften ein Halbdutzend gnomenartiger Hausgeister seien, die uns immer vis-à-vis sitzen. Wir ersannen für sie die halsbrecherischesten und unbequemsten Stellungen: entweder waren sie auf den Karnißen postiert, oder an der Hängelampenkette aufgehängt, oder auf der Eisenstange des Alkovenvorhangs reitend. Zudem dachten wir sie uns ziemlich schmutzig und hundsmager, da sie sich weder wuschen noch nährten, sondern immer in Bereitschaft harrten, apostrophiert zu werden. Eine klägliche Existenz!)

Wenn wir schwiegen, so fehlte es uns nicht an Stoff zu angenehmen Gedanken, und wenn wir sprachen, fehlte uns auch der Stoff zu anregender Unterhaltung nicht. Entweder es waren Erinnerungsbilder aus schöner Zeit, Szenen aus den Honigstunden unserer Liebe, die wir vor dem Gedächtnis Revue passieren ließen; oder es waren spanische Schlösser, die wir in die Zukunft bauten, oder Wüstengeschichten und sonstiges närrisches Zeug; oder ganz objektive Gespräche über die Ereignisse der Zeit, (unsere Journallektüre hielt uns stets auf dem Laufenden) endlich Betrachtungen über allerlei konkrete und abstrakte Fragen. (Wenn mitten in unseren Gesprächen von weitem das Hi—ah eines Esels erscholl, was in unserer Dorfwohnung häufig vorkam, so frägt der Eine — der gerade zuerst kommt — den Andern teilnahmsvoll: „Was ist Euch Meuns, warum schreit Ihr?" — worauf der Andere ganz traurig antwortet: „Das bin nicht ich, Meuns" — „Wer denn, Meuns?" — Ein anderer Esel, Meuns." „Ah so!")

Wir philosophieren oft stundenlang miteinander: Ueber Gott und Ewigkeit; über die Wunder der Schöpfung, die Unendlichkeit der Sternenwelt, die Geschichte der Menschenheit — allerlei religiöse, soziale und politische Probleme. Wir haben zum Glück in allen Dingen Einen Glauben, sonst brächten uns derlei Gespräche eher Bitterkeit als Genuß. Unser Losungswort in Sachen des Gedankens und überall hin ist: Freiheit. Aller Chauvinismus ist uns verhaßt — Liebe, Fortschritt und Glück sind unsere Dogmen. Den Weltmysterien gegenüber sind wir sehr demütig. Wir nehmen keines der Weisheitssysteme an, welche uns von verschiedenen Universumserklärern als Lösung aller Rätsel oktroyiert werden wollen, und versuchen am allerwenigsten, eine eigene Lösung zu erfinden. Wir betrachten uns als Ameisen — sowohl in unserer körperlichen Nichtigkeit als in unserer geistigen Schwäche. Daß der Mensch gewissen Problemen gegenüber staunen und fragen darf, betrachten wir schon als eines seiner besten Vorrechte — aber das Antworten und Erklären liegt weit über seinem Horizont. Folgende Hypothese haben wir in unseren Gesprächen öfters aufgestellt und entwickelt: Vielleicht verhalten wir uns zur Welt, deren winzige Bestandteile wir ja sind, wie sich die einzelnen Blutkörperchen, die einzelnen Nervenzellen zu einem ganzen menschlichen Organismus verhalten: was weiß so ein Zellchen von den Gedanken, Absichten und Handlungen des großen Wesens, in dessen Dienst es steht, was fühlt es von der Bewußtseinssumme, in welcher es doch auch als Posten enthalten ist? Vielleicht ist auch die Erde ein Lebewesen — vielleicht wenn an ihrem Körper eine große Revolution vorgeht — ein Erdbeben oder so etwas — vielleicht fühlt sie an der betreffenden Stelle einen stechenden Rheumatismus; und wenn eine Epidemie oder ein Krieg oder eine Hungersnot ihre Parasiten verheert, vielleicht hat sie da, eines lästigen Juckens müde, an jener Stelle Schwamm und Bürste gebraucht . . .

Es macht uns Spaß, solche und ähnliche „Vielleicht" uns auszumalen. Die Kleinheit, die wir dabei der menschlichen Wichtigkeit zumessen, erfüllt uns nicht mit betrübter Beschämung. Im Gegenteil; je geringer wir uns die Rolle denken, die uns im Universumskonzert zugeteilt ist, desto strahlender gestaltet sich unsere Vorstellung von Schöpfung und Schöpfer. Wer so wie die hergebrachte religiöse und metaphysische Orthodoxie es fordert, den Menschen als den Glanz- und Mittelpunkt der Welt, als den Hauptgegenstand göttlicher Sorgen hinstellt, der kennt — obwohl er das Wort so oft im Munde führt — der kennt die D e m u t nicht.

Heute sind wir wieder einmal daran, unser Luftschloß — oder vielmehr unsere Lustvilla zu bauen. Von Palästen, Parks, Gestüten, glänzenden Festen, Pracht und Aufwand wollen wir nichts wissen. Solche Glücksideale haben wir uns wohl in unserer frühen Jugend gemacht; aber jetzt, nach allem was wir vom Leben erfahren und gekostet, ist unser Wünscheziel ein ganz anderes geworden. Wir haben zwei Freuden kennen gelernt, die wir nicht mehr missen wollten: die Freude des traulichen Beisammenseins und die Freude der geistigen Arbeit. Und im Strudel des großen Weltlebens gehen diese Dinge notwendig unter — da giebt es keine studiumgefüllte Abende mehr, die man zusammen über geliebten Büchern zubringt; kein rundes Tischchen mit zwei Gedecken, daß man sich zur Kaminflamme geschoben, um en tête-à-tête zu schwelgen . . .

Ferner haben wir kennen gelernt, was entbehren heißt, und dadurch auch die Freuden zu schätzen gelernt, die im mäßigen Besitze liegen. Wenn wir Millionen und wieder Millionen hätten, würde da Es Löwos noch seine Freudenpolka über ein Dutzend Paar Hinterprankosschläuche aufführen, würden wir uns noch dazu gratulieren, daß wir eine gute Matratze im Nest, ein blankes Christoflesilber am Tisch und frische Blumen in den kleinen Vasen haben?

Unsere Villa müßte zwar mit großem Komfort, mit viel Geschmack eingerichtet sein. Eine große Bibliothek wollten wir haben — alle interessanten Erscheinungen ließen wir uns kommen. Wir sind zwar gern allein, aber Wilde sind wir darum nicht, und wir wollten unsere Villa gern in der Nähe einer bedeutenden europäischen Stadt haben, damit wir öfters hineinfahren könnten, uns an Theatern und Kunstausstellungen zu erfreuen, und damit öfters Gäste zu uns herauskämen. Aber Gäste nach unserem Herzen: bedeutende Menschen, liebe Menschen, gescheidte Menschen, mit denen sich ein vernünftiges Gespräch führen, oder gute Musik oder ein gemütlicher Plausch machen läßt. Nicht jene steifen Weltpuppen, mit welchen die ganze Unterhaltung nur über Sport, über high-life-Heiraten und über die Verderbtheit des Jahrhunderts geführt werden soll. Uns freut im Gegenteil an unserem Jahrhundert das, was Jene Verderbtheit nennen, während uns daran noch kränkt, was Jene erhalten wollten: die feudalen, kriegerischen und abergläubischen Reste aus alter Zeit . . . Ein hübscher Garten müßte unsere Villa umgeben, woraus das frischgepflückte Obst und die thaunassen Blumen uns Tafel und Zimmer schmückten. Viel Blumen hätten wir um uns, Winter und Sommer, — aber besonders das Frühjahr mit seinen Veilchen- und Fliedergaben, mit seinen rankenden Gaisblattblüten und Schlingrosen würde unser Heim in einen Lenztempel verwandeln; und wären wir auch schon alte Leute — Es nicht mehr ein kohlschwarzes, sondern ein silberweißes Löwos — in unseren beiden frohen Herzen lachte doch noch ein Mai. — Einen besonderen Möbelluxus hätten wir nicht — keine Damasttapeten, Lüstres und Goldrahmspiegel; aber unser Arbeitszimmer — das Heiligtum der Doktors und Magisters — wäre in strengem Geschmacke reich und behaglich eingerichtet — der Tisch, groß wie ein Monument, denn es bliebe wohl immer dabei, daß wir neben einander arbeiten würden, beim Schein derselben Lampe.

Hier waren wir in der Ausstattung unserer Lustvilla angelangt, und freuten uns, als ob wir sie schon hätten.

„Und wie wird unser Heim heißen?“ fragt die Meune.

„Löwennest, natürlich!“

„Was würden Ems Verwandte in der Wüste — die ja in Höhlossos wohnen, dazu sagen, wenn sie Ems zivilisierte Residenz zu sehen bekämen? Uebrigens ist es in der Wüste bekannt, daß Es zivilisiert ist. Wenn Es einmal nach Hause reist und auf der Pyramidenspitze sein großes Klavierkonzert giebt . . .“

„Da werden fünfzigtausend Löwossos applaudieren. Diese Prankossos, die nur geschaffen waren, Beute untereinanderzuhauen, Chopin'sche Notturnes spielend — das ist kein geringes Wunder!“

„Neulich war eine Deputation aus der Wüste da, um Em anzutragen, den Thron seiner Ahnen wieder zu besteigen.“

„So? Und hat Es angenommen?"
„O nein; Es hat erklärt, daß Es bei Euch bleibt."
„Treuer, alter Fürchter!"
„Es ist ja sehr glücklich bei Euch — Ihr seid so gut mit Em; Ihr habt En so mühsam und aufopfernd aufgezogen, wie Es ganz klein und elend war."
„Arm's Löwos!"
„Erinnert Ihr Euch, wie Es nicht schlafen — will sagen tunkerln — konnte und nichts fressen?"
„Während es jetzt, Gott sei Dank, die ganze Nacht ununterbrochen tunkerlt und sich tüchtig anwampoßt (anwampossen — Zeitwort für essen — sich die Wampe füllen)."
„Ihr wißt ja, Ems Devise lautet: Immer bei Appa."
„Ein Zeichen, daß es ein reines und ruhiges Löwengewissen hat, das gute Wüstenvieh!"
„Habt Ihr En lieb?"
„Und wie! Das ist doch bekannt. Es steht im Wüstenbuch."
„Seite?"
„Seite 340,201."
„Unter welcher Rubrik?"
„Unter der Rubrik „Löwenliebe". Es soll aber auch mir gewogen sein, habe ich mir sagen lassen."
„Dadrahaha."
(Der Leser — der gewisse Eine, denn auf mehr rechne ich nicht — wird bemerkt haben, daß die Meune, wenn sie für En das Wort führt, immer in dritter Person spricht. Wenn Es Löwos selber spricht, so gebraucht Es nicht die deutsche Sprache, sondern die Silben da—dra—ha. Je nach der Intonation verstehe ich, ob Es ja oder nein, ob Es Freude oder Leid ausdrückt, ob Zorn oder Liebe — und viele kleinere, durch Gesten erläuterte Phrasen. Zu komplizierteren Mitteilungen benützt Es die Meune als Dolmetsch, welche dann, wie gesagt, Ems Meinungen in dritter Person vorbringt.)
„Wirklich, Löbs?"
„Dadrahadradradrahaha" (accellerando).
„Danke, Du Gut's."
„Ihr seid ja das Einzige, was Es auf dieser Welt hat — und der Einzige, der En überhaupt kennt und schätzt. Wenn es Euch nicht hätte, Es müßte sich in's Wasser stürzen. Erinnert Ihr Euch noch — als Es einmal glaubte, daß Ihr böse auf En seid, wie es da seine Reisetasche mit seinen armen sieben Löwensachen nahm und ganz zerknirscht fortprankossen wollte?"
„Rührt mich nicht! Ich könnte jetzt noch weinen, wenn ich an dieses traurige Bild denke."
„Was hatte Es eigentlich in seiner Reisetasche?"
„Vermutlich seine Orden und Sporen — das arme Vieh!"
„Weit wäre es ohnedies nicht gekommen — an der nächsten Straßenecke hätte es sich niedergesetzt — hätte Prankos gerungen und wäre vor Kränkung gestorben."
„Rührt mich nicht! Der arme Wüsterich! Aber jetzt komm, Löwos, es wird schon kühl und finster — gehen wir in's Zimmer."
„Dadraha."
„Es ist doch immer bei Allem dabei — das ist so angenehm von Em."
Wir begeben uns in's Zimmer.
„'N Abend, Meuns," sagt die Meune, mich küssend.
„'N Abend, Du Löbs."
Ich zünde die Lampe an.
„Habt Ihr noch etwas zu lesen?"
„O ja — die letzte Revue des deux mondes. Da ist ein Artikel über die spiritualistische Schule in Frankreich, die mich sehr interessiert."

„Ja — die Magisters wollen auch einen Essay über dieses Thema schreiben. Und was gedenken die Doktors noch heute zu leisten, wenn man fragen darf?"
„Eine Abhandlung über die Evolutionstheorie."
Draußen hört man einen Esel schreien.
„Was fehlt Euch, Meuns?" frage ich besorgt.
„Das bin ja nicht ich, Meuns."
„Wer denn, Meuns?"
„Ein anderer Esel —"
„Ah so — Und diese Abhandlung soll natürlich im zustimmenden Geiste sein?"
„Versteht sich."
„Jetzt wollen wir also arbeiten — dann den Thee nehmen — dann unser Patience machen — morgen kommt die Post — um zu erfahren, ob uns die Post etwas Gutes bringt; dann wird das „gefällige Maul" nur noch ein Kapitel aus unserer Kosmogonie vorlesen — wir waren bei den Kometen geblieben. Und dann — wird es Zeit sein, in's Nest zu gehen."
„Werdet Ihr allein in's Nest gehen?"
„Nein, ich werde nicht allein . . ."
„So heißt es nicht; es heißt, ich werde jemanden mitnehmen."
„Richtig — ich habe das schon ganz vergessen."
„Wen werdet Ihr mitnehmen?"
„Ihr hättet dazu setzen sollen „in's Nest" — Ihr habt es auch vergessen. En Löwos werde ich mitnehmen."
„O weh, welches Gespenst!" sagen wir gleichzeitig.



Zum Jahrestag der Stieler-Feier

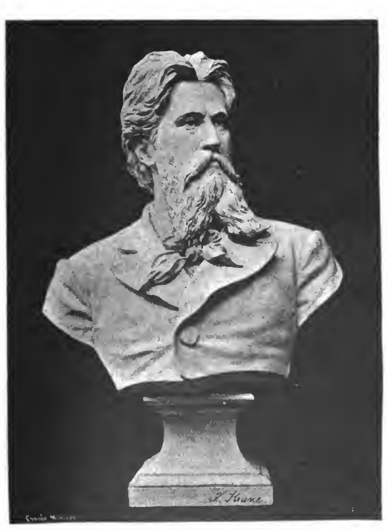
veranstaltet vom Münchener Journalisten- und Schriftsteller-Verein im Gärtnerplatztheater am 28. Mai 1885.

Im Dialekt.

(Aus Karl Stieler's Nachlaß-Dichtung „Ein Winter-Idyll", Verlag von Adolf Bonz & Komp. Stuttgart)

Es ist um Sonnwendzeit; auf allen Wiesen
Steht noch der erste hohe Blumenflor;
Die Glocken lugen aus dem Gras hervor,
Die Heckenrosen überm Wege sprießen,
Und fröhlich zieht die Heerde mit Geläut
Zur Alm in blaue stumme Einsamkeit.
Das ist die Wanderzeit in Bergeshöh',
Und tagelang zog ich dahin im Walde
Durchs Felsgestein und durch die duft'ge Halde
Und lagerte am klaren Alpensee.
Am Berghang aber, unterm Felsenkahr,
Da lagen traut die braunen kleinen Hütten,
Und wenn ich Abends müd vom Wandern war,
Bin ich so gern durch ihre Thür' geschritten.
Es saß am Herd die blonde Sennerin;
Ich aber setzte mich daneben hin,
Auf ihre Wangen fiel der Feuerschein,
Das knisterte so leis; hell klang darein
Ihr Silberlachen, wenn ich dann sie neckte
Und Almenrosen ihr ans Mieder steckte.

Bald schien von allen Bergen in der Rund
Mir der der schönste, wo ihr Hüttlein stund.
So schien zur Forschung keiner sich zu eignen:
Ich maß den Weg und prüfte das Gestein,



(Karl Stieler.)

Und schließlich trat ich in die Hütte ein . . .
Ich war verliebt — das war nicht mehr zu leugnen.

Und was Poeten, die verliebt sind, thun,
Das weiß man. Ach, es ließ mich nimmer ruhn!
Fast jeden Tag bracht' ich ihr ein Gedicht

Und las es vor, voll Pathos das Gesicht,
Wo ich „Elisabeth“ mein Lisei nannte
Und Tropen brauchte, die sie nie erkannte.
Im Anfang saß sie ganz verdutzt zur Stelle,
Dann warf sie ihren Goldzopf ins Genick
Und lachte schallend — niemals klang Kritik
So überzeugend mir und silberhelle!

Stumm' ging ich weg — dann kam's mir wie ein Licht —
(Man sagt ja, daß die Liebe findig macht)
Drum dacht' ich: Fort mit dieser Tropenpracht!
Sprich doch zu ihr, so wie sie selber spricht!
Da stellt ich in den Stall den Pegasus,
Noch angeschirrt à la Virgilius,
Und fing mir flugs in meinem Herzeleide
Ein schmuckes Bauernrößlein von der Weide.
Mit einem Juhschrei hab ich's angetrieben
Und's erste Lied — im Dialekt geschrieben. —

Als ich zur Alm kam und vom steilen Grat
Ins Felskahr stieg, den alten kühnen Pfad,
Da stand die Sennerin im Wiesengrunde
Und jauchzt' empor, die Hand am roten Munde.
Und wieder trat ich in die Hütte ein;
Mir war zu Sinn, als wär' sie doppelt mein:
Dies ruß'ge Dach und dies Gerät, das blanke,
Dazu das Mägdlein, das gelockte, schlanke,
Der Hausaltar mit den geweihten Zweigen . . .
Als wär' dies Leben nun erst ganz mein eigen.
Durch das Gebälk floß feines Sonnenlicht,
Am Herde lehnend horcht' auf mein Gedicht
Die blonde Sennerin — mir erschien es schlecht,
Sie aber jauchzte: „Jetzt, ja jetzt ist's recht!“
Das war die Mundart, die ihr Herz gewohnt,
Und in der Mundart ward ich auch belohnt.
Um meine Schulter schlang sie ihren Arm —
Das war ein Kuß, so herzig und so warm,
Wie Walderdbeeren hat der Kuß geschmeckt;
Ich spür' ihn noch. — So lernt man Dialekt.



Bauer Ruprecht.

Dramatische Szene von Julius Riffert.

(Leipzig.)

Vorbemerkung. Was wir in Folgendem dem Leser bieten, ist aus dem zweiten Akte des gleichnamigen noch ungedruckten Schauspiels. Ruprecht ist ein junger Bauer, dem es in der Abgeschlossenheit seines heimischen Hofes zu eng wird, und der sich nach höherer und edlerer Bethätigung sehnt, als sie ihm Beruf und Umgebung bieten. Aber noch „weiß er nicht, was er will“, d. h. er findet kein Wirken, das er an Stelle seines bisherigen setzen könnte. Da sieht er, wie das Ritterheer Kaiser Friedrichs des Zweiten, des Hohenstaufen (das Stück spielt im Sommer 1235 in Süd- und Westdeutschland), der auf einem Kriegszuge gegen seinen

aufrührerischen Sohn Heinrich begriffen ist, an seinem Dorfe vorbeizieht; jetzt „weiß er was er will" und was seinem Drange nach Oben Genüge leisten kann: ein Ritter will er werden und Held wie jene, die in voller Pracht vor seinem Auge vorüberwallten. Eine infolge eines Anliegens an den Kaiser unter dem Schutze des Zuges reisende Frau, die junge, verwittwete Gräfin Mathilde von Heitstein, erregt Ruprechts besondere Aufmerksamkeit. Der Vater, ein starrer, bäurischer Mann, der für des Sohnes Streben kein Verständnis besitzt, verweigert kurz und bündig seine Zustimmung zu dem überkühnen Unternehmen, das ihm eine Thorheit dünkt; die Mutter, die Mittlerin zwischen Vater und Sohn, hilft Ruprecht jedoch bei Nacht aus dem Haus. Die hier folgende Szene zeigt, wie der Knabe in das Lager des Kaisers gelangt, und wie es ihm dort ergeht. Die Ritterwelt, wie Ruprecht sie sich geträumt, stimmt wenig mit der überein, wie sie sich seinen Blicken darbietet. Erst im letzten Akte, als der völlig Verzweifelnde Hand an sich selbst legen will, erfolgt die Erfüllung des Wunsches; der edle Walter von der Vogelweide weiß die Welt, wie sie der Jüngling sich gedacht, mit der realen in Einklang zu bringen, und der durch das Fegefeuer des Lebens Geläuterte erreicht sein Ziel, den weißen Gurt des Ritters und die Hand der schönen Gräfin von Heitstein.

Personen:

Kaiser Friedrich. — Omar, ein Sarazene. — Der Hofmarschall. — Zwei Ritter. — Ruprecht. — Mathilde.

Friedrich. — — — Was ist das?

Omar (in die Szene blickend). Holla! Der Bauer aus dem Dorf.

Friedrich. Was? Wahrhaftig! Nun, da soll man den Teufel noch an die Wand malen. Mathilde! Mathilde! Komm, treten wir zurück.

(Sie treten zurück.)

(Hofmarschall, Ruprecht von zwei Knechten gefaßt, treten auf.)

Ruprecht. Was wollt ihr von mir? Laßt mich los!

Hofmarschall. Wie kamst du hierher? Hast du nicht gesehen, daß hier Niemand Zutritt hat? Hier ist das Lager des Kaisers.

Ruprecht. Hier? (Sich von den Knechten losreißend, die sich während des Folgenden zurückziehen.) Triumph! Man wollte mich ihm aus dem Wege schicken und ich hab' ihn doch gefunden. Ja, da kommen sie auch schon, seine Ritter. Wie stolz sie einherschreiten! Gott zum Gruße, ihr Herrn, Gott zum Gruße!

(Die beiden Ritter kommen.)

Erster Ritter. Ein Vilan!

Zweiter Ritter. Ist das nicht der Vilan aus dem Dorf?

Erster Ritter. Den ich beinahe überritt? Richtig, der. Guten Tag, Herr Kei.

Hofmarschall. Wenn ihr mich Kei nennt, ihr Herrn, so ist mir das eine hohe Ehre, denn Herr Kei am Hofe des Königs Artus war ein musterhafter Mann.

Zweiter Ritter. Was will der Bursche, Herr Kei?

Hofmarschall. Ja, was willst du denn hier? He!

Ruprecht. Was ich will? Ein Ritter will ich werden, wie ihr, und daß ich es werden kann, bitt ich um eure Hilfe, ihr Herrn.

Erster Ritter (den zweiten anschauend). Hast du verstanden, Frank?

Zweiter Ritter (den ersten anschauend). Ein Ritter will er werden!

Erster Ritter (ausbrechend). Wahrhaftig! Hahaha!

Zweiter Ritter. Hahaha!

(Beide lachen unmäßig.)

Hofmarschall. Es muß nicht ganz richtig bei ihm sein.

Ruprecht (zurückfahrend). Was ist das?

Erster Ritter. Werde doch lieber gleich Herzog! Ritter ist viel zu wenig.

Zweiter Ritter. Kaiser, Papst, Herrgott! Hahaha!

Erster Ritter. Und trage die Rittersporen hinter dem Pfluge und nagle dein Wappen über's Scheunenthor!

Zweiter Ritter. Heutzutage ist alles möglich. Seitdem Einer einmal den weißen Gurt ergattert, denken alle — ich ersticke fast. Hahaha!
Erster Ritter. Hahaha!
Ruprecht (ihnen näher tretend). Seid ihr Ritter?
Erster Ritter. Na, was anders? Ist das etwa kein Ritterschwert?
Ruprecht. Und lacht über mich?
Zweiter Ritter. Bist du etwa zu gut dazu, daß wir uns über dich lustig machen?
Ruprecht. Ihr seid keine Ritter, denn ihr höhnt mich und das ist gemein!
Friedrich (im Hintergrunde). Sieh! sieh!
Erster Ritter. Willst du uns etwa eine Predigt halten?
Zweiter Ritter. Laß ihn, Eberhard. Wir haben eben Wein getrunken und da ist eine kleine Lustbarkeit zum Nachtisch sehr angebracht.
Erster Ritter. Als ein Spaßmacher — recht!
Ruprecht. Sag das nicht noch einmal oder ich schlage dich zu Boden.
Zweiter Ritter. Oho!
Erster Ritter. Hinaus mit dem Lümmel!
Ruprecht. Hinaus du, der du nicht weißt, wie ein Ritter sich zu betragen hat. Wage es nicht mich anzutasten — wag es!
Erster Ritter. Das will ich — da!

(Er will ihn schlagen, Ruprecht weicht aus.)

Ruprecht (bringend). Nicht, Herr, nicht! Ich schlage nicht gern einen Ritter.
Erster Ritter. Ich aber gerne Laffen.
Ruprecht. Ich wehre mich.
Erster Ritter. (Ruprecht eins versetzend.) Du Hund!
Zweiter Ritter. Der saß!
Ruprecht. Den Schlag sollst du mir —
Hofmarschall. Um Gottes Willen! Der Kaiser!
Friedrich (mit Omar vortretend). Genug. Was geht hier vor?
Ruprecht. Deine Ritter hier haben mich geschlagen, Herr — dieser hier war's. Und mit eigener Faust hole ich mir Genugthuung — so.

(Er will auf den ersten Ritter eindringen.)

Friedrich. Halt! Kannst du es nicht auf dir sitzen lassen, wenn ein Ritter dich schlägt.
Ruprecht. Herr, auch ein Bauer hat Ehre in der Brust und wenn Einer mich antastet, sei es auch nur am Haar des Hauptes, so hat er meine Ehre angetastet und ich hole mir Genugthuung — (mit einer Armbewegung,) so.
Omar (halblaut.) Seht Eure Ritter an, Herr.
Friedrich (zu den Rittern). Nun, was sagt ihr dazu, ihr Herrn?
Erster Ritter. Lächerlich, Majestät!
Ruprecht. Lächerlich? Und wenn es sei, wer es wolle, und (einen Schritt gegen den Kaiser zu) wenn es der Kaiser selbst wäre, Ehre gegen Ehre, Hieb gegen Hieb!
Friedrich. Nun, nun! Wie heißest du, Knabe?
Ruprecht. Ruprecht, Herr.
Hofmarschall (für sich). Diese Kühnheit! (Laut.) Die Gräfin von Heitstein.

(Mathilde tritt auf.)

Friedrich. Seht Ihr, daß ich Recht hatte, gnädige Frau? Der Bauer aus dem Dorfe ist da — Bauer Ruprecht. Ein Ritter will er werden und irre ich nicht, so wird er keinem Geringeren die Ehre anthun bei ihm zu dienen als dem Kaiser.
Mathilde. Der?
Friedrich. Ihr traut ihm das wohl nicht zu? O, Ihr hättet ihn eben reden hören sollen! Meinen Rittern ward nicht wohl dabei zu Mute. (Zu den Rittern.) Wie?

Erster Ritter. Gnädige Frau befehlt über unsere Dienste.
Zweiter Ritter. Sei es mit Speer und Schwert, oder mit Wort und Lied.
Friedrich. Nun, genügen sie dir noch nicht Bursch?
Ruprecht. Nein! Anders hab ich sie mir gedacht, ritterlicher, weil ritterlich, edler, weil adlig, besser, weil die Besseren. Sind aber alle so, wie diese hier, dann waren es Lügen an die ich geglaubt, dann wehe mir! wehe mir!

(Er bedeckt die Augen mit den Händen.)

Mathilde. Er weint!
Ruprecht (die Hände sinken lassend). Dann wehe aber auch euch, euch allen, denn dann weiß ich nicht, was ich thue!
Mathilde. Hast du dir die Welt so vollkommen geträumt?
Ruprecht. Ist sie anders etwas wert, wenn sie nicht vollkommen ist? Vertrocknet saß ich auf meinem Dorf, weil mir die Alltäglichkeit nicht zusagte, die mich umgab, und die Gemeinheit, in der alle meine Genossen breit und behaglich einhersegelten, wie in einem uferlosen See. Nirgends sah ich Land und sie wollten auch mich mit dem Maultier der Gewohnheit zusammenschirren, als welches schon meine Vorfahren gezogen hatten, die allerdings glücklich, weil sie nicht wußten, was ein Roß war. Aber das Geschlecht wächst heran wie der Mensch, und die Kleider, die für das Kind eine reichliche Hülle waren, sind für den Jüngling Fesseln, die er zersprengen muß.
Mathilde (für sich). Wie er redet! (Laut.) Und da flohst du fort?
Ruprecht. Da sah ich euch und mir wars, als öffnete sich mir plötzlich eine Kerkerthür und ich stürzte hinaus aus dem Gefängnis. Freiheit! Freiheit! jubelte es in mir und fort! fort! schrie es und gehe es, wie es wolle, nur fort! fort! und wenn dich Not und Entbehrung drängen, du bist doch glücklich, glücklicher als hier! Und hätte mir die Mutter mitleidig nicht aus dem Hof geholfen, wahrhaftig! ich wäre wie ein Dieb bei Nacht und Nebel davon gegangen.
Omar (zu Friedrich). Wie gefällt Euch der Knabe?
Ruprecht. Nacht war's, da sie mir das Thor öffnete, die Mutter, doch der Mond ging auf und erhellte mir den Pfad durch den dunkeln Wald. Dann legten sich Wolken über ihn und ich konnte nicht sehen wo ich war. Und mächtig senkte sich auf einmal die Sorge auf mich herab, wie ein Raubvogel auf die Beute, daß ich in's Knie brach und mich kaum halten konnte. Da zog alles vor meinem Innern vorüber, was golden in der Erinnerung strahlt, Kindheit und süße Jugend, Vater, Mutter, Schwester, Freund, das heimische Haus, das trauliche Dorf, der Wald, wo ich gespielt, das Feld und ich kam mir recht wie ein Verworfener vor, daß ich alles verlassen. Mühsam keuchte mir darob der Atem. Mir war's als ob ich im Boden Wurzel geschlagen hätte, ich konnte mich nicht aufrichten und wäre ein Räuber auf mich zugesprungen ich hätte mich nicht wehren können. So im starren Krampfe verharrte ich lange, dann quollen langsam die Thränen hervor, die Brust lösend, daß sie sich wieder heben konnte. Ich schnellte empor und stand. Ein Bild stieg mir vor Augen auf, das mich tröstete, meine Mutter war's nicht, eine andere war's, du warst's, Herrin, und wie Milde von deinem Antlitze ausstrahlte, strömte Mut mir auf's Neue durch die Glieder wie feuriger Wein, die Rechte wand sich fest um den Stab, ich schaute g'radaus in die Nacht, sah den Pfad und schritt weiter. So ging's Stunden weit, ohne daß ich ermüdete, ohne daß ein Bissen, ein Trunk mich erquickte, vorwärts! vorwärts! bis der Wald sich lichtete und weiß das Licht durch die Wipfel tropfte, der Morgen wie ein feuchter Strom über den Erdboden strich und die Sonne mit einmal über den Himmel dahinstürmte wie ein Sieger nach der Schlacht und der Welt ihre Gaben überreich in den Schooß warf, die freundliche Wärme, den herrlichen Strahl. O helft mir, helft mir nun, daß ich weiter kann!
Friedrich (für sich). Ein ganzer Kerl!
Mathilde (für sich). Wie er mich bewegt! (Laut.) Und wenn nun die Welt anders aussieht, als du sie dir geträumt, armer Knabe?
Ruprecht. Nein! nein!

Mathilde. O Kind, der du erst am Anfange stehst des Lebens und bald mit gebrochenen Flügeln heimwärts kriechen wirst, wenn du sie kennen gelernt hast, die Welt. So wie deine Träume sie dir aufgebaut haben, so ist sie nicht, die Welt. Sie ist nicht edel, sondern gemein, selbstisch, und das Schmerzlichste für den Edlen besteht darin, daß alles Große, was geschehen, auch nur geworden ist durch die Triebfeder der Selbstsucht. O, wie fröhlich flatterte ich einst in das Leben und glaubte nur an Liebe und Hingebung, aber rauh und hart faßte man mich an, daß ich froh war, nur verwundet davon gekommen zu sein und ein kleines Plätzchen gefunden zu haben, wo ich geschützt war wenigstens gegen die tiefste Rohheit. Aber der Schmelz war doch weg von dem Schmetterlinge, und wenn er jetzt ein junges Menschenkind sieht, wie es singend auswandert in den Morgen des Lebens hinein, muß er unwillkürlich denken: Armes Wesen! Mit welch' müdem Herzen und verweinten Augen wirst du einst am Abend in deine Ruhestätte schleichen!

Ruprecht. Doch die Ritter?

Mathilde. Sollten sie anders sein als alle Welt? Du hast ja selbst erfahren, was sie sind, willst du deinen eigenen Augen nicht trauen?

Ruprecht. Sind sie alle so?

Mathilde. Wohl möglich, daß du auf einem anderen Sterne Ritter finden wirst, gepanzert nur mit Tugenden. Hier unten wirst du sie alle gebrechlich sehen.

Ruprecht (furchtbar). O Vater! Vater!

Mathilde. Riet der dir ab, davonzugehen? Ein weiser Mann! Befolge seinen Rat jetzt noch und kehre zurück zu deinem Herd.

Ruprecht. Zurück in meine Krankheit? Niemals! Eher in den Tod, denn der ist dann Erlösung. Aber es ist nicht wahr, was Ihr mir gesagt, es ist nicht wahr!

Mathilde. Kind du, der du dich gegen das Wasser sträubst, das dich baden soll! Willst du es nicht glauben, was ich sprach, so laß es bleiben. Wohlgemeint war's. Majestät —

Friedrich. Ich weiß was Ihr wollt, das Schreiben! (Zum Hofmarschall ein paar Worte sprechend) Herr Marschall —

Hofmarschall (im Abgehen). Dieser Vilan! Der Tag bringt mich noch um meinen Ruhm!

(Ab.)

Friedrich. Wie herb Ihr aber auch gesprochen! Was müßt Ihr schon erlebt haben, Frau Gräfin! Ich zürne Eurem verstorbenen Gemahl, daß er Euch das gelehrt. Und wie Ihr meine Ritter vorgenommen habt — wartet! wartet! Da käme ich am Ende auch noch schlecht bei Euch weg.

Omar. Wollt Ihr Euch seiner nicht annehmen, Herr? Seht ihn nur an!

Friedrich. Abwarten! — Mach nun ein Ende, Bursche. Du hast eben gehört, was du zu erwarten hast. Was willst du noch mehr?

Ruprecht (in Verzweiflung). Ist das wirklich wahr?

Erster Ritter. Nun, bist du noch nicht überzeugt, da du einer so langen Rede gewürdigt wardst und aus so schönem Munde?

Ruprecht. Seh ich dich an und deinesgleichen, so möcht ich's glauben — aber ihr seid nicht die Welt. Und wenn mir's noch hundert Andere zuschwüren — ihr seid nicht die Welt. Ihr müßt getäuscht worden sein, Herrin, oder das Unglück sieht nur mit umflortem Blick. So lange halte ich mich noch fest an meinem Glauben, wie der Gescheiterte an einem Brett und wenn ich denn schon einmal mit erstarrten Fingern ablassen muß von dem rettenden Holz, dann hinunter in die Tiefe, hinab, und je schneller desto besser. Lebt wohl!

Mathilde. Wo willst du hin?

Ruprecht. In die Ferne, bis ich finde was ich gesucht. Und dann, wenn ich es erreicht, komme ich zurück und lege alle Schätze dir zu Füßen, der Holden, Einzigen, und sie sollen ihren Wert erst dadurch erhalten, daß du zu ihnen sagst: Sie sind mein.

Friedrich. Was ist das?

Erster Ritter. Eine Liebeserklärung.

Ruprecht. Ja, ich liebe dich, Herrin, von dem Augenblicke an, da du an mir vorüberstobst, und dein Stern war es, der mich dir nachgeführt, daß ich es dir sagen und zusammenfassen kann in den einen Laut: Mathilde!

(Er kniet nieder.)

Friedrich. Ein Kniefall?

Mathilde. Auf! empor!

Friedrich (für sich). Ich durfte kaum ihre Hand berühren und dieser Faunt wagt es — (Laut.) Reißt ihn empor!

Erster Ritter. Empor, Schurke!

(Die Ritter reißen ihn empor.)

Ruprecht. Rührt mich nicht an oder ich weiß nicht was ich thue. Zu mir hat sie gesprochen und aus ihren Augen sprach Mitleid wie ein himmlisches Licht. Ihr aber standet dabei und haschtet vergebens nach einem Blick von ihr. Ja sucht es nur wieder wett zu machen und umdrängt sie jetzt und umschmeichelt sie, nehmen könnt ihr mir doch nicht wieder was mir gehört.

Friedrich. Ist er toll?

Ruprecht. Auch du, Herr, umgarne sie nicht! Ich hab es wohl gesehen, wie du ihr gesinnt bist. Rühr sie nicht an, Kaiser! Denn in meinem Schutze steht sie und wer sie auch nur anhaucht, hat es mit mir zu thun.

Friedrich (drohend). Knabe!

Mathilde. Erlaubt, Majestät. Ihr wollt ein Ritter werden und das Schicksal zwingen und versteht euch selbst nicht einmal zu bändigen? Schöner Held das! Lernt erst Sitte von einem Knappen und fragt dann wieder nach, was man zu euch sagen wird — Bauer!

Ruprecht. Dann ein Ritter! Ich komme wieder. Es muß noch Würdigere geben, die ihren Schild mit Recht tragen, es muß! Ihr seid die wahren Ritter nicht. Und was dich angeht, du Holde, Einzige — rührt sie nicht an, sag ich euch, rührt sie nicht an!

(Er ist während der letzten Reden mit einem Satze nach oben gesprungen und eilt jetzt schnell ab.)

Erster Ritter. Unverschämter!

Zweiter Ritter. Sollen wir ihm nach, Herr, und ihm den Kopf vor die Füße legen?

Friedrich. Laßt ihn, er entläuft uns nicht. Ihr seid verstimmt, Frau Gräfin?

Mathilde. Sollte ich nicht? Kaum einer Hand glücklich entronnen, und schon wagt ein Anderer sich herrisch in mein Geschick zu drängen. O diese Männer!

Friedrich. Und noch dazu ein Bauer!

Mathilde. Laßt ihn, Majestät. Kommt dort nicht der Herr Hofmarschall zurück?

(Der Hofmarschall tritt auf mit einem Schreiben.)

Friedrich. Gebt her. So meine Unterschrift, Frau Gräfin. Das Schreiben ist nun giltig.

(Hat das Schreiben kurz unterzeichnet und giebt es ihr.)

Mathilde. Nochmals meinen Dank, Majestät. Gestattet, daß ich mich beurlaube,

Friedrich. Und was den Jüngling anbelangt —

Mathilde. Das Leben wird ihn in seine Mühle nehmen. Sprechen wir nicht mehr von ihm.

(Ab.)

Omar. Was gedenkt Ihr mit ihm zu thun, Herr?

Friedrich. Ja, was soll ich mit ihm thun? Kann man ihn noch sehen?

Hofmarschall. Dahinten stürmt er hin.

Friedrich. So eilt ihm nach und seht, welchen Weg er nimmt.

Hofmarschall. Ich soll ihm nachlaufen, Herr?

Friedrich. Er darf doch seiner Strafe nicht entgehen?
Hofmarschall. Freilich nicht, Majestät.

(Ab.)

Friedrich. Wenn diese Blasen sich ausgekocht haben, kommt vielleicht doch noch das rechte Eisen zu Tag. (Zu den Rittern.) Ihr Herren, daß ihr mir nichts gegen den Burschen unternehmt auf eigene Faust!

Zweiter Ritter (zum ersten). Die Majestät scheint für den Bengel noch Partei zu ergreifen.

Erster Ritter (ingrimmig in seinen Bart). Wenn ich ihn zwischen Himmel und Erde antreffe, ich halte meine Ritterehre für nicht zu gut, ihn hinterrücks niederzuschlagen wie einen tollen Hund, trotz Kaisers Verbot!



Berliner Lebensbilder.

Dämmerstunde.

Von Franz Herzfeld.

(Düsseldorf.)

Ein Berliner Lokal „für Wein und ächte Biere". Winternachmittag.

Grete

(Kellnerin, sitzt neben dem Ofen, den Kopf gestützt.)

Wenn's ruhig ist, das Zimmer leer von Leuten,
Dann wird's mir sonderbar.
Dann muß ich immer denken an die schönen Zeiten,
Wo's anders war.
Ein Dörfchen — durch die Pfütze mit den Gänsen sprang ich
Und tollt' ich froh
Und mit den Buben schlug ich mich und rang ich — —
O Gott, es friert mich so!

Ikarus

(verkommener Student, jetzt Klavierspieler, auf der andern Seite des Lokals vor der Cognacflasche.)

Wenn's ruhig ist, ich brauch' nicht mehr zu spielen — —
Ei, Karchen, Schwerebrett!
Giebt's richtig, Alter, noch bei Dir was von „Gefühlen"?
's ist wirklich nett!
Mir wird's — fast könnt' ich wieder faule Verse machen,
Wie damals: Harm auf Darm —
Ei, gießen wir 'nen Cognac in den Rachen!
Hinunter! das macht warm!

Grete.

Dann bei der großen Stadt ein Sommergarten,
Musik und Karussell.
Auf Blick' und Küsse brauchte Fritz nicht lang zu warten,
Ich gab sie schnell.
Wir gingen in den Wald. Er war galant, entzückend,
Verliebt und froh.
Im Grase saßen wir, die Luft war drückend —
O Gott, es friert mich so!

Ikarus.

Dann so ein gottverlass'nes Hinterstübchen —
Ach was! Hinunter flink!
Das Jus zum Henker! Bring' mir noch 'nen Ganzen, Liebchen,
Die Blume trink!
Fahr wohl, Minerva! Fleisch und Blut, das ist das Beste!
— Bald nahm mich in den Arm
Ein hartes Hospitalbett kalt und feste — —
Hinunter! Das macht warm!

Grete.

Nun, weil's mich friert, so will ich tüchtig heizen.
(Sie wirft eine Schaufel Kohlen in die Ofenthür.)
Da, Schätzchen, hast du was!
Na, will's nicht, muß ich dich erst mit dem Eisen reizen?
(Sie stochert.) Nun macht's dir Spaß.
Noch 'ne Portion! Noch eine! Hast 'nen guten Magen,
Brennst lichterloh —
O könnt' ich mit der Schaufel dich zerschlagen!
(Sie schmettert die Schaufel gegen den Ofen und wirft sich dann schluchzend in einen Stuhl.)
O Gott, es friert mich so!

Ikarus.

Was treibt die Grete? Schürt sie noch? Ich habe
Genügend Hitze schon.
Der Rock ist schuld daran! Hinunter, alter Knabe!
(Er zerrt an den Aermeln.)
Na, flink, Kujon!
Zwangsjacke du! Will ich dich endlich von mir schmeißen,
Winkt der Gendarm —
In tausend Fetzen muß ich dich zerreißen!
(Er bearbeitet den Rock mit Nägeln und Zähnen.)
Potz Cognac, das macht warm!
(Beide beruhigen sich wieder.)

Grete.

Die Kohle sprüht — und wird am End' zu Asche,
Wie hell die Flamm' auch schlug —
Solang ich Trinkgeld ziehe aus der Gäste Tasche,
Geht's flott genug.
Ist's aus, kann ich den Sprung in's Wasser auch noch wagen,
's ist wohl nicht schwer.
Man wird mich warm in woll'ne Tücher schlagen.
Dann friert es mich nicht mehr.

Ikarus.

Na, Karchen, 's ist mal so. Kopf hoch! Courage!
Was? Bist du denn nicht klug?
Solang ich Stellung finde, thu ich aus der Flasche
Noch manchen Zug.
Und später sorgt das Zuchthaus wohl für meinen Magen,
Ei Potz Liqueur!
Am End' zu all den Andern 'rausgetragen —
Dann brennt es mich nicht mehr.

Die soziale Frage in den vereinigten Staaten von Amerika.

Von Michael Flürscheim.

(Gaggenau in Baden.) (Nachdruck erwünscht.)

Vorbemerkung der Redaktion. Wir haben im Januarheft unter dem Titel „Wo die Ursachen der Geschäftsnot nicht liegen" bereits eine ganz kurze Inhaltsübersicht des bedeutenden Aufsatzes gegeben, welchen wir hiemit unverkürzt unserm Leserkreise bieten. Die Arbeiten des Herrn Michael Flürscheim, der durch Studien, Reisen und Lebensstellung wie wenige berufen, an der großen sozialen und volkswirtschaftlichen Debatte teilzunehmen, seien auch an dieser Stelle der öffentlichen Aufmerksamkeit angelegentlich empfohlen. Unser verehrter Mitarbeiter hat uns eine Reihe interessanter Beiträge für die nächsten Hefte zugesagt.

Die Amerikaner haben ein Sprüchwort:

„The early bird catches the worm." (Der frühe Vogel fängt den Wurm) unserem „Morgenstund' hat Gold im Mund" entsprechend. Ein Lehrer rief dies einst in einer amerikanischen Schule einem spät kommenden Schüler zu, worauf der Junge frischweg erwiderte: „Serves the worm right, why did it get up so early!" (Es geschieht dem Wurm recht, warum stand er so früh auf!) Hiermit gab der Kleine unbewußt einer großen nationalökonomischen Wahrheit Ausdruck, daß nämlich jede Behandlung der gesellschaftlichen Fragen zwei Seiten hat, die des Fressenden und die des Gefressenen. Es giebt sogar Leute, die überhaupt behaupten, daß dies ein Naturgesetz sei, gegen das sich nichts machen ließe. In wirtschaftlicher Beziehung, das heißt in Bezug auf die Existenzfrage sei nämlich der Mensch eben nur ein höheres Tier und teile das Geschick der Tiere, die sich in Fressende und Gefressene teilen.

So lange die Menschheit auf einer niederen Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung stand, in der das volle durchschnittliche Arbeitsprodukt eines Menschen ihm kaum mehr als die notwendigsten Bedürfnisse verschaffen konnte, mochte eine solche Anschauung Geltung haben. Luxusbefriedigung war dem Einzelnen damals nur unter der Voraussetzung möglich, daß Andere dafür darbten. Er konnte nur mehr fressen, wenn sich Andere dafür fressen ließen.

Es kam jedoch eine Zeit, in der durch jene Aladinwunderlampe, menschlicher Erfindungsgeist genannt, die menschliche Leistungskraft im Durchschnitte mindestens versechsfacht wurde, in der bei richtiger Verteilung des Produktionsertrages Wohlhabenheit für Alle hätte herrschen müssen.

Als nun aber diese herrliche Zeit ihr Versprechen nicht hielt, sondern sogar das merkwürdige Schauspiel des steigenden Hungers nicht nur trotz, sondern wegen des überhandnehmenden Ueberflusses darbot, das heißt der Arbeitslosigkeit durch „Ueberproduktion", da konnte das alte Gesetz kaum Anwendung mehr finden. Der Arme wurde jetzt gefressen, weil die Reichen nicht genug fressen wollten, das heißt, weil sie durch den Verbrauch des überflüssigen Gütervorrats keine Arbeit für ihn schufen.

Die Ursachen einer so abnormen Erscheinung wurden den Wenigsten klar. Man machte es wie immer in solchen Fällen; man suchte alle möglichen Gründe, nur nicht die, welche auf der Hand lagen. Zum Glücke beschränkte sich die Notlage nicht auf einzelne Länder, sondern ergriff die ganze Welt, besonders auch die vereinigten Staaten von Nordamerika.

Ich sage zum Glück, denn hierdurch wurde viel nationalökonomischer Mist bei Seite geschafft, der den Weg zu einer näheren Untersuchung der großen Frage bei uns versperrt, drüben aber nicht vorhanden ist.

Der beste Weg zur Lösung derselben ist daher eine Untersuchung der Ursachen, welche der wirtschaftlichen Notlage in den vereinigten Staaten zu Grunde liegen. Ein langjähriger Aufenthalt daselbst hat mich veranlaßt, mich eingehend mit dieser Aufgabe zu befassen und eine Reise, die ich im vorletzten Jahr während der schlimmsten Geschäftskrisis wieder dahin machte, hat mir die Gelegenheit gegeben die Frage in so greller Beleuchtung vor mir zu sehen, daß endlich jede Spur von

Zweifel, die noch gewaltet haben mochte, verschwand, Problem und Lösung in ihrer ganzen Klarheit vor mir erstanden.

Eine wesentliche Hilfe hierzu gab mir das berühmte Werk von Henry George „Fortschritt und Armut“, insoweit dessen Beleuchtung der gegenwärtigen Zustände in seinem Vaterlande und deren Grundursache in Betracht kommen, wenn ich auch in Bezug auf Erklärung und Begründung weit von ihm abweiche.

Der geniale Amerikaner hatte es, wie schon angedeutet, leichter als seine europäischen Kollegen, wenn er versuchte, der wirklichen Ursache der wirtschaftlichen Notlage näher zu treten. Eine Menge von Scheinursachen, die den Blick des Nationalökonomen der alten Welt verschleiern, existieren nicht in seinem Lande.

Von Uebervölkerung, die von kurzsichtigen Malthusianern bei uns oft als die Hauptursache des Uebels angesehen wird, konnte in einem Lande, das noch mehr als die zehnfache Bevölkerungszahl in Wohlhabenheit erhalten konnte, keine Rede sein.

Auch der Moloch Militarismus, der im alten Europa Hekatomben von Blut und Geld verschlingt und dem Viele Alles in die Schuhe schieben, existiert drüben nicht.

Der fanatischste Schutzzöllner kann dem Mangel an Zollschutz drüben nicht die Schuld geben, während der Freihändler schweigen muß, wenn man ihm die noch schlimmeren Zustände im Paradiese des Freihandels, in England, vorführt.

Wenigen kommt drüben auch nur der Gedanke, der verhältnismäßig geringen Zahl von Juden Schuld zu geben, was auch bei Yankees, die an Geriebenheit die schlausten Juden übertreffen, nicht leicht verfangen würde.

Finanzpolitiker, die in der Goldwährung die Ursache zu finden meinen, giebt es zwar drüben auch, aber sie haben keinen nennenswerten Anhang mehr, seit sich gezeigt hat, daß die Bland'schen Silberausprägungen ebenso wenig helfen konnten, wie die frühere Papierwährung.

Und vollends die politischen Ursachen, auf welchen manche europäische Wirtschaftspolitiker herumreiten, haben im freisten, unabhängigsten Lande der Welt keine Geltung. Und doch! Woher kommt also die merkwürdige Erscheinung?

Die am meisten gegebene Antwort „Ueberproduktion“ zu diskutieren, wäre eine Beleidigung für den Leser. Ich würde ihn auf den Standpunkt der guten Bürger von Rahnstädt herunterdrücken, als sie Onkel Bräsig's Definition, daß die Armut aus der großen Povertät herkäme, mit großem Enthusiasmus aufnahmen.

Das ist ja gerade das ganze Problem, woher es kommt, daß das Volk hungert, gerade weil die Speicher mit Getreide überfüllt sind, daß es in Lumpen friert, weil zu viele Kleider angefertigt werden, und ohne Obdach ist, weil zu viele Häuser leer stehen.

Weil zu viel Getreide da ist, kann der landwirtschaftliche Arbeiter kein Brot finden, weil zu viele Kleider am Weltmarkt vorrätig sind, kann der Schneider keine Arbeit finden, mit deren Lohn er sich Kleider kaufen kann; weil zu viel Häuser leer stehen, kann der Bauarbeiter das Geld nicht erschwingen, um seine Miete zu bezahlen. Woher kommt diese paradoxe Erscheinung?

Wie kann grausiger Mangel neben grenzenlosem Ueberfluß und neben dem Willen und der Macht, das Mangelnde durch eigene Arbeit zu erzeugen, bestehen? Was verbietet dem willigen, fleißigen Arbeiter die Erzeugung dessen, was er bedarf, oder mit dem er sich die Erzeugnisse anderer ebenso williger Arbeiter und Bedürftiger erkaufen möchte?

Die Erscheinung ist nicht so unerklärlich, wie man auf den ersten Blick glauben sollte. Wenn dem Arbeiter das Produkt seiner Arbeit gehörte, wenn der Lohn dem ganzen Produktionsertrag entspräche, wäre sie unmöglich. Nicht nur, daß Jeder Arbeit genug hätte, sondern in Folge der enormen Produktivität der Arbeit, welche dieselbe mit Hilfe der Technik erlangt hat, würde allgemeine Wohlhabenheit herrschen. Wenn dem Arbeiter, wie thatsächlich der Fall und wie überhaupt nicht anders möglich in einem zivilisierten Gemeinwesen, nur ein Teil des von ihm geschaffenen Produktes zu Eigentum gehört, so hängt zwar der Grad seiner Wohlhabenheit von

dem mehr oder minder großen Anteil ab, den Dritte von dem Produkt seiner Arbeit erhalten, aber es kann weder Arbeitslosigkeit noch Ueberproduktion eintreten, wenn jene Dritte ihren Anteil wenigstens konsumieren. Diese Erscheinungen treten erst dann ein, wenn Letzteres nicht mehr der Fall ist, d. h. wenn der Anteil am Produktionsertrag, den eine kleine Minorität monopolisiert hat, so bedeutend geworden ist, daß selbe ihn nicht mehr konsumieren kann und will und ihn ständig weiter kapitalisiert, d. h. produktiv anlegt und damit das Mißverhältnis zwischen Produktion und Konsum stets wachsend vergrößert. Dieses ist nun aber, was sich tagtäglich in zunehmendem Maaße vor unseren Augen vollzieht. Die Erscheinung ist eine so auffällige geworden, daß es zum Gemeinplatz wurde, zu sagen, wie es ein Zeichen der Zeit sei, daß die Güter sich immer mehr in einzelne Hände konzentrieren, daß die Massen relativ immer ärmer, die Reichen immer reicher werden. Und wie Alles, was durch seine Alltäglichkeit die Macht verliert, einen Eindruck auf uns zu machen, geht auch diese furchtbare, verhängnisvolle Erscheinung an uns vorüber, ohne daß wir sie in ihrer unheilvollen Bedeutung auch nur annähernd würdigen.

„Es hat stets Arme und Reiche gegeben und es wird sie geben, so lange die Welt besteht," ist die philosophische Betrachtung, mit der man allenfalls das unerquickliche Thema bei Seite schiebt, wenn man ihm überhaupt eine Betrachtung schenkt.

Beides ist wahr, letzteres wenigstens insofern relative Armut Armut zu nennen ist; denn immer werden in einem gesunden Gemeinwesen die Anteile an Glücksgütern von der Thätigkeit, den Fähigkeiten des Einzelnen und von mehr oder weniger zufälligen Verhältnissen abhängen. Aber ein großer Unterschied zwischen heut und früher wird von den Wenigsten richtig erfaßt. Wo für Alle nur spärlich gesorgt ist, kann der Einzelne nur dann Ueberfluß haben, wenn Andere darben. In Zeiten, in denen bei dem niedrigen Wert der Technik und Wissenschaft ein Mensch unter durchschnittlichen Verhältnissen seine volle Arbeitskraft einzusetzen hatte, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, konnten die Begünstigteren nur dann dem Luxus fröhnen, wenn Andere dafür sich Entbehrungen auferlegten.

Diese Zeiten sind jedoch für immer hinter uns. Heute ist die Durchschnittsleistung des Arbeiters in Gewerbe, Industrie und Ackerbau mit Hilfe moderner Produktions-Werkzeuge und Methoden auf mindestens das Sechsfache gestiegen. Er könnte die Hälfte abgeben und würde noch gegen früher mit dreifacher Leichtigkeit seine Bedürfnisse befriedigen.

Er könnte fünf Sechstel abgeben — (wie auch faktisch ziemlich annähernd der Fall. Der Lohn beträgt heute nach verschiedenen statistischen Rechnungen siebenzehn bis zweiundzwanzig Prozent des Produktionsertrages. In England z. B. ist das gesamte Lohnquantum heute zirka zwanzig Prozent des Wertes der Nationalproduktion, während es 1867 noch vierzig Prozent war) — und hätte immer noch ein zur Existenz genügendes Auskommen; er könnte immer noch die dringendsten Bedürfnisse befriedigen. Aber eine Grundbedingung ist hierzu nötig, absolut unumgänglich, nämlich, daß Diejenigen, denen die fünf Sechstel zugutkommen, sie auch aufbrauchen, natürlich nicht nur essen, trinken, wohnen, Luxus treiben &c., sondern irgend eine Form der Geldverwendung, insofern sie nicht eigentliche Kapitalisierung ist, d. h. zur Produktion Verwendung findet. Es mögen Museen, Waisenhäuser damit gegründet, Armeen damit unterhalten, Kanäle, Eisenbahnen geschaffen werden, aber es dürfen keine Fabriken damit gebaut, keine neuen Güter produzierenden Unternehmungen geschaffen werden; es sei denn, daß der Betreffende die hierdurch geschaffene Einkommenerhöhung aufbraucht. Sowie diese Bedingung nicht erfüllt wird, tritt die entsetzliche Erscheinung auf, deren Abnormität uns durch die Gewohnheit nicht mehr in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit vor Augen tritt, daß die Armen, denen nur ein Sechstel ihres Arbeitsproduktes zum eigenen Konsum gelassen wurde, auch dieses nicht mehr erlangen können, weil Diejenigen, denen sie die fünf Sechstel abtreten mußten, diese nicht aufbrauchen können und wollen und die Armen daher nötigen, mit der Produktion einzuhalten, bis die betreffenden Monopolisten ihren Löwenanteil in einer oder der anderen Weise verbraucht haben. So lange können die Elenden nicht ein-

mal mehr Arbeit finden, trotzdem sie bereit wären, sich mit einem noch geringeren Anteil am Produktionsertrage derselben zu begnügen.

Dies nennt man dann „Ueberproduktion" und erklärt damit die Krisis. Letztere ist längst latent, ehe sie zum akuten, deutlichen Ausdruck, zum Krach kommt. Dieser zerstört viele Güter und schafft hierdurch nach und nach wieder Arbeitsgelegenheit. Das die Nachfrage überwiegende Arbeitsangebot, die durch den Stachel der Not verbesserten Arbeitswerkzeuge und Methoden haben aber inzwischen den relativen Anteil des Arbeiters wieder weiter reduziert. (Siehe oben die Reduktion in England um zwanzig Prozent in achtzehn Jahren.)

Die Minorität, welcher der gestiegene Löwenanteil zufällt und die schon ihr früheres Einkommen nicht aufbrauchen konnte, kann mit dem vermehrten noch weniger fertig werden, und die Krisis beginnt bald mit größerer Schärfe.

Thatsächlich werden auch die Industrie- und Geschäftskrisen immer länger und die Zwischenräume immer kürzer. Auch in letzteren ist von einem eigentlichen guten Geschäft kaum mehr die Rede. Der Nutzen ist auf ein Minimum reduziert, denn aus Mangel an produktiver Arbeit haben sich Tausende und aber Tausende auf den Zwischenhandel geworfen, die sonst produktiv gearbeitet hätten, und die Konkurrenz darin auf's äußerste krankhaft angespannt, so daß Einer den Andern zu unterbieten sucht und die Kosten für Reklame und Geschäftsspesen stets größer werden, eine immer wachsende Quote des Nutzens absorbieren.

Wie ist hier zu helfen, wie ist diesen unheilvollen Vermögensverschiebungen Einhalt zu gebieten, wie eine allmähliche Nivellierung der drohenden kapitalistischen Felstitane zu erreichen, damit sie nicht in ihrem Zusammensturze unsere ganze Zivilisation zerschmettern?

Amerika giebt auch hier die beste Antwort, indem es uns zeigt, wie die Not entstanden ist und wie sie beständig wächst.

Ohne eine einzige Ausnahme verdanken die Astor, Vanderbilt, Gould, Mackey, Huntingdon, Scott und wie die Herren Billionäre alle heißen, die auf unsere armseligen deutschen Millionäre wie auf Hungerleider herabblicken, ihre riesigen Reichtümer nur einem einzigen Faktor und dieser nennt sich „Grundbesitz."

Mag die Quelle ihres Vermögens anfangs in industrieller oder Handelsthätigkeit liegen, wie z. B. bei den Astor's im Pelzhandel, bei Vanderbilt, Gould, Huntingdon und Scott im Eisenbahnbau, bei Mackey im Bergwerkbetrieb, die kolossale Vergrößerung der erworbenen Kapitalien, sowie ihre Sicherung war nur durch Grundbesitz möglich.

Nehmen wir den Fall an, zur Zeit, als die Mayflower die ersten Pilgrims auf Plymouthrock landete, hätte in Europa noch das in der Urzeit bestandene Recht des Gemeinbesitzes für den Grund und Boden bestanden, anstatt des vom römischen Recht eingeführten Privatbesitzrechtes, so wäre es jenen Gründern der späteren vereinigten Staaten nicht eingefallen, das in Besitz genommene Land als Privatbesitz zu verteilen. Sie hätten einfach das Land in Besitz genommen und dann parzellenweise den Einzelnen vermietet. Ob sie das heute noch in Rußland und Java bestehende System des Gemeinbebesitzes mit Verloosung der Parzellen an die Gemeindemitglieder je auf eine Anzahl Jahre adoptiert hätten oder Verpachtungen an die Meistbietenden, ist unerheblich. Wir wollen annehmen, sie hätten die vernünftigere letztere Methode angenommen, so würde das spätere amerikanische Heimstättengesetz statt jedem Einwanderer 160 Morgen von ihm zuerst in Besitz genommenen Landes als absolutes Eigentum (freehold) zu garantieren, ihm 160 Morgen auf, sagen wir z. B. 50 Jahre, pachtfrei zur Miete (als leasehold) gegeben haben. Nach Ablauf dieser Zeit würde er seine Okkupation des betreffenden Grundstückes nur unter der Bedingung haben fortsetzen können, daß er dem Staat oder der Kommune, welcher vom Staat die Verwaltung übertragen worden, eine dem Marktwert entsprechende Pacht gezahlt hätte. Es hätte ein solches System für die Pilgrims nicht einmal etwas Ungewohntes gehabt; denn schon damals war der Boden Englands und Irlands zum großen Teil im Besitze einer verhältnis-

mäßig geringen Anzahl großer Besitzer und sowohl der Ackerbau auf dem Lande, wie Handel und Gewerbe in den Städten wurde auf leasehold betrieben, das heißt auf gepachtetem Grund und Boden. Der Begriff, daß der Besitz des Bodens unumgänglich nötig sei, um eine richtige Ausnutzung einerseits und die völlige Befriedigung des Bewirtschafters andererseits zu erzielen, existierte nicht bei den Männern, die mit der Mayflower hinüberkamen. In ihrem Heimatlande hätte es ihnen genügt, Boden zu gerechtem Pachtzins auf längere Pachtzeit zu erhalten und die Garantie zu erlangen, bei Aufgabe der Pacht Entschädigung für von ihnen geschaffene Meliorationen zu erhalten, um sie in wirtschaftlicher Beziehung zufrieden und glücklich zu machen.

Auch heute würde, wenn statt 160 Morgen freehold nur 160 Morgen leasehold mit 50jähriger Pachtfreiheit erlangbar wäre, die Einwanderung nicht abnehmen, sondern im Gegenteil sich bedeutend vermehren. Trotzdem noch Millionen und aber Millionen Morgen der fruchtbarsten und bestgelegensten Ländereien unbebaut sind, muß der Einwanderer, der heute vom Heimstättengesetz Gebrauch machen will, an diesen vorbei in abgelegenere Distrikte ziehen, wo geringere Fruchtbarkeit, größere Schwierigkeit der Urbarmachung oder weitere Entfernung zum Markt den Besitz unvorteilhafter und weniger begehrenswert machen; denn jene besser gelegenen wertvolleren Landstriche sind in festen Händen, die sich mit der eisernen Faust des Bodenwucherers um jede Scholle spannen, und sie erst dann loslassen, wenn sie ihren Wucherpreis dafür erlangen können.

Der Einwanderer findet es trotzdem in den meisten Fällen heute vorteilhafter, diesen Preis zu zahlen, als hinaus in die ferne Wildnis zu ziehen. Das Kapital, das er dringend für Baulichkeiten, Wirtschaftsgeräte, Vieh, Saatfrucht und die bis zur Ernte benötigten Lebensbedürfnisse gebraucht hätte, hat er zum Teil oder ganz als Anzahlung für den Landkauf auszugeben und in tausend Fällen ist der Ruin die unausbleibliche Folge. Er verliert seine Farm oder wird im günstigsten Fall Pächter darauf.

Nehmen wir aber den Fall an, es existiere überhaupt für niemand die Möglichkeit, Land als Eigentum zu erwerben, indem der Staat dem ersten Ansiedler — und zwar nur dem wirklichen, nicht dem nominellen Ansiedler — ein freies 50jähriges Pachtrecht für ihn und seine Familie (nicht für fremde Käufer seiner Rechte) gäbe, so wäre damit dem Bodenwucher von vornherein ein Ziel gesetzt, denn da das freie Pachtrecht nur für den ersten Ansiedler und seine Familie gälte, so lange sie selbst das betreffende Grundstück bebauen, und beim Abtreten desselben an Dritte der Staat sofort eine dem Marktwert entsprechende und ständig mit diesem sich steigende Pacht erheben würde, so wäre überhaupt nur ein Kaufpreis für die geschaffenen Meliorationen zu erlangen (eine Auslage, die der Ansiedler auch in der Wildnis machen müßte). An der Pacht dagegen wäre kein Profit zu erzielen, da eine vom Verkäufer erzielte höhere, die Staatspacht übersteigende Pacht, erstere entsprechend steigern müßte, indem sie den Marktwert und damit die Staatspacht erhöhen würde.

Eine jährlich vom Nutzen zu zahlende Pacht, deren Höhe dem Wert der Grundrente entsprechen würde, kann aber niemand ruinieren, denn wenn ein Stück Land dem Bebauer nicht mindestens den Wert seiner darauf verwendeten Arbeit und die Zinsen seines Betriebskapitales einbringt, dann erzielt es überhaupt keine Grundrente. Diese fängt erst an, nachdem diese beiden Faktoren befriedigt sind, d. h. in einem Lande, in dem noch nicht die sogenannte Uebervölkerung (nur ein Ausdruck für die Existenz falscher wirtschaftlicher Verhältnisse) die Pachten unnatürlich geschraubt hat. Ricardo's Rententheorie, wonach die Rente der Ueberschuß des Ertrags ist, welchen ein Stück Land über den bei gleichem Aufwand von Mitteln von dem geringsten Land, welches noch in Anbau genommen wird, erzielten, einbringt, besagt unter solcher Voraussetzung das Gleiche; denn unter dieser muß das geringste in Anbau genommene Land mindestens den Wert der Arbeit und den Zins des Kapitals abwerfen, sonst würde die Bebauung eben unterbleiben!

Die Pachtauslage wird, wie wir sehen werden, noch obendrein dem Ansiedler auf andere Weise mehr wie ersetzt und da 50jährige Besitzsicherheit so gut wie lebenslänglicher Besitz ist (auch der wirkliche Besitz ist nur ein lebenslänglicher), so ist kein Grund zu ersehen, warum eine derartige Pachtmöglichkeit nicht mindestens ebenso viel Ansiedler anziehen sollte, wie der wirkliche Besitztitel.

Uebrigens ist es eine traurige Thatsache, daß auch in den vereinigten Staaten der Kleinbauer, der auf unverschuldetem Eigenbesitz wirtschaftet, immer seltener wird und daß die Zustände immer mehr den englischen ähneln mit ihren abwesenden Großgrundbesitzern und den auf's Blut ausgesaugten Pächtern. Schon im Census von 1880 waren 1'024,601 Farms verpachtet und jetzt sollen es 25 Prozent mehr sein, während ganz Großbrittanien und Irland nur 1'069,127 Pächter haben. Von 7'670,493 Menschen, die 1880 in den vereinigten Staaten im Ackerbau beschäftigt waren, sind nur 2'984,306 dem Namen nach Eigentümer ihres Grund und Bodens, die andern Pächter und Arbeiter. Wenn jedoch die Farms, welche in Wirklichkeit dem Hypothekenbesitzer gehören, abgingen, würde sich die Anzahl der Besitzer bedeutend verringern.

Auch werden die einzelnen Grundkomplexe, die bonanza farms, immer größer und wenn dieser Prozeß so weiter ginge, würde man bald von Amerika sagen können, was Plinius über Italien schrieb:

„Latifundiam perdidere Italiam et provincias."

Dieselben Erscheinungen, die sich in den schlimmsten Tagen Roms zeigten, treten auch hier schon deutlich hervor. Gekaufte Volksvertreter, mittelst deren Stimme Koterien gewissenloser Korporationen und habgieriger Krösuse die Gesetze machen und das Land regieren mit allen Folgen, welche dieses System für das römische Weltreich hatte. Wer dachte nicht an die Feste der Crassus und Lucullus, als er von dem Feste Vanderbilt's las, das über eine halbe Million Mark kostete?

Fassen wir nun aber die Folgen ins Auge, welche das Staatsbesitz-System gegenüber dem gegenwärtigen auf alle Verhältnisse haben müßte und sehen wir dann, wie es die Prosperität und das Glück der Ansiedler vermehren würde, so wird uns kein Zweifel bleiben, daß statt die Einwanderung zu vermindern, dasselbe sie unendlich vermehren müßte; daß also das Besitzrecht gewiß nicht nötig war, um Amerika zu bevölkern.

Die erste Wirkung würde eine riesige Staatseinnahme sein, welche im Verhältnis zur wachsenden Einwohnerzahl und zur steigenden Produktionskraft zunehmen müßte; denn im Verhältnis dieser beiden Faktoren steigt der Bodenwert. Heute kommt dieser Wertzuwachs den Privatbodenbesitzern zu gut, ohne daß sie nötig gehabt hätten, eine Hand dafür zu rühren, anstatt der Allgemeinheit zu gehören, die ihn geschaffen hat.

Wir sehen in unseren Großstädten und in denen der neuen Welt täglich das Schauspiel riesiger Reichtümer, die den Besitzern von Bodenkomplexen in den Schooß fallen, welche durch die Ausdehnung der Stadt in deren Gebiet fielen. Was vorher verhältnismäßig wertloses Ackerland war, wurde in kurzer Zeit wertvolles Bauterrain, das den glücklichen Besitzer zum Millionär machte, ohne daß er hiezu die Hand zu rühren brauchte. Auf der andern Seite sehen wir, daß die Stadtgemeinde, welcher dieser Wertzuwachs zu verdanken ist, Schulden machen, ihre Steuern erhöhen oder sogar fallieren muß, weil sie die Kosten nicht mehr erschwingen kann, welche ihr die Ausdehnung des Areals und die Vermehrung der Einwohnerzahl verursachen.

Die Anlegung von Straßen, Wasser- und Gasleitungen, Kanalisation, Schulen, Theatern und Konzertsälen, Hospitälern, Bibliotheken, Rathäusern, Promenaden, Postanstalten, Eisenbahnhöfen, öffentlichen Plätzen, Einfriedungen u. s. w. hat Millionen verschlungen; aber den Wert des städtischen Grund und Bodens um noch mehr Millionen vermehrt. Nur fallen diese letzteren Millionen dem Säckel von einzelnen Privatleuten zu, während die ersteren von allen Einwohnern gemeinsam aufzubringen sind. Wäre die Stadt die Eigentümerin ihres Grund und Bodens, so würde der Zuwachs am Wert desselben bei Weitem die Ausgaben für Meliorationen übersteigen.

Die Bodenpacht würde allein nicht nur zur Bestreitung des ganzen städtischen Budgets ausreichen, sondern noch die Ueberführung eines großen Teiles an den Staat gestatten und sämmtliche Staatssteuern der Einwohner decken. Wem dies übertrieben erscheint, der möge das Faktum ins Auge fassen, daß der Grundpachtwert, d. h. die reine Grundrente, ausschließlich der Zinsen für die Meliorationen, in Deutschland z. B. gegenwärtig auf mindestens 3 Milliarden Mark für das Jahr geschätzt wird und daß dieser Wert unter verbesserten wirtschaftlichen Verhältnissen sich bedeutend vermehren würde. (Für die vereinigten Staaten ist die Schätzung zwanzig Milliarden Mark jährlich.) Diese Verbesserung der wirtschaftlichen Zustände würde aber gerade der Hauptvorteil der veränderten Besitzverhältnisse sein, der den der Steuerersparnis bei weitem übersteigen müßte, und wir wollen daher diese Frage eingehender in's Auge fassen.

Ich habe oben gesagt, daß die Vermögen der Vanderbilt und Gould u. s. w. nur durch Grundbesitz ermöglicht worden sind. Ich muß nun vor Allem um dies zu beweisen, den Begriff „Grundbesitz" insofern er hier in Betracht kommt, in seiner vollen Ausdehnung definieren, d. h. mit allen Konsequenzen, die er in sich schließt. Wir können dies am besten, indem wir die Vermögensbilanz unserer amerikanischen Billionäre (die sich übrigens in der Art der Zusammensetzung von der ihrer europäischen Kollegen nicht wesentlich unterscheidet) eingehend durchnehmen und zwar nehmen wir nur ihre soliden sicheren Kapitalanlagen vor. Die unsicheren sind nicht gefährlich; bei ihnen heißt es: „wie gewonnen, so zerronnen." Industriewerte, sowie Anlagen in Ackerbau-, Handels- und Gewerbeunternehmungen sind, wenn keine Grundsicherung dabei ist, Werte so ephemerer Natur, daß sie im Durchschnitt in jeder Generation mindestens einmal zu Grunde gehen. Sie bilden die vom Sturme des individuellen Fleißes emporgetriebenen Kapitalwogen, welche wieder in das allgemeine Niveau zurückkehren, wie die Kraft nachläßt, der sie ihr Entstehen verdanken. Nur wenn sie im Grundbesitz erstarren können, erlangen sie Dauer und ihre gefährliche Macht.

Die sicheren Werte unserer Herren Billionäre bestehen:

1. In direktem Grundbesitz.

2. In Grundpfandwerten, als da sind: Pfandbriefe, Eisenbahnobligationen, Hypotheken &c., die wir insgesammt indirekte Grundbesitztitel nennen können, denn der Besitzer einer Hypothek ist in dem Maaße, in dem solche den Grundwert erreicht, der eigentliche Grundbesitzer. Der nominelle Besitzer ist nur sein Verwalter mit dem einzigen Unterschiede, daß sich die Pacht „Hypothekenzins" nennt. „Hypothekerkauf ist Rentenkauf" sagt schon Rodbertus. Jedenfalls steht fest, daß diese Art von Werten mit der Aufhebung des Privatgrundbesitzes verschwinden würden.

3. In Staatspapieren. Wenn die Staaten in dem Besitz der Grundrente wären, würde es keine Staatsschulden geben; wenn sie heute in diesen Besitz gelangen würden, wären bald alle Staatsschulden amortisiert.

4. In Eisenbahnaktien. Der Wert der Eisenbahnen besteht erstens in ihrem Grundbesitz (man denke an die Millionen Morgen Land, welche den Pacificbahnen geschenkt wurden), zweitens in ihrem Monopol. Der erstere würde nicht existieren, das zweite hätte nicht erteilt zu werden brauchen. Die Eisenbahnen wären aus den Einkünften, die der Staat seinem Grundbesitz entnähme, von diesem gebaut worden.

5. In Bergwerkspapieren. Nur insoweit solche Grundwerte repräsentieren, bieten sie Sicherheit. Diese Sicherheit fiele weg, wenn der Minenbetrieb auf gemietetem Staatsboden stattfände und wie in England dem Grundeigentümer eine bestimmte hohe Vergütung von der Produktion zu machen wäre.

Wir haben hiemit die Summe der sicheren Werte erschöpft.

Häuser gehören nicht dazu, wie der Brand von Chicago und das Erdbeben von Lissabon am besten illustrieren. Uebrigens würde der Staat als Grundbesitzer auch nach und nach der Besitzer aller Immobilien werden. Sein kolossales Einkommen würde ihm dies ermöglichen. (Ich bemerke hier ein für alle Mal, daß an

Stelle des Staatsbesitzes auch der Kommunalbesitz unter Staatskontrolle und Beteiligung des Staates an den Einnahmen gesetzt werden kann.)

Wir sehen also, wie es keine Vanderbilt und Konsorten geben könnte, wenn es keinen Privatgrundbesitz gäbe, und wir haben gesehen, wie die wirtschaftlichen Notverhältnisse einzig und allein dem Konsumhindernden und obendrein noch unverhältnismäßig die Produktion stimulierenden Einflusse solcher Kapitaltitanen zuzuschreiben sind. Ohne diese gefährlichen Kapitaldämone würden nie jene riesigen Ueberschwemmungen und Dürren entstehen, die wir täglich in immer zunehmendem Maaße vor uns sehen. Ueberschwemmungen von Kapital, das sich zu stets abnehmendem Zinsfuß gegen sichere Werte (Grundwerte) anbietet, Dürre von Kapital, d. h. dessen Unerschwinglichkeit oft selbst zu hohem Zinsfuß für Handel, Industrie, Ackerbau und Gewerbe, wenn sie keine Grundsicherheit bieten können.

Die Möglichkeit, Kapital in Grund- und Bodenbesitz anlegen zu können, schafft jene Kapitallatifundieen, welche die Geschäftsstauung bewirken und dadurch das Fernhalten des Kapitals von der Arbeit, sein Zudrang zu den sicheren Grundwerten. Das Nichtexistieren der Letzteren würde das Kapital mit seinem vollen Andrange sich der Arbeit anbieten lassen und hierdurch den Zinsfuß sinken, den Lohn steigen machen; denn je leichter es dem Arbeiter durch billiges Kapital wird, selbst Unternehmer zu werden, je höher verkauft er Andern seine Arbeit. Ein Steigen des Lohnes heißt aber Zunahme der Konsumfähigkeit der Volksmassen, Erhöhung des Absatzes und dadurch der Produktion, also Wachsen des Volkswohlstandes. Der hiedurch vermehrte Bedarf für seine Erzeugnisse würde allein schon dem Farmer zehnfach die dem Staate zu zahlende Grundrente einbringen.

Es kann nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes gehören, die wirtschaftlichen und politischen Wirkungen der Nichtexistenz des Privatgrundbesitzes näher auszuführen. Ich habe dies, sowie die Möglichkeit der allmählichen Ueberführung unserer gegenwärtigen Grundbesitzverhältnisse in die naturgemäßen, die in der Geschichte aller Völker bestanden, an anderer Stelle gethan.*)

Nur einen speziellen Gesichtspunkt möchte ich noch der allgemeinen Beachtung empfehlen. Möchte man bei den neuerdings in Aufnahme gekommenen deutschen Kolonisationsversuchen den Riesenfehler vermeiden, welcher bei den Kolonisationsausführungen anderer Völker gemacht worden ist, nämlich den Fehler, das Land der Kolonie zu verschenken oder zu verkaufen, statt es zu vermieten.

Das Land der Kolonie müßte unter allen Umständen im Besitze ihrer Gemeindeverwaltungen, resp. ihrer Regierung bleiben. Nur auf diese Weise wird solche in den Stand gesetzt, die Bedürfnisse der Kolonie zu bestreiten, ohne Steuern oder Zölle zu erheben und jene Zustände zu verhindern, wie sie in der ganzen zivilisirten Welt als Folge des Privatgrundbesitzrechtes aufgetreten sind und in stetig sich verschlimmernder Gestalt immer drohendere Dimensionen annehmen.

Schon erhebt sich z. B. in Australien eine mächtige Partei, die den Länderverkäufen Einhalt thun und zur Verpachtung übergehen will.

Möge das deutsche Reich, das wie ein Phönix aus der Asche seiner mittelalterlichen Zerrissenheit erstanden ist, den Ansturm, den es zu seiner Weltmission in fernen Erdteilen nimmt, gleich von Anfang in die richtigen Bahnen leiten und die verhängnisvollen Fehler vermeiden, welche alle andern Nationen gemacht haben.**)

---

*) „Auf friedlichem Wege." Ein Vorschlag zur Lösung der sozialen Frage. Von Michael Flürscheim. Bei Oskar Sommermeyer Braunschweig und das „Staatsmonopol des Grundpfandrechts als Weg zur Reform und wirtschaftlichen Verhältnisse." Von demselben erschienen in den „Sozialen Zeitfragen" Bruns, Minden.

**) Mit Ausnahme Holland's, welches in Java die ursprünglichen Gemeindebesitzverhältnisse bestehen ließ. Ueber die daraus entstandene Volksprosperität (Vermehrung von 2 auf 20 Millionen in 100 Jahren ohne Immigration, kein Pauperismus ꝛc.) siehe Laveleye, De la propriété et de ses formes primitives. (Das Ureigentum.)

Ueber die Verbindung der Malerei mit Poesie und Musik.

Von Robert Stöbe.

(München.)

Die Romantiker riefen den Malern zu: Seid Dichter, schließt euch an die universellste aller Künste, an die Poesie an! —

Zeitgenossen und Spätere feindeten diese Forderung an, indem sie behaupteten, daß das Verlangen der Romantiker eine unzulässige Verschiebung der Grenzen in den verschiedenen Künsten hervorbringe. Denn jede Kunst sei sich selbst genug und das wahre Kennzeichen eines ächten Kunstwerks sei eben, daß es an und für sich vollendet wirke und nicht erst durch besonderen Anschluß an eine andere Kunst. Unpassend, unkünstlerisch! donnert man heute noch. Jawohl, ganz und gar unzulässig! Die Dichter mögen dichten, die Maler malen! Jeder Schuster bleibe bei seinem Leisten.

> Was wir erlernt mit Not und Müh',
> Dabei laßt uns in Ruh verschnaufen!
> Hier renn' er nichts uns übern Haufen. —

Wir wollen zwar jetzt nicht Lanzen für die schon mit Moderduft umgebenen Romantiker brechen — Verwirrung mag durch manche ihrer Lehren in die gesamte Kunst gedrungen sein — im richtigen Lichte betrachtet, scheint ihre Forderung doch einiges Beherzigenswerte in sich zu bergen. Ein Blick in's Leben, in unsere heutigen Kunstausstellungen, in denen sich die Malerei voll blühender Lebensfreude tummelt, könnte vielleicht am raschesten überzeugen.

Hier prangt in gleißendem Goldrahmen ein äpfelschälendes Mädchen, da eine an Blumen riechende Renaissance-Dame, dort sitzen zwei Alte im Gemüsekeller und so ähnliche Genres winden sich durch alle Säle. Immer Bild an Bild, technisch geschickt gemacht und doch fürchterlich langweilig für jeden Beschauer. Und die Ursache dieser Langweiligkeit? Das Fehlen jedes nur etwas bedeutenderen dichterischen Gedankens. Denn ein gut Teil unserer modernsten Malerei läuft einem Wege nach, der in nur zu bedenklicher Weise die Idee abseits liegen läßt. Hinter glänzendem Aeußeren gähnt die Leere, die absolute Nichtssagendheit. Dahin gelangt also die Malerei, wenn sie vollständig „absolut" auftritt, ihre Stärke in ihrer Abgeschlossenheit von der Schwesterkunst sucht.

Unwillkürlich müssen wir da einen Blick zur modernen Tonkunst hinüber werfen: — wie ganz andere Resultate zeigen sich da! Während die bildende Kunst sich möglichste Gedankenlosigkeit zur Aufgabe gestellt hat, schließt sich die Musik immer enger an die Dichtkunst an und gewinnt dadurch an Tiefe, an Seele im Ausdruck.

Die Richtung der Malerei, welche nur für nötig hält, elegante oder „geniale" Pinselstriche zu machen, ist somit je länger je mehr in größter Gefahr, ihre Stellung als Kunst einzubüßen und zum Kunsthandwerk herabzusinken. Denn wahrlich, wenn man sich nur deshalb an einem Gemälde ergötzen sollte, weil es eben ein Gemälde ist und darum einen protzig prangenden Zimmerschmuck abgiebt, dann wäre ja das Bild auf gleicher Höhe mit einem beliebigen reizvollen Ornament. Nur daß letzteres, da es sich organisch zusammengehörig zur Wandfläche verhält, viel passenderer Zimmerschmuck sein würde. Natürlich fehlt dem armen Ornament der gewichtig klingende Name des Künstlers, mit dem allein sich oft schon ein Stück Wand prächtig aufputzen läßt.

Unsere Meinung, sich in gewissem Sinne jener der Romantiker anschließend: der Maler müsse Dichter sein — wurde herausfordernd unterstützt durch die trostlose Oede, welche viele malerische Kunstschöpfungen (Kunstschöpfungen?) den nach wirklichem Kunstgenuß Verlangenden entgegen gähnen. Die unbedingte Notwendigkeit eines auch die Malerei durchdringenden und durchgeistigenden, dichterischen Gedankens wird sich aber in noch größerer Klarheit zeigen, wenn wir auf den organischen Bau,

auf den inneren Zusammenhang der Künste näher eingehen, und zwar nicht nur der Malerei mit der Dichtkunst, sondern der Vollständigkeit wegen, flüchtig auch den Zusammenhang der Tonkunst mit der Poesie nachweisen. Da die moderne Musik durch ihr Freundschaftsbündnis besonders mit dem Drama so an Wert gewonnen, muß notwendig auch hier ein innerer Zusammenhang vorhanden sein. Trotz der grundverschiedenen Ausdrucksmittel, welche den drei Künsten Poesie, Malerei und Musik zu Gebote stehen, ist's doch eine ähnliche Weise, in der sie allesamt auf's Gemüt wirken: erhebend, erschütternd, erheiternd. Das Mittel, durch welches dies zunächst geschicht, ist die Stimmung, in welcher das Kunstwerk gehalten ist, wodurch dann eine Reflex-Stimmung in uns hervorgerufen wird.

Mit den verschiedenen Ausdrucks-Mitteln der Künste sucht der Künstler zunächst stimmungsvoll zu wirken, um auf das hinzuleiten, was er weiter sagen will, auf die Idee vorzubereiten, welche seiner Schöpfung zu Grunde liegt. Diese Idee ist aber nichts anderes als der künstlerische dichterische Gedanke; er ist das Fundament, auf welchem sich der ganze herrliche Bau des Kunstwerkes erhebt.

Und doch, obgleich der dichterische Gedanke das erste Element aller Kunst ist, — durch ihn fängt ja eben Kunst erst an Kunst zu werden, — er selber wird nicht unmittelbar durch sich erweckt, sondern ist nur ein Funken großen flutenden Lichtes, nur ein Ausfluß der frisch sprudelnden Quelle lebenspendender Allkraft — der Natur.

Sowie sich die Natur als eigentliche Mutter der künstlerischen Phantasie zeigt, treten alle anderen Beweggründe zum künstlerischen Schaffen weit in den Hintergrund. Denn welchem Motive wäre gleich starke überströmende Lebenskraft innewohnend, als eben dem uns rings umgebenden Leben selber, das auch uns erfüllt, hebt und trägt? Der durch das Leben, die Natur in Anregung gebrachte poetische Gedanke verbindet sich mit der Phantasie des Künstlers, um in ihr eine anfänglich noch dunkle Vorstellung vom werdenden Kunstwerk zu erwecken. Dieser erste nachhaltige Eindruck auf das Gemüt bringt die nötige Stimmung hervor, durch welche es dem Künstler möglich wird, den poetischen Gedanken richtig auszugestalten. Aber das poetische Empfinden in und an der Natur ist von Anfang an bei den verschiedenen Künstlern schon ganz verschieden. Die zu den einzelnen Künsten besonders veranlagten Künstler fühlen sich je nach ihrer Individualität angeregt. Bei jedem wird eine seiner Kunst eigentümliche Empfindung hervorgerufen, so daß deutlich im Nachfühlen der Natur, die rein dichterische, musikalische oder malerische Idee an den Tag tritt. Jetzt braucht nur noch das technische Ausdrucksmittel der einzelnen Kunst hinzuzutreten, und eine abgeschlossene, fertige, besondere Kunstschöpfung steht vor uns.

Zeigt sich in diesem inneren Schöpfungsgange des Kunstwerks nicht wunderbare Einheit? Einem güldenen Seile gleich, umschlingt darum der dichtende Gedanke Poesie, Musik und Malerei.

Unser Eingehen in den organischen Verband war nötig, um die Blutsverwandtschaft der genannten Künste und auch, was der Hauptzweck war, den innigen Zusammenhang der Malerei mit den beiden anderen Künsten hinzustellen. Werden wir uns über den Nutzen klar, den gerade die bildende Kunst daraus ziehen kann! —

Der dichterische Gedanke ist in der Malerei, eben wie in den anderen Künsten, das leitende Motiv, die das Bild durchdringende Idee, verdeutlicht durch die Stimmung, welche wir in diesem Falle etwas weiter aufgefaßt sehen möchten: Nicht nur die charakteristische Farbengebung, sondern die ganze Komposition überhaupt, wie sie sich in dem Aufbau der einzelnen Figuren und im Ausdruck der besonderen Figur giebt, möchten wir hier verstanden wissen, denn das alles muß durch den vom Leben inspirierten dichterischen Funken bestimmt und charakteristisch gestaltet werden.

Nun ist freilich in den verschiedenen Kunstepochen einmal mehr auf diese, dann wieder auf jene Seite der Stimmung in unserm Sinne gesehen worden. Einmal glaubte man mehr auf einfach strenge Linienkomposition halten zu müssen; so die Griechen und hervorragenden Italiener der Renaissance, welche hauptsächlich durch den in der figür-

lichen Komposition scharf ausgesprochenen Gedanken den Gipfelpunkt ihrer Kunst zu erreichen gedachten. Der Grieche brachte im Streben nach diesem Ziele wunderbare plastische Schöpfungen hervor, während ihm in seiner Malerei das Ausdrucksvermögen beinahe ganz verloren ging, da ihr die malerische Tonstimmung fehlte. Auch die Italiener sehen vielmehr auf Wiedergabe ihrer Gedanken in strengen Linien, als auf malerisch poetische Stimmung: — die eigentlichste Kunst der Gemütsstimmung, die Tonkunst, war ihnen noch nicht in ihrer ganzen Herrlichkeit und Größe erschlossen.

Unsere spätere deutsche romantische Schule wies erst auf die große Bedeutung der poetischen Stimmung beim Kunstwerk hin, verfiel allerdings in den entgegengesetzten Fehler, dieses bedeutende Mittel des Ausdrucks als Endzweck hinzustellen. Und warum kam die Romantik zu diesem Irrtum? Weil sie wohl das Kunstwerk am dichterischen Gedanken entzündet wissen wollte, diesen aber nicht von der Natur, sondern von jeweiligen Gefühlsregungen ableitete. Daher all die überspannte „romantische" Gefühlsduselei, all die thränenseligen Jammerpuppen, welche uns als Menschen von jenen Malern vorgesetzt wurden.

Aber nicht nur um ins Leben treten zu können, bedarf die Malerei des dichterischen Gedankens, auch ferner in ihrem Dasein kann sie äußerst selten seiner leitenden Hand ganz entraten. Wenn das vollendete Gemälde zur Frage drängt: was stellt es vor, was will der Künstler sagen? so ist das weiter nichts als ein Suchen nach dem zu Grunde liegenden Gedanken. In vielen Fällen läßt sich ja die dichterische Idee leicht erkennen, einfache Erscheinungen im Leben sind ebenso einfach wiederzugeben; in andern Fällen verleiht ein schlicht bezeichnendes Wort den schweigend auf der Leinwand haftenden Gestalten ein so bestimmtes Leben, daß sie Sprache und Bewegung dadurch zu erhalten scheinen. Diesen Wert des ergänzenden Wortes fiel auch Niemandem ein in Abrede zu stellen; von jeher gab man Bildern einen bezeichnenden Titel, der eben nichts weiter ist, als der konzentrierteste Sprach-Ausdruck der malerischen Gestalten. Die meisten Bilder werden durch dies eine Wort genügende Deutung erhalten, so daß das Kunstwerk klar und richtig empfunden werden kann. Weil nun jedoch ein hinzutretendes Wort völlig ergänzend wirken mag, dürfte doch immer noch Niemand berechtigt sein, endgiltige Form für die Länge oder Kürze dieses dichterischen Programms, denn das ist eben jenes ergänzende Wort, aufzustellen. — Je schneidiger, desto unmittelbarer oft die Wirkung, gewiß! Wo indessen ein kleines Mittel keine richtige Wirkung erzielt, gehört ein größeres hin, das liegt ja wohl auf der Hand. Und es giebt eben Vorgänge im Leben, im Dasein des Menschen, die zur künstlerischen Wiedergabe drängen, jedoch so gewaltig oder tief sind, daß der Maler, nur einen Moment schildernd, nicht allein seinem Pinsel und dem Titel des Bildes die Wiedergabe des Lebens anvertrauen kann, sondern um alles zu sagen, notwendig das ergänzende Wort zu einem etwas längeren dichterischen Programm erweitern muß. Und zwar sind es gerade die beiden hervorragenden Säulen moderner Kunst, welche oft dieses dichterischen Programmes bedürftig sein können: tief empfundene Schilderungen der Tragik des Lebens und in den weitaus meisten Fällen Darstellungen, denen Gedanken aus Sage oder Mythe untergelegt sind.

Den ernsten fühlenden Künstler werden oft gerade die erschütterndsten Vorkommnisse im Leben zur Wiedergabe drängen. Keiner wie er wird sich so in sie versenken, sie mitleben, mitfühlen und dadurch seiner Phantasie ein wahres, tief empfundenes Bild alles dessen einprägen, was sich stürmisch ihm aufdrängt. Im Kunstwerk sucht er nun alle Saiten seiner erregten Phantasie wiederklingen zu lassen, er zaubert sein Bild mit aller seiner Kunst möglichen Wahrheit vor den Beschauer, und siehe, oft genug ist's diesem doch nicht möglich in den Intentionen des Künstlers aufzugehen, oder, wenn er ungefähr nachfühlt, was der Schöpfer des Kunstwerks will, läßt er seiner Phantasie doch eigenen Spielraum und macht sich gewissermaßen selber ein Programm. Da wird denn nun gesucht was alles im Bilde wohl gesagt werde, von diesen Gedanken auf jenen geschlossen, von hier weiter, bis schließlich die Phantasie des Einzelnen sich in's Bodenlose verliert. Mit Be-

fremdung blickt man dann zum Kunstwerk auf und sieht eigentlich nicht das in ihm ausgedrückt, was man sich alles so schön zurecht gelegt hat. Die Folgen davon sind die ungünstigsten für das Bild, denn vom Standpunkte des seiner Phantasie folgenden Betrachters kann es nun leicht als verfehlt aufgefaßt werden. Wir respektieren ganz gewiß die Phantasie des Einzelnen, Gottlob, wenn es heutzutage noch Leute giebt, welche überhaupt willige Phantasie besitzen, allein zu dem aus feinfühlender Künstlerempfindung hervorgegangenen Kunstwerk möchten wir keine fremde Zuthat haben, denn sie könnte leicht zerstörend in dem wohlgefügten Baue wirken. Aus den Tiefen der Natur hebt der Künstler seine Schöpfung, bringt sie vor ein Publikum, welches zwar die Resultate seiner Arbeit, nicht aber die ihn dazu bewegenden Motive kennt.

Will der schaffende Künstler sein Werk nicht halb oder falsch verstanden wissen, so ist er genötigt ein Mittel zu erfassen, welches das Nachempfinden des Kunstwerkes erleichtert und auf die Ideen und Gefühle des Künslers hinweist. Welches Mittel wirkt aber eindringlicher als das erklärende, ergänzende Wort in programmartig erweiterter Form?

Werfen wir einen Blick auf Darstellungen aus dem allgemeinen Leben entfernter liegenden Gebieten, auf Sage und Mythe, so wird in den meisten Fällen ein ergänzendes, in gewissem Sinne erläuterndes Programm*) geradezu unentbehrlich werden. Denn, da der Künstler auf diesen sagenhaften Gebieten sich in viel freieren Gedanken ergehen kann, indem er die bildlichen Gestalten zu Trägern seiner dichterischen Ideen macht, läuft er ohne Programm eben erst recht Gefahr mißverstanden zu werden.

Neben der einen Aufgabe des Programms, tiefer in die Absicht des Künstlers einzuführen, heben wir aber noch eine andere hervor, welche, möchten wir sagen, den höchsten künstlerischen Standpunkt einnimmt und zu Weiterem überleitet. Wir meinen das hinzutretende Wort, welches einleitende dichterische Stimmung für die malerische Schöpfung erweckt.

Zur größeren Klarheit des eben Ausgesprochenen diene hier ein Beispiel. Uns fällt gerade eine Darstellung eines alten germanischen Opferplatzes ein. Um so recht Stimmung für die Darstellung zu erzeugen, erzählt ein untergelegtes dichterisches Programm, daß Wotan in Walhall seine beiden Raben auf Kundschaft aussendet, ihm von der geheiligten Wahlstätte Kunde zu bringen, ob sie ihm noch geweiht, ob sie verödet sei u. s. w. Die Absicht des Malers wäre hier, durch das dichterische Wort gleichsam in die Götterwelt der Alten einzuführen, gewissermaßen mythisch Stimmung zu erwecken. Ist der Beschauer so in die Vorzeit eingeführt, wird er fähig sein, die Darstellung zu verstehen. Er sieht auf dem Bilde Wotans Raben Hugin und Munin über der zerstörten Opferstätte kreisen. Die alte Wotanseiche reckt die verdorrten, morschen Arme in die Luft, gestürzt liegt der Mahlstein und über ihn wuchert Gras: kein Mensch achtet des ehedem geweihten Bodens. Das Bild führt also den dichterischen Gedanken entschieden durch und kann doch nicht selbstständig ohne einleitendes Wort gedacht werden. Letzteres läuft aber nicht äußerlich nebenher, sondern, mit der dargestellten malerischen Idee sich verbindend, ergänzt es dieselbe zugleich. Bei gewöhnlichen Illustrationen ist oft gerade das bloße Nebenherlaufen entweder des poetischen oder malerischen Kunstwerkes störend und eins kann für's andere nicht erwärmen. Beim gegenseitigen Ineinanderaufgehen indessen, wird das eine durch das andere gehoben. Die ganze Bedeutung eines mit richtigem Gefühl angewendeten dichterischen Programms fällt somit scharf in's Auge.

---

*) Das erläuternde Programm fassen wir nicht so auf, als ob es eine archäologisch wissenschaftliche Belehrung über den dargestellten Stoff geben sollte. Aufgabe des Künstlers ist nicht, wie ein Schulmeister erst lang und breit zu erklären, was sein Bild überhaupt vorstellt, der Titel gibt das zur Genüge an. Die Kenntnis seiner Stoffe muß er längst voraussetzen dürfen, da ja die Wissenschaft der Kunst immer vorarbeitet und der Gebildete durch diese Dienerin der Kunst von den Schätzen unserer Vorzeit lange unterrichtet sein muß. Auf ungebildeten Plebs Rücksicht zu nehmen, wäre wahrhaftig von dem Künstler zu viel verlangt.

Tritt nun die Poesie gleichsam in eigener Person zur Malerei, um anregende Stimmung für die malerische Idee zu erwecken, so leitet das leicht in eine andere nahe verwandte Kunst über, in die eigentlichste Kunst der Stimmung, in die Musik. Nur eines Schrittes bedarf's, um den musikalischen Ton ergänzend, weiterführend zur Erhöhung des Eindrucks der malerischen Stimmung beitragen zu lassen.

Als wir oben den organischen Zusammenhang der Künste betrachteten, fand sichs, daß der Hauptunterschied in dem besonderen Auffassen des durch das Leben, die Natur, erweckten dichterischen Gedankens besteht: Jede Sonderkunst sucht diesen Gedanken in ihrer eigentümlichen Art und Weise so umfassend wie möglich auszudrücken. In vielen Fällen gelingts aber der einzelnen nicht ganz, denn was die eine an Tiefe des Gefühls vor der andern voraus hat, fehlt ihr wieder an plastischer Verkörperung. Und wenn die eine in Erinnerung an das flutende glänzende Licht sich wohl träumend versenken kann, ist die andere in den Stand gesetzt, wirkliches, strahlendes Licht darzustellen. Ist's nun nicht wünschenswert, daß eine Kunst die andere unterstütze, ihr Hilfe leiste, sie ergänze? Obgleich die Malerei die äußerliche Natur am täuschendsten verkörpert, fehlt ihr doch, wie schon oben erwähnt, fortschreitendes Leben; starr ist die Natur auf die Bildfläche gebannt. Um sie zu beleben, erfüllte schon die Dichtkunst die schwesterliche Pflicht und hauchte ihr durch das Programm mehr geistige Bewegung ein. Eins jedoch war dieser dichterischen Ergänzung noch nicht im weitesten Sinne möglich: Bewegung in die Stimmung selbst zu bringen. Der stimmungsvolle Eindruck, den die Malerei erzeugt, drängt sich wohl dem Gemüt auf, kann aber durch die Malerei meistens nicht weiter geführt werden, eben weil die Möglichkeit fortschreitender Bewegung in der Stimmung fehlt. Diese Bewegung zu besitzen, ist der Vorzug der musikalischen Stimmung. Nichts liegt demnach näher, als in Fällen, wo das malerische Kunstwerk eine noch höhere Vervollständigung verlangt, diese durch Anwendung des musikalischen Tones zu geben. Der malerische Ton, der im Vergleich zur Musik immer etwas brutal naturalistisch wirkt, würde sich dann in den viel tiefer von Gemüt durchdrungenen musikalischen Ausdruck auflösen können und dadurch unendlich an Vergeistigung gewinnen. Dabei könnte die höchste Eigentümlichkeit der Tonkunst zur Anwendung kommen: in der fortschreitenden Entwicklung der Stimmung zur schließlichen Verklärung des Kunstwerks emporzuführen.

In diesem Sinne hat ein bedeutender Meister der Töne schon einmal das, was in der Malerei nicht mehr zum Ausdruck kam, in der Darstellungsweise seiner Kunst glänzend durchgeführt und so das malerische Kunstwerk herrlich abgeschlossen. Wilhelm Kaulbach schuf die gewaltige Hunnenschlacht und Franz Liszt, der große Symphoniker, verklärte in seiner symphonischen Dichtung das Gemälde. Kaulbach konnte nur andeutend auf den Triumph des Christentums hinweisen, Liszt führte ihn klar und bestimmt mittelst gewaltiger Harmonie-Entfaltung musikalisch durch. Aber nicht nur in dieser durchgeistigenden Weise, als Apotheose der malerischen Idee, ist der musikalische Ton anwendbar; viel älter ist die einfache Verwertung, um das realistische Leben im Bilde zu erhöhen. Wir erinnern an jenen griechischen Maler, welcher einen in die Schlacht stürmenden Reiter gemalt hatte und hinter dem Bilde einen Trompeter die Schlachtfanfare blasen ließ.

Fernere Anwendung der Tonkunst giebt Wereschagin, welcher den Eindruck der musikalischen Töne tief empfand und die besänftigenden Weisen einer Orgel in seine, den Schrecken des Krieges entnommenen Bilder klingen ließ. Offenbar wollte er den Gegensatz zu dem lärmenden, tobenden Kriege in seinen weichen Friedensmelodien nicht nur mechanisch angeben eines gemeinen Effekts wegen. Der Künstler bringt auch dadurch gewissermaßen Bewegung in die malerische Stimmung, aber weder in erklärender, noch rein realistischer Weise wie der Grieche, sondern benutzt die angewandte entgegengesetzte Stimmung, um eben das Fürchterliche, Unheimliche, Erschütternde seiner Darstellungen mächtiger vor die Seele zu führen.

Hat das keine künstlerische Berechtigung?

Begegnung.

Von Hermann Franke.

(München.)

Ich stand vor ihr erschrocken,
Doch sie verriet sich nicht:
Kühl war ihr Gruß und trocken,
Kühl blieb ihr Angesicht.

Sie stellt mit heit'rem Munde
Mich vor dem „Herrn Gemahl“ —
Mir aber brennt die Wunde
In bitt'rer Herzensqual:

Wie fremd und unbefangen
Ihr Auge an mir hing,
Indeß auf meinen Wangen
Die Röte kam und ging.

Als ob sie nicht mehr wüßte,
Wie ganz sie mir gehört,
Nicht mehr, wie heiß sie küßte,
Von wildem Rausch betört!

Kaum konnt' ein Wort ich stammeln —
Doch sie sprach höflich-glatt:
„Sie müssen sich erst sammeln,
Die Hitze macht so matt!“

Nach uns die Sündflut!

Von Karl Bleibtreu.

(Berlin.)

Ihr seht sie nicht die Donnerfluten,
Die immer näher branden schon —
Ihr seht sie nicht die Blitzesgluten
Der nahenden Revolution.

Die Wellen kommen, Wellen gehen,
Und morscher wird der goldne Bord,
Bis endlich im Gewitterwehen
Die lockern Planken treiben fort . . .

Seht, wie die feinen Damen plaudern
Hoch auf dem glattgedielten Deck —
Doch sähen sie's, sie würden schaudern,
Wie drunten frißt geheimes Leck.

Vergebens Ihr an Phrasenfahnen
Euch angstvoll klammert alle Zeit,
Hilflos verloren auf den Bahnen
Der eisernen Notwendigkeit.

Der Sklave in des Schiffes Rumpfe
Entfesselt jauchzend sich empört,
Wenn droben er mit Stil und Stumpfe
Die Staatsgaleere bersten hört.

Ihr seht sie nicht, die Donnerfluten,
Die immer näher branden schon —
Ihr seht sie nicht die Blitzesgluten
Der nahenden Revolution.



Münchener Künstler-Besuche.

Von M. G. Conrad.

1.

Zu Hans Bartels, Schwanthalerstraße 53!

Von Hamburg, wo er das Licht der Welt und die Welt sein Licht erblickte, bis München, wo er gegenwärtig seine Werkstatt aufgeschlagen, findet sich im ganzen Reich wohl kein einigermaßen bedeutender Kunstort und kein wirklich unterrichteter Kunstfreund mehr, denen Name und Wirken des jungen genialen Meisters heute noch unbekannt wären.

Und fände sich doch so ein Kunst-Krähwinkel und so ein kunstsinniger Kunst-Ignorant, in Gottes Namen! Sie mögen ihre Unwissenheit in holder Bewußtlosigkeit verdauen! Die Ueberzeugung steht trotzdem bei allen Wissenden fest, daß die vaterländische Kunst über kurz oder lang in Hans Bartels ihren talentvollsten und leistungsfähigsten Aquarellisten einmütig begrüßen wird. Und da wir schon einmal in diesen Blättern der gesamten Münchener Presse voraus im November vorigen Jahres das laute Lob des uns damals persönlich unbekannten Meisters rückhaltlos gesungen haben, so wollen wir heute im Vormarsch unabhängiger Kritik die Behauptung nicht unterdrücken: der Aquarellist Hans Bartels hat zur Stunde keinen Rivalen, der ihm auf seinem Gebiete den ersten Platz streitig machen könnte. Edgar Meyer allein vermöchte ihm am nächsten zu kommen.

Für gewisse fürchterlich kluge Leisetreter und kritische Angstmeier hört sich Dergleichen allerdings wie fabelhafte Reklame an. Für unsere Leser aber, die ein feines Ohr für den Klang der Wahrheit haben, bedarfs keiner Versicherung, daß unser Spruch nur aus ehrlichster Ueberzeugung stammt.

Seit Eduard Hildebrandt ist keine Kraft auf dem Gebiete der Wasserfarben-Malerei mit solcher ruhigen Energie, solchem sicheren Schaffensdrang und solchem durchschlagenden Erfolge unter uns aufgetreten. Was heute Hans Bartels — abgesehen von der individuellen Artung der künstlerischen Psyche — von seinem berühmten Vorgänger äußerlich unterscheidet, ist die geographische Beschränkung: Bartels hat noch keine Weltfahrt gemacht; seine Studienreisen liegen zwischen der Insel Rügen und dem Golfe von Neapel. Allein welchen außerordentlichen Gewinn hat er aus dieser Spanne Raum in kurzer Zeit geschlagen! Wie mächtig und reich hat sich sein Talent in dieser an Abwechselung und Gegensätzen so mannigfaltigen Zone entwickelt!

Leichtigkeit und Sicherheit des Schaffens sind ihm gleicherweise zu eigen wie die verborgensten, nur durch Scharfsinn und Studium zu gewinnenden Geheimnisse der Technik und die Gewissenhaftigkeit des Handwerks.

Wenn es ihm gefiele, könnte er mit seinen letztjährigen Reiseskizzen allein eine stattliche Kunsthalle füllen, — und ein Blatt würde mit dem andern um den Preis der Schönheit, der Originalität, der Güte streiten — und kein einziges unterläge!

Daß ich aber gleich alles sage, auch das, was mir an diesem außerordentlichen Künstler unheimlich und antipathisch ist: er ist unvermögend, ein schlechtes oder nur mittelmäßiges Bild zu machen, er kann sich keine Schmiererei, keine Dummheit leisten, wie es die belobtesten Pinselhelden vor und mit ihm gethan. Wie er das anfängt, ich weiß es nicht, aber es ist unleugbar seine Schranke — das fehlt ihm zu seinem Genie! Ich habe Hunderte seiner Bilder und Skizzen gesehen, Landschaftliches, Architektonisches und Figürliches, ich habe alle seine Mappen und Bücher durchgewühlt: durchwegs diese verzweifelte Güte, durchwegs diese Treffsicherheit, durchwegs dieses unfehlbare Talent. Immer andere Bilder, andere Stimmungen, andere Feinheiten und Kühnheiten, aber dieses ewig gleiche, abscheuliche Sonntagsglück!

Und er schämt sich gar nicht, dieser virtuose Unmensch, es ist ihm etwas Natürliches und Erlaubtes, er redet sich nicht einmal auf seinen Geburtstag hinaus, auf den fröhlichen Weihnachtstag 1856!

Und sagt man ihm schließlich in's Gesicht: Ach was, Aquarelle, nichts als Aquarelle — lassen Sie sich in Oel sieden, Sie unfehlbarer kleiner Wasserfarben-Papst, sonst ist das Oel für Sie doch zu nichts nütze! Dann zerrt er lächelnd aus irgend einem Atelierwinkel eine große Leinwand hervor und entrollt ein meisterhaftes Oelbild, und noch eins, und noch eins. Natürlich auch von ihm! Aber was ist ihm Hekuba, was soll ihm Oel? Er zwingt dem Wasserfarbenbild alle Kraft und Fülle, den ganzen Zauber des Oelbildes auf und ergeht sich dabei in Formaten, wie sie seither kaum ein anderer Aquarellist zu bemeistern gewagt.

Gut, da sind wir endlich mit ihm zu Ende: er beherrscht also auch die Oeltechnik, wenn's ihm beliebt, Amen Sela!

Aber dieser „Hans im Glück“ bereitet uns eine neue Ueberraschung: er zieht

ein Schubfach aus und legt einen Stoß der reizendsten Illustrationen in allerlei Zeichnungs- und Tuschmanieren vor uns hin. Natürlich wieder von ihm! Seine Phantasie will doch auch einmal vagabundieren und sein Auge sich erholen von dem Zwange realistisch treuer Kunstweise? Er will doch nicht ewig die Schönheitsrätsel der gegebenen Natur auflösen und das wirklich Geschaute in ehrliches Bildwerk übersetzen, sondern in seinen Erholungsstunden sich eine eigene Märchenwelt komponieren und schwelgen in Erfindung von Dingen und Ereignissen, die sich nur im Poetengehirn begeben? So darf sich zu dem realistischen Maler der phantasieberauschte Illustrator, der in märchenhaften Gebilden dem Banne des Wirklichen entflieht, gleichberechtigt gesellen und einer den andern vergnügt in der Hantierung ablösen? Ei, warum denn nicht, wenn's nur geht! Und bei Hans Bartels geht's. Was geht bei diesem schrecklichen Menschen nicht?

Ich hätte gute Lust gehabt, gleich bei meinem ersten Besuch den Glückspilz inmitten all der Schätze seines Ateliers durchzuprügeln, oder etwas zivilisierter ihm wenigstens eine philosophische Moralpauke zu halten. Schon wollte ich strafend anheben: Wahrlich, wahrlich, Ihr macht zu viel, Herr, und das Viele zu gut; das ist gegen alle künstlerische Sittsamkeit und Wohlanständigkeit . . .

Aber da ging die Thür auf und hereintrat ein jugendliches Weib mit goldschimmerndem Haar, mit einer gedankenvollen Stirn, rein und glänzend wie Alabaster, und zwei großen, tiefen, phantasiegeladenen Augen, und auf dem Arme trug das Weib ein lächelndes Kind, das mit den runden, nackten, rosigen Aermchen fuchtelte, bald ein Fäustchen ballte, bald die Fingerchen spreizte und in die Luft griff — und hinter dem Weibe trollten zwei lustige Persönchen, ein dreijähriger Bub' mit einem ganzen Bündel Bilderbogen unter dem Arm, und ein zweijähriges Mädel mit dem humorvollsten Gesichtchen von der Welt . . .

Alle Wetter! Zwanglose Vorstellung: Frau Wanda Bartels, Wera, Ingeborg und Wolfgang Bartels. In kaum vierjähriger Ehe diese entzückenden Schöpfungsthaten, solchen prachtvollen Nachwuchs! Und heller glänzten die Bilder von der Staffelei und freudiger grüßten die farbigen Skizzen von den Wänden und wie ein Hauch von ewigem Frühling wehte es durch's Atelier.

Noch weidete sich stumm mein Blick an dieser lieben Menschengruppe, da öffnete sich wieder die Thür und auf der Schwelle erschien eine Dame von vornehmer Haltung, mit freundlichem, klugem Gesicht, wohl im würdigen Alter der Matrone, aber von einer Frische und Elastizität, daß man sie für eine ältere Schwester des jungen Meisters hätte halten können.

„Meine Mutter!" rief Hans Bartels liebreich und stolz zugleich.

Bald saßen wir herum auf allen möglichen malerischen Sitzgelegenheiten, auf türkischen Divans und russischen Stühlen in dem behaglich eingerichteten Atelier, vor uns auf der Staffelei das große, eben vollendete und für die Berliner Jubiläumsausstellung bestimmte Bild „Hafen von Hamburg" und daneben eine Skizze gleich großen Formats „Mönchgut auf Rügen". Und das Gespräch ging herüber und hinüber, bald ernst, bald neckisch, bald in kritischen Kapriolen, bald in breitem Erzählton. Hans Bartels spielte den aufmerksamen Wirt und bot russische Zigaretten und Liköre an. Dabei erfuhr ich mancherlei von seinen Studien und Reisen: 1876—77 in Düsseldorf, 1878—79 in Hamburg unter der Leitung des bedeutenden Landschafters Karl Oesterley, 1879—80 volle neun Monate in Italien (Pegli, Rom, Kapri, Pästum) 1881 in Berlin mit Christian Wilberg befreundet, (mit dem auch ich vor vierzehn Jahren so unvergeßliche Monate in Neapel und Rom verlebte,) 1882 verheiratet und neue Studienreisen unternommen nach Ostpreußen und Rügen. Hier wurden wir unterbrochen. Hans Bartels wurde hinausgerufen. Es war Besuch angekommen. Auch seine Frau entfernte sich mit den Kindern. Seine Mutter hielt mich im Gespräch zurück. Sie erzählte mit der Grazie und Lebhaftigkeit, welche die Deutschrussinnen auszeichnet.

„Sehen Sie, Herr Doktor, wie Alles so gut gekommen. O, wie ich glücklich bin! Mein Hans ist nicht nur ein tüchtiger Maler, sondern auch ein Sohn, wie

es deren wohl wenige giebt. Sie glauben gar nicht, mit welchem feinen Takt, mit welcher guten Einsicht es ihm gelungen ist, das schönste Einverständnis zwischen Mutter und Frau herzustellen!"

„Bravo! Frau Wanda Bartels macht den Eindruck einer außerordentlich begabten Dame."

„Das will ich meinen. Sie steht ihrem Gatten auch in seinem Künstlerberuf treu zur Seite. Ihr feiner kritischer Verstand und ihre scharfe Auffassungsgabe haben seine Arbeit oft mächtig fördern helfen. Zu seinen Illustrationen hat sie die Texte gemacht — und ihre Märchen, die müssen Sie lesen, die sind köstlich. Aber vorläufig nichts davon verraten, nicht wahr?"

Ich drückte ihr verständnisvoll die Hand.

„Mein Mann war eine Reihe von Jahren im russischen Staatsdienst, bei der Marine. Nachdem er sich seiner schwankenden Gesundheit halber in's Privatleben zurückgezogen, siedelten wir nach Hamburg über. Dort verlor ich ihn durch den Tod, als mein Hans kaum sieben Wochen alt war. Fern von der Heimat, von Verwandten und Freunden — o, das war eine böse Zeit! Aber in meinem Haus wuchs mir der beste Freund und Ratgeber heran."

„Alle Hochachtung! Also von Kindesbeinen an dieser glückliche Mustermensch?"

„Nun, die Schulzeit war nicht übermäßig glänzend. Sein lebhaftes Wesen und Schelmenstreiche aller Art veranlaßten seine Lehrer oft zu scharfem Tadel. Aber wissen Sie, wie sich der Schlingel von frühester Jugend an am leichtesten bändigen ließ? Mit einem Bleistift und einem Stück Papier! Da wurde er die Ruhe und Emsigkeit selbst. Kaum siebzehnjährig kam er unter die Leitung des Marinemalers Rudolf Hardorff, bei dem er zwei Jahre lang täglich fünf bis sechs Stunden ununterbrochen arbeitete."

„Sein Talent hat sich also ebenso frühzeitig als entschieden geäußert?"

„Gewiß. Ein uns sehr befreundeter Herr, Friedrich Stofferts in Bergedorf, selbst tüchtiger Aquarellist, erkannte zuerst die Begabung meines Sohnes und gab den Ausschlag, ihn zum Maler ausbilden zu lassen. Besonders spornte er ihn zum Aquarellieren an. Hans ist der geborene Aquarellist! pflegte er zu sagen."

Unsere Plauderei wurde unterbrochen. Der Postbote hatte einen Brief abgegeben: aus dem Kabinette der deutschen Kronprinzessin. Das gab nach einer Pause neue Anknüpfung.

„Sie stehen in Verkehr mit der hohen Frau?" erlaubte ich mir zu fragen.

„Es war 1879 auf 80 während unseres Aufenthalts in Italien, als wir in Pegli das Glück hatten, der Kronprinzessin nahe zu kommen. Ihre kaiserliche Hoheit interessierte sich lebhaft für die Studien meines Sohnes; sie hat oftmals seine Arbeiten betrachtet und ihre Befriedigung geäußert. Jetzt befinden sich mehrere seiner Aquarelle im Besitze der hohen Frau."

Doch genug. Ich ertappe mich hier im schönsten Ausplaudern alles dessen, was mir das Mutterherz aus der Fülle seines Glückes mitgeteilt. Ein Journalist darf gewöhnlich allerdings ausplaudern was er Gutes weiß zu Nutz und Frommen seiner Leser — und oft noch ein wenig darüber . . .

Meinem ersten Besuch folgte bald ein zweiter, ein dritter. Aus dem Atelier wanderten wir in den Salon, von der Malerei kamen wir auf die Poesie, auf die Musik. Inzwischen durfte ich auch Frau Wanda Bartels Märchen-Dichtungen im Manuskripte lesen. Ein starkes, ursprüngliches Talent schlägt da in jedem Satze seine geheimnisvollen Augen auf. Dann wurde musiziert. Mama Bartels, einst eine Schülerin Henselt's, trug mit jugendlichem Feuer selbst komponierte Tänze vor, Frau Wanda sang mit innigem Ausdruck schwermütige russische Volkslieder, ich spielte Reminiszenzen aus Bach und Wagner . . .

Wieder saßen wir im traulichen Atelier. Vor wenigen Wochen war's. Da kam überraschende Botschaft aus Berlin: Hans Bartels hat bei der Preisbewerbung, welche Franz Lipperheide für die besten Zeichnungen für seine „Illustrierte Frauen-

Zeitung" veranstaltete, den zweiten Preis im Betrag von zweitausend Mark davongetragen!

„Kinder, Glückspilze," rief ich aus, „jetzt seid Ihr reif für — „die Gesellschaft!"

„Doktor, um Gotteswillen!"

„Da hilft kein Widerstreben. Nun werden die lahmsten Kunstreporter schwadronenweise angeritten kommen und Euch interviewen, und Pecht wird der Welt verkünden, daß er mit seinem bekannten teleskopischen Blick einen neuen Stern am Kunsthimmel entdeckt, den vor ihm kein Mensch geahnt . . . Nein, verderbt mir den Spaß nicht. Laßt Euch schleunigst photographieren, ja?" — —

2.

In der großen, berühmten Münchener Kunstbaracke liegt noch mancher stille Winkel, manche interessante Ecke unerforscht da. Was man so in den Zeitungen und Kunstzeitschriften von dem Münchener Künstlerleben liest, ist leider meist ein tausendfach aufgewärmter Kohl, mit ein paar Fettaugen aufschneiderisch-großartiger Redensarten geschmälzt, und dergleichen billiges Zeug ohne Saft und Kraft, das seit ganzen Menschenaltern schon durch alle kunstjournalistischen Küchen geschleift wurde. Meist sind es auch die nämlichen alt und langweilig gewordenen Herren, die dieses alte Zeug jahrein jahraus servieren. Sie klammern sich an ein Dutzend Namen, an ein halbes Dutzend Gedanken — und das Uebrige, so zu einem wohlgesetzten Kunstartikel von respektgebietender Länge und pekuniärer Einträglichkeit gehört, liefert der unerschöpfliche Phrasenschatz des handwerksmäßigen Kunstschreibers. Um sich einen Schein von Frische und Zeitgemäßheit in den Augen des andächtig lesenden, kunstgläubigen Publikums anzulügen, läßt man ab und zu einige unverbindliche Redensarten gegen die Regierung los, schulmeistert man an einigen aufstrebenden Talenten herum, moralisiert man gelinde und vorsichtiglich die exzessiven Allüren gewisser Koteriehäuptlinge, beißt man mit den Zähnen, die man längst nicht mehr hat, ein wenig an den ästhetischen Problemen des Tages herum, deklamiert man bei gutem Winde eine nationalpatriotische Standrede — und was dergleichen Kunstgriffe mehr sind.

In Parenthese: ach, wenn die kunstliebende Gesellschaft unserer Biermetropole ihren Friedrich Pecht nicht hätte! Auf den ewigjungen Augen und dem gesunden Maulwerk dieses Kritikers (und großherzoglich badischen Hofmalers) beruht zur Stunde die ganze weltberühmte Bedeutung unserer bajuvarisch-athenienfischen Kunstschreiberei. Allein der Einzige kann bei'm besten Willen nicht Alles machen! Ich schließe die Parenthese und fahre fort:

Dabei bleibt eine Fülle der interessantesten Lebenserscheinungen in der modernen Kunstentwicklung unerörtert. Was erfährt denn das zeitungslesende Volk viel z. B. von der Kolonie deutschamerikanischer oder skandinavischer oder ungarischer oder griechischer Maler durch unsere zeitgenössische Münchener Kunstschreiberei? Von dem guten oder üblen Einflusse, den diese Kreise künstlerisch und wirtschaftlich auf das Vaterland haben? Von dem konkurrierenden, heißflutenden Leben, von der charakteristischen Färbung des Schaffens und Strebens in diesen national so eigentümlich nüancierten Künstlernaturen, die sich in immer wachsender Zahl in München, sei's vorübergehend, sei's für immer angesiedelt haben und einen intensiven Kraftaustausch mit der künstlerischen und sozialen Umgebung unterhalten? Hier liegt offenbar eine Reihe von Problemen zur Erörterung vor, der sich eine wahrhaftige Kunstschriftstellerei auf der Höhe der Zeit längst hätte bemeistern müssen. Wieviele Aufschlüsse wären da zu geben, wie viel neue Gesichtspunkte festzustellen, wie viel wirklich fruchtbare Kritik an der Hand ganz neuen Materials zu üben!

Ach, wie widert uns, die wir die Wahrheit und Mannigfaltigkeit des täglich sich erneuernden und sich steigernden Lebens lieben, diese überlebte philisterhafte Schmiererei an, wie hassen wir in unserer Leidenschaft für das Neue, Wirkliche,

Exakte diese greisenhafte Geschwätzigkeit, diese blinde Phantasterei, diese kritikasternde Windbeutelei!

Und im Münchener Kunstleben führt sie immer noch das große Wort, das ist das Tollste an der jämmerlich schönen Geschichte — die Welt kennt den faulen Zauber und läßt sich ihn, charakterlos gutmütig wie sie der liebe Gott geschaffen, mit stupider Freude am Nichtigen gefallen. Und die Künstler — die haben anderes zu thun, als durch unrentablen Aerger über sothane Zustände sich den Humor zu verderben; und wer weiß, ein bischen Reklame ist zu Zeiten auch nicht ohne — man darf mit den Leuten, die eine Feder und weitverbreitete Zeitungen zur Verfügung haben, doch nicht ganz über's Kreuz kommen, wenn man sie in der Tiefe der Seele auch verachtet oder belächelt oder zu allen Teufeln wünscht . . .

In solchen Gedanken schritt ich über den einsamen Königsplatz durch die Propyläen der Behausung eines der ausgezeichnetsten deutsch-amerikanischen Malers zu. Wie fein würde mein hochgeschätzter Freund **Hermann Hartwich** lächeln, wenn ich ihm meldete, was mir da unterwegs im Gehirn rumort hat! Nicht als ob er die Unschuld selbst wäre, die noch kein Organ für die intellektuellen Sünden und Laster hat! Oder die berechnende Pfiffigkeit, die auf Markt und Gassen nur das Preisenswerte sieht! Oder die absolute Wurstigkeit, die Fünf gerade sein läßt, sobald sie den eigenen Vorteil im Sacke hat!

Nein. Seine Augen sind vortrefflich, sein Herz ist so brav wie sein Verstand scharf und sein Gewissen in bester Verfassung. Aber er ist Amerikaner — und als solcher steht er über der nervösen Leidenschaftlichkeit unserer Weltbetrachtung. Er hat jene ruhig gelassene Art, die nicht in die Vergangenheit schaut, die Gegenwart kühl nimmt und das Beste von der Zukunft erwartet. Zudem hat er den Vorzug, sein Lebenswerk in einem jener stillen Winkel zu verrichten, die soviel Reinlichkeit und Kraft des Schaffens für sich gerettet haben, daß sie von den Lumpereien der großen Oeffentlichkeit eigentlich nur das abgeschwächte Echo spüren. Die Zustände in der Kunstschreiberei Münchens können ihm nichts zu lieb und nichts zu leid thun; sie haben jene Gesetzmäßigkeit für sich, die sich im Zirkel spezifisch bajuvarischer Eigentümlichkeiten erschöpft.

Beneidenswerter Deutsch-Amerikaner! Immer sollst du's nicht so gut haben: ich will dir heute wenigstens ein großes Publikum auf den Hals hetzen und dein kleines heimliches Atelier in der Briennerstraße mit Neugierigen füllen, daß du schaudern sollst!

Ich habe heute eine ganz besondere Schwäche für die kunstbegeisterten und kunstübenden Sprößlinge des freien Amerikas auf bajuvarischem Boden. Vielleicht erwecken ihnen diese Zeilen im jüngeren realistischen Nachwuchs der Kunstschriftsteller einen berufenen Geschichtsschreiber, der ihrem starken Eigenwesen gerecht wird und alles im schönen Zusammenhang in's Licht stellt, — allem Volk zu Lehr und Vorbild, wie der hochselige Ludwig sagen würde.

Starkes Eigenwesen! Ei freilich, dem ästhetischen Bonzentum, dem verrotteten Deutschtümler von romantischer Observanz und akademischer Drillung mag es unverständlich und antipathisch genug sein. Denn es ist keine Frage, daß von den Amerikanern, wie seither in der wirtschaftlichen, so in nicht ferner Zukunft auch in der geistigen und künstlerischen Welt Verjüngungen und Neugebilde allermodernsten Gepräge zu Tage gefördert werden müssen. Die wurzelhafte Freiheit, die das Wesen des Amerikaners bis in die feinste Faserung durchwachsen hat, wird auch auf dem Felde der Kunst noch Früchte zeitigen, wie sie unter dem vererbten und gewöhnten Druck des alteuropäischen Geisteslebens nimmer reifen können. Der amerikanische Mensch ist sicherer, stärker, machtvoller in seiner Initiative, unabhängiger in seinen Wegen und Zielen als der europäische Mensch, der seine schönste Jugend und beste Kraft meist damit vergeuden muß, sich aus den Versteinerungen einer tausendjährigen Autoritäts-Kultur blutig herauszuarbeiten und die Fesseln dogmatischer Schulung einer nach der andern zu zerreißen. Für die Dressur des geistigen und künstlerischen Mittelschlags sind Staat und Gesellschaft in Alteuropa unerschöpflich an machtvollen

Unterstützungen und Hilfsmitteln — für die geniale Hochentwicklung einer freien Persönlichkeit von wuchtiger Veranlagung haben sie selbstredend nur Hemmungen und Prügel. Drückt sich Einer und der Andere allen Widerständen zum Trotz dennoch durch, ist freilich der Sieg um so glorreicher, der Sieger um so bewundernswerter. Und der Staat ist dann meist weise genug, den triumphierenden Stürmer schleunigst zu annektieren, ihn mit hohen Titeln, Würden und Adelsbriefen zuzudecken und den altgewordenen Revolutionär von gestern zu einer unschuldigen Autorität von heute zu machen.

Der amerikanische Kunstjünger bringt außer seiner stählernen Natur seine geistige Freiheitsatmosphäre mit nach Europa, so daß er gesichert ist gegen die auflösenden und giftigen Gase einer verwesenden Kultur. Er nimmt sich den Rest des Gesunden, Tüchtigen, assimiliert ihn — und freut sich so doppelt seines Lebens und Wirkens als ein unabhängiger Bürger zweier Welten.

Ja, ja, mein lieber Freund Hartwich, diese lange Vorrede zu meinem heutigen Besuch hätten Sie sich auch nicht träumen lassen? Ehrlich gestanden, ich auch nicht. Allein man verplaudert sich eben manchmal auf dem Wege, zumal wenn man sich vor dem Ausgang über einen dummen Zeitungsartikel, der angeblich vom Münchener Kunstleben handelte, unvernünftigerweise geärgert hat.

Nun komme ich aber diesmal, wie gesagt, nicht allein, mein lieber Hartwich, sondern ich habe mir ein paar Tausend Freunde und Freundinnen mitgenommen. Lassen Sie mich aus alter Freundschaft so indiskret sein, denselben etwas von Ihrem Lebensgange zu erzählen! Fürchten Sie nicht, daß ich als gewissenhafter Berichterstatter Sie mit Details aus Ihrem Leben und Wirken überrasche, die Ihnen selbst unbekannt geblieben sind . . .

Meine Damen und Herren! Dieser geschmeidige, feingliederige, blonde Künstler mit dem blauen, bald blitzenden, bald sinnig nach innen gerichteten Blick ist der Deutschamerikaner wie er in den besten Büchern steht. Er ist 1853 in New-York geboren. Sein Vater ist zwar amerikanischer Bürger, entstammt aber einer Glasmaler-Familie, die seit unvordenklichen Zeiten in Thüringen seßhaft; seine Mutter hingegen ist einer französischen Hugenotten-Familie entsprossen. Ohne Zweifel eine interessante Kreuzung, bei der das germanische Element im Typus herrschend geblieben. Sohn eines Malers, begann er seine Lehrjahre im Atelier seines Vaters, dessen strenger künstlerischer Zucht er gewiß die musterhafte Korrektheit seiner Zeichnung verdankt Im Jahre 1878 kam er nach München, um an der Akademie seine Studien fortzusetzen. Mit seiner Nase hat er sich zwei tüchtige Meister aus der hohen patentierten Kunstschulmeisterei ausgewittert: zuerst den Dietz, dann den Loefftz. Besonders im Letzteren fand er etwas Verwandtes, das sein eigenes, kongeniales Talent mächtig befeuerte. Der Loefftz'sche Einfluß ist besonders spürbar in Hartwich's Anschauung der Natur, die mehr auf das Feine, Tiefinnerliche, Seelenvolle der Natur abzielt, auf die Wahrheit der Stimmungseffekte mehr, als der koloristischen Materialisation des nächstbesten Vorwurfs.

Ich erinnere mich, daß Hartwich von noch zwei anderen Meistern mit dankbarer Anerkennung gesprochen hat: von Prof. Riefstahl und A. Eberle; auch ihnen will er manchen feinen Wink, manchen nützlichen technischen Rat schuldig sein. So getreulich der brave Deutschamerikaner aber auch Buch führt über die empfangenen schulmeisterlichen Anregungen, so möchte ich doch nicht dafür einstehen, daß er nicht eines schönen Tags seine sämmtlichen Lehrer verrät, indem er technisch und intellektuell über alle die biederen Schranken hinaussegelt und ein großes realistisches Experimentalbild malt, über welches alle Frommen der Schule die Hände über den Kopf zusammenschlagen.

— Das glaub' ich nicht! ruft hier Einer aus dem Hörerkreis, nachdem er mit kritischem Aug eine Reihe Studien Hartwich's aus verschiedener Zeit gemustert und einen stereotypen Zug peinlichster Solidität entdeckt haben will, der wie Manier aussieht. Dieser Pinsel macht keine realistischen Extrasprünge!

Mit Hochachtung: das ist Redensart aus einseitiger Auffassung des Realistischen!

erwiedere ich. Denkt doch bei dem Wort Realismus nicht immer gleich an das Häßliche, Uebertriebene, Trivial-Geschmacklose, das von einigen toll gewordenen Idealisten kultiviert und vom großen Haufen als Realismus irrtümlicherweise angestaunt wird.

Hartwich ist Realist im besten Sinne des Wortes, denn er zeigt uns die Natur mit den wahren Farben und der virtuosen Technik der fortgeschrittensten modernen Schule.

— Alma Tadema! ruft jetzt ein Anderer, dem einige Bilder wie die „Suppe im Kloster", die „Siesta" in die Augen gestochen, Alma Tadema und Hartwich pinseln aus Einem Topf und schauen aus Einem Auge!

Gut, als Kompliment laß ich's gelten. Hartwich verdient es. Er ist so fein, anmutig und vollendet wie der vielgefeierte anglisierte Holländer Tadema. Allein gerade hier liegt der Unterschied, der den strengen Realisten Hartwich von dem archäologischen Ateliermaler Tadema unterscheidet: Tadema's reizende Gestalten sind pure Phantasiegeschöpfe aus einer längst vergangenen Zeit, die kein lebendiges Auge gesehen; Hartwich dagegen gibt nur was er selbst geschaut und als Mitlebender mitempfunden, er malt seine Bilder am Orte der Handlung — in der sonnenheißen Luft auf südtyroler Alpenhöhe, im Stall, im Klosterhof, in der Bauernstube — und seine Modelle sind wirklich die Leute, welche er uns auf dem Bilde in vollem charakteristischen Leben zeigt. Ob er sich uns als Landschafter, Genre- oder Tiermaler vorstellt, er ist stets der tiefgründige, empfindungsreiche Maler des Wirklichen, Selbsterlebten. Bilder wie „Unter den Oliven", das nach Amerika gegangen, oder „Im Herbst", das Prinz Luitpold erworben, sind unübertreffliche Kabinetsstücke realistisch-poesievoller Naturschilderung. Trotzdem scheint mir die eigentliche Bedeutung des Hartwich'schen Genius auf einem anderen Gebiete zu suchen sein, und wenn er einmal den Schwerpunkt seines künstlerischen Schaffens dahin verlegt, wird sich die weite Wirkung seines Könnens in ganzer Wucht offenbaren. Ich meine das soziale Lebensbild auf dem Hintergrunde der elementaren Natur. Sein letztes Werk „Die Heimkehr" streift das Thema mit außerordentlichem Glück: Dorfgrenze, Feldmauer, weiter, mühseliger Flur-Horizont, im Vordergrund die arme, hartarbeitende Frau, die stehend mit ihrem schweren Holzbündel rastet und tief Atem schöpft, daneben das Kind, eine leichtsinnige Dorfhexe, die mit dem Bauche auf der Mauer liegt und mit den Beinen strampelt: hier die gedankenlose Daseinslust, dort des Menschenlebens Elend und Sorge, dahinter die Natur in ihrer ergreifenden Gleichgiltigkeit und mechanischen Selbstgenüge!

Stören wir den Meister nicht länger, verehrtes Publikum; er ist im besten Zuge, sich zu einem ganzen großen Künstler auszuwachsen. Vor seinem nächsten vollendeten Bilde wollen wir uns wieder treffen . . .

3.

Ob der Münchener Boden dem Bildhauerberufe, von der Seite der künstlerischen Entfaltung und des materiellen Erwerbs betrachtet, heute noch besonders günstig? Das ist eine Streitfrage, die schon sehr verschiedene Antwort erfahren. Umgrenzen wir die Frage so: Hat die Kunststadt München selbst Aufgaben genug, um der großen Zahl der hier lebenden Plastiker lohnende Beschäftigung zu bieten? so werden wir jedenfalls eine stattliche Mehrheit Nein erhalten. Die religiöse Plastik wird im Allgemeinen vom fabrikmäßig arbeitenden Handwerk versorgt; die Salon-Plastik kommt mit ihren modischen Atelierschablonen aus; die wenig zahlreichen Staats- und Gemeindebauten befriedigen ihr monumentales oder dekoratives Plastik-Bedürfnis meist unter der Hand durch das Angebot der herrschenden Günstlingssippen.

Wo bleiben da große, würdige und lohnende Aufgaben für den freien, künstlerisch unabhängigen Schöpfergeist unserer zahlreichen Bildhauer? Ich weiß es nicht. Ich habe nur zu beobachten Gelegenheit gehabt, wie ganz vortreffliche Meister der

Skulptur im harten Kampfe ums Dasein geradezu demütigende Versuche machen mußten, um sich über Wasser zu halten. Ich habe vor einigen Jahren einen jungen, hochstrebenden Bildhauer gekannt — jetzt lebt er glücklich in Amerika — der seinen Enthusiasmus für den Zauber klassischer Formen an der Nachbildung der dümmsten Blechschädel spießbürgerlicher Protzen und büreaukratischer Bonzen abbüßen mußte; er war schließlich von der bittersten Not gezwungen, mit seiner Porträtier-Kunst hausieren zu gehen und zu betteln, daß man Kind und Kegel von Isarathen um ein Butterbrod von ihm porträtieren lasse. Ein Anderer fuhrwerkte die kunstsinnigen Familien der Großbräuer, Großmetzger und Großbäcker ab — die bekannte Schildträgerdreifaltigkeit des ehrsamen altmünchnerischen Gewerbsprotzentums! — sobald sich ein glücklicher Trauerfall ereignet hatte, der das Bedürfnis nach einem Grabdenkmal oder sonst einer massiven plastischen Ehrung im Tode erweckte. Allein die Konkurrenz war schauerlich lebhaft, viel lebhafter als die Thätigkeit des Sensenmanns, so daß die üblichen Familienunglücke nur wenigen Plastikern Nutzen brachten. Dieser Wettkampf um die Bedenkmalung der Todten gestaltete sich meist selbst zu einem Todtentanz der Plastik. Der Geschmack verrohte mit der Empfindung. Man sehe sich die Friedhofs-Skulptur an!

Die Größen der Geistesaristokratie, die von der dankbaren Nachwelt einen Stein nachgeschlendert zu erhalten pflegen, scheinen in München auch nicht zahlreich genug zu sein, um die plastische Zunft ausreichend in Nahrung zu setzen. Viele der bedeutendsten Vertreter der Poesie, Wissenschaft und Kunst, die von München aus in ein „besseres Jenseits" übergesiedelt, waren vielleicht auch nicht genug Bierpolitiker, um bei ihren Mitbürgern Anwartschaft auf einige zehntausend Mark Denkmal-Stein oder -Bronze erlangt zu haben. Von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, hat sich Münchens Bevölkerung der Sünde eines geistigen Heroen-Kultus überhaupt noch nicht schuldig gemacht. Was die Kunststadt an nennenswerten Denkmälern auf öffentlichen Plätzen zu Ehren einheimischer Geistesgrößen besitzt, läßt sich an den Fingern einer einzigen Hand herzählen und stammt fast ausschließlich aus König Ludwigs des Ersten Zeit. Die Gleichgiltigkeit, um nicht zu sagen Abneigung des jetzigen Königs gegen München und dessen monumentale Vollendung und seine majestätische Vorliebe für die in einsamer, weltferner Pracht starrende Bergschloßarchitektur ist ja männiglich bekannt. Da kann sich die Haupt- und Residenzstadt seit Dezennien ruhig den Mund wischen. Aus des Monarchen königlicher Kasse wird in München jetzt und in absehbarer Zeit nichts bedenkmalt.

Starb da allhier vor einem Jahre der weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus berühmte Schriftsteller Karl Stieler, ein Volksdichter von Gottes Gnaden und ein hochstudierter und dabei liebreicher und schlichter Mann wie wenige. Was er durch seine Feder und mündliche Vorträge dem bayerischen Volksstamme an Reiz und Ansehen nah und fern eingebracht, ist heute noch gar nicht vollkommen zu schätzen. Diesem preisenswerten Mehrer des vaterländischen Ruhmes, diesem geisteserlauchten Sproßen einer edlen Münchener Künstlerfamilie gebührt doch ohne Säumen ein würdiges Denkmal vor den Augen aller Welt? Hier ist doch Veranlassung zu einem goßartigen Wettstreit für die plastischen Künstler um die Palme des Siegs? Und die kraftvolle, herrlich rassemäßige Erscheinung des in blühendster Manneskraft von jähem Tode hingerafften Dichters, welch' ein skulpturaler Vorwurf!

Der junge Münchener Journalisten- und Schriftstellerverein gab durch eine glänzende Stielerfeier im Gärtnertheater sofort die Anregung zu einer Denkmal-Errichtung und sammelte hiefür die ersten Mittel. Der für den Dichter hochbegeisterte Bildhauer Josef Kraus führte für die Gedächtnisfeier im Theater die erste monumentale Stielerbüste aus, ein Werk, das von allen Kennern rückhaltslos als vorzüglich anerkannt wurde. Allein Herr Paul Heyse setzte seinen Namen und seine persönlichen Beziehungen und Einflüsse daran, um über den Journalisten- und Schriftstellerverein hinweg die Stieler-Denkmalfrage selbständig in die Hand zu bekommen. Er machte sich hiefür ein Komité nach seinem Herzen und erließ einen Aufruf um Beiträge nach seinem Geschmacke — auf dem Wege des „vornehmen"

Privatansprechens freundlich gesinnter Geldbörsen zu den Kosten eines Denkmals für den Dichter, der sein Lebenlang wie kein zweiter in der vollen Sonne der Oeffentlichkeit gestanden! Und wie wurde dieser merkwürdige Ausschluß der Oeffentlichkeit vom Heyse-Komité motiviert? Wörtlich so: „Ein öffentlicher Aufruf schien gerade den näheren Freunden verfrüht oder doch Anderen zu überlassen, die nicht in den Verdacht freundschaftlicher Ueberschätzung des teuren Toten kommen könnten."

Großartig logisch und mannhaft! Man macht sich ein Komité auf eigene Faust — und hält die normale Art des Auftretens eines solchen für „verfrüht" oder „Anderen zu überlassen"; man will ein Denkmal für einen der gefeiertsten vaterländischen Dichter errichten, fürchtet sich aber vor dem „Verdacht freundschaftlicher Ueberschätzung des teuren Toten" und schließt darum die Oeffentlichkeit der Anteilnahme und Spenden aus!

Im nämlichen würdigen Stile wurde die Gewinnung des Bildhauerwerks inszeniert: keine öffentliche Konkurrenz, kein öffentliches Urteil durch umfassende Beteiligung der Presse und des Publikums! Zunächst wurde vom Heyse-Komité der Berliner Bildhauer Pietsch (Sohn des bekannten Journalisten) zur Anfertigung eines Entwurfs eingeladen, dann wurden die beiden Münchener Bildhauer Rümann und Dennerlein zur Mitbewerbung aufgefordert und zuletzt erhielt auch Josef Krane noch eine Konkurrenzeinladung. Die vier Konkurrenz-Büsten wurden ohne Sang und Klang in einem entlegenen Saale der alten Akademie aufgestellt und erst auf Mahnung einiger Zeitungsstimmen, die Wind von dem unerhörten Vorgang erhalten hatten, im Kunstverein dem Publikum zugänglich gemacht.

So wird in einer Kunststadt von dem Range Münchens die Zunft der Bildhauer behandelt, um die Büste zu dem Denkmale eines Dichters von dem Range Karl Stielers zu erhalten!

Daß unter solchen krähwinkelhaften Umständen das Glück unserm Freunde Josef Krane nicht lächeln mochte, wird ihn gewiß nicht mit großer Betrübnis erfüllt haben. Krane ist eine starke, echte, unter bescheidener Hülle eine mächtige Leidenschaft für alles Große und Schöne bergende Künstlernatur. Fern von allem Kliquenwesen weiß er in mannhaftem Verzicht auf eitlen Tagesruhm die Flamme heiliger Begeisterung rein und leuchtend zu erhalten und auch in seinen Bildwerken die Idee des selbstgewissen, des sieghaften Geistes wunderbar zum Ausdruck zu bringen. Zeugnis dafür seine monumentale Stielerbüste, in welcher ohne alle technische Effekthascherei der Dichter der Hochlandslieder, der feurige Sänger des „Habt's a Schneid?" und „Um Sunnawend" edel pathetisch vor uns erscheint, eine Offenbarung des von aller Erdenschwere befreiten, dreimal heiligen Dichtergeistes in männlich ergreifender Schönheit; Zeugnis dafür seine Porträtköpfe Freiligraths und Levin Schückings, welche in der Aula der Akademie zu Münster das Lob ihres Meisters verkünden; Zeugnis dafür seine Büsten Laskers und v. Kühlwetters, die eine hervorragende Stelle unter andern skulpturalen Gedächtnismalen im jüdischen Waisenhause für Rheinland und Westfalen zu Paderborn einnehmen.

Josef Krane, ein Sohn der „roten Erde," hat vom Oktober 1871 bis zum Januar 1876 die Akademie in München besucht, wo ihm als Schüler der Widnmannschen Bildhauerklasse „wegen der Vortrefflichkeit der von ihm ausgeführten plastischen Gruppen: der h. Martin und Ingo's Tod die silberne Ehrenmünze erteilt wurde" (Moritz Carriere's eigene Worte). Dann folgten fünf fruchtbare Studienjahre in Rom, wo er nach Berichten der „Allgemeinen Zeitung" mit einer Reihe ausgezeichneter Porträtbüsten und einer Gruppe „Faun, mit einem Kinde spielend", die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf seine große Befähigung lenkte.

Obwohl er schwer unter der Mißgunst der Zeit und Oertlichkeit leidet, hat ihn doch auch in München, wo er seit seiner Rückkehr von Rom in einem kleinen Atelier, Schillerstraße 26, haust, der Ernst des Strebens und ein gewisser grimmig-fröhlicher Eifer keinen Augenblick verlassen. Der Mangel größerer Aufträge hat ihn den Versuch nicht scheuen lassen, zur Entlastung seiner Phantasie eine Reihe anmutiger Figuren im Genre der Salonplastik zu schaffen. Mit besonderem Vergnügen

haben wir u. a. seine „schwarze Venus“ und seine „Mamsell Narziß“ betrachtet. Dergleichen würde der Franzose Gréoin nicht geistreicher und zierlicher machen. Zu den besten Leistungen Kranc's gehört sein neuestes Werk: die Büste unsres Mitarbeiters Heinrich von Reder, k. b. Oberst a. D., „zugleich ein Sänger und ein Held.“

Die Leser der „Gesellschaft“ kennen die Photographie dieser Büste aus dem Aprilheft und aus vielen Beiträgen den schneidigen Geist des Dichters. Es hieße dem Urteil unserer Freunde wenig zutrauen, wollten wir uns an dieser Stelle ausführlicher im Lobe des Bildners wie des von ihm so wundervoll charakteristisch gearbeiteten Dichterbildnisses ergehen.

Möge es diesen Zeilen beschieden sein, dem vortrefflichen Urheber der Stieler- und Reder-Büste neue Verehrer und Schätzer seines Talentes zu gewinnen!



Litterarische Kritik.

Homers Odysseuslied. In der Nibelungenstrophe nachgedichtet von E. J. Jakob Engel. Leipzig. Breitkopf und Härtel 1885.

Wer sollte den Homer nicht loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein!

Wer ihn auf der Schule gelesen hat, vollbrachte diese Arbeit im Schweiße seines Angesichts. Einige Gesänge wurden ihm behufs der notwendigen Geistesgymnastik und zur Einführung in den epischen Dialekt grammatisch zergliedert, die andern wurden mit Benutzung einer wörtlichen Prosaübersetzung, wie solche heute für Schulzwecke fabrikmäßig angefertigt werden, durchflogen. Außer einigen „geflügelten Worten“ blieb wohl kaum etwas sitzen, und an einen ästhetischen Genuß war gar nicht zu denken. Die meisten kennen „ihren“ Homer inhaltlich viel genauer aus den Geschichtsstunden in Sexta und Quinta und aus den Bearbeitungen von Schwab, als aus der Lektüre des Originals. Auch den alten Voß kennen 90 Prozent aller Homerleser mehr dem Namen nach, als daß er ihnen zu einer Kenntnis und zum Genuß der Werke des göttlichen Sängers verholfen hätte. Alle denen, die sich in späteren Jahren, nachdem sie ihr Griechisch halb oder ganz vergessen haben, wieder dieser Lektüre zuwenden möchten, kann die Engel'sche Uebersetzung nur erwünscht sein. Daß der Hexameter in ihr aufgegeben wurde, wird nur der pedantische Philolog vielleicht nicht verschmerzen können. An Lesbarkeit hat das Gedicht in dem neuen Gewande in hohem Grade gewonnen, und die Nibelungenstrophe will mir trotz mancher Bedenken doch noch als bei weitem besser für derartige Uebertragungen geeignet erscheinen, als die uns immer lyrisch anmutende Stanze oder die eintönigen jambischen Verse. — Das Odysseuslied ist hier mehr dem Gedanken, als dem Worte nach übersetzt. Die gewählte Strophenform hat den Uebersetzer, der die deutsche Sprache als Künstler handhabt, manchmal in der Uebertragung mittelalterlich-deutscher Verhältnisse auf die griechischen einen Schritt zu weit gehen lassen. Hie und da findet sich auch eine nicht gerade schöne, dem Schriftdeutsch fremde Wendung. Aber im Ganzen ist die Nachdichtung ein Werk aus einem Guß, dessen Lektüre jedem, dem der Homer lieb ist, wirklichen Genuß bereiten wird, und die deshalb aufs wärmste empfohlen werden kann.

Otto Badke.

Schlaglichter zur Volksbildung. Von Eduard Sack. Verlag von Wörlein und Comp., Nürnberg. „Es ist noch heute kein unangreifbares Axiom, daß Erziehungs- und Bildungsfragen nicht für sich, sondern bloß als vornehmste Teile

aller politischen und sozialen Fragen bestehen, nur also mit diesen behandelt und gelöst werden können .... Niemanden steht das Recht zu, andere Menschen für irgend eine gesellschaftliche Organisation — sie heiße Staat, Kirche, Stand, Klasse, oder wie immer — zu beanspruchen und demgemäß zu formen .... Nicht irgend eine Macht, kein Gesetz, keine Tradition, kein Buch und kein Prophet kann in pädagogischen Fragen scheiden und entscheiden, sondern nur die streng wissenschaftliche, vollkommen von jeglicher Autorität unabhängige Untersuchung . . ." Diese paar Zitate genügen, um den Standpunkt zu kennzeichnen, von dem aus der Verfasser Erscheinungen und Streitfragen, welche Erziehung und Bildung betreffen, offen und freimütig erörtert. Sack, früher Lehrer, jetzt gänzlich unabhängig, mißt die heutigen Volksbildungsverhältnisse an den höchsten Anforderungen. Daher das fast durchaus negative Resultat seiner rückhaltlosen Kritik. Man braucht nicht gerade dem Radikalismus des Verfassers zu huldigen, um zu vielfach ähnlichen Schlußfolgerungen zu gelangen. Auf keinem Gebiete ist eben auch die Kluft zwischen Theorie und Praxis eine so ungeheuere, wie bei der Volksbildung. Gewiß, die Pädagogik als Wissenschaft hat ihr Feld gesäubert vor vorsintflutlichen Anschauungen, zeitfeindlichen Systemen und reaktionären Tendenzen; anders in der Praxis: da lenkt die Konkordats- und Regulativweisheit immer noch das Bildungsschifflein. Der Verfasser verlangt daher eine neue, streng wissenschaftliche Prüfung und Revision der Fundamentalpädagogik und demgemäße Umgestaltung des Bildungswesens. Nach diesen allgemeinen Darstellungen stellt Sack eine eingehende Untersuchung über den „Ruhm der deutschen Volksbildung" an und rückt besonders die Regulativperiode in ein vernichtendes Licht. Hier bricht das erste Heft des in zehn Lieferungen erscheinenden Werkes ab. Der Verfasser schießt öfter über die Grenze des Menschenmöglichen, leistet in seinem heiligen Eifer Uebertreibungen, macht paradoxe Aufstellungen, über die sich ernstlich mit ihm rechten ließe. Aber ist es nicht gerade das Ketzerische eines Buches, das des denksamen Lesers Blut aufwärmt, anregt, das zu geistiger Mitarbeit herausfordert?

Mathäus.

Rodbertus, Marx, Lassalle. Sozialwissenschaftliche Studie von C. A. Schramm. Verlag von L. Viereck, München.

Rodbertus, der Verkünder des Sozialstaats, Marx, der Organisator der Internationale und Verfasser des „Kapital", Lassalle, auf Grund der theoretischen Resultate beider durch die Stiftung des allgemeinen deutschen Arbeitervereins eine Agitation begründend, wie sie Deutschland seit den Zeiten der Reformation nicht mehr gesehen hatte, — in der That eine Trias, die geradezu auffordert zum Studium der vergleichenden Sozialwissenschaft!

Wie verwandt und zugleich verschieden sind die wissenschaftlichen Ausgangs- und Endpunkte dieser drei sozialen Denker! Jeder von ihnen zeichnet sich aus durch eine ihm eigentümliche Geschichtsphilosophie. Während aber Rodbertus vorwiegend ausgeht von den Wandlungen des allgemeinen Rechtsbewußtseins, ist Marx' Auffassung der Geschichte eine ausschließlich naturwissenschaftlich-ökonomische. „Die Gesamtheit der Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen." (Marx, Vorrede zur politischen Oekonomie.) Lassalle dagegen ist wesentlich beeinflußt von der durch das Gesetz des Gegensatzes entwickelnden dialektischen Methode Hegel's und von Fichte's national-idealistischen Visionen! —

In der vorliegenden Broschüre ist der Versuch gemacht, diese drei sozialen Denker in ihrer Wechselbeziehung zu beleuchten und dem Verständnisse des Volkes nahe zu bringen.

Leider verhinderte schon der geringe Umfang (90 Oktavseiten) eine gründliche Analyse. Doch ist der erste Abschnitt, welcher Rodbertus behandelt, über dessen

wissenschaftliche Bedeutung sich innerhalb der Sozialdemokratie große Meinungsverschiedenheiten geltend machen, wohl geeignet zur ersten Einführung in das schwierige System des Verfassers der „sozialen Briefe“. Marx' Theorien führt uns Schramm dagegen leider fast gar nicht vor. Nachdem er dessen Ausführungen über die materialistische Geschichtsphilosophie zitiert hat, schreibt er: „Dunkel, wie die ganze Auseinandersetzung (von Marx) ist, mag sich der Leser selbst daraus ein Bild von dem machen, was gesagt sein soll.“ Auch auf Marx ökonomische Untersuchungen erklärt Schramm (Seite 60) hier nicht näher eingehen zu wollen, und verweist uns auf eine frühere Schrift, in welcher er die Werttheorie ausführlich popularisiert habe. Der Lassalle'schen Realpolitik (die ohne Marx' Ideologie kaum möglich gewesen wäre) zollt Schramm seine größte Bewunderung, aber über das nähere Verhältnis Lassalle's zu seinen beiden sozialistischen Lehrmeistern erfahren wir ebenfalls sehr wenig. Seite 75: „Ich brauche auf Lassalle's Leistungen nicht näher einzugehen; wer seine Schriften kennt, dem brauche ich sie nicht zu schildern — wer sie noch nicht kennt, der soll sie lesen.“

In der Nutzanwendung bekennt sich Schramm zum sozialpolitischen Eklektizismus und zur scharfen Opposition gegen jeden Personenkultus. — Trotz der hervorgehobenen Mängel wird Jeder, der sich für die Entwicklungsstadien der deutschen, viel genannten und im Grunde wenig gekannten Sozialdemokratie interessiert, Schramm's Schrift beachten müssen, ebenso wie die an dieselbe sich knüpfende Polemik. Leider pflegt aber die Nation der Denker sowohl auf litterarischem wie auf politisch-sozialem Gebiete lieber nachzubeten, als nachzudenken!

Julius Hillebrand.

Brutalitäten. Skizzen und Studien von Hermann Conradi. Zürich 1886. Verlags-Magazin.

„Brutalitäten!“ Allerdings! Denn dieses Buch hebt rücksichtslos den Schleier von dem rohen Mechanismus der Lebensvorgänge und gestattet es der Schwachheit nicht, sich in irgend ein behagliches, romantisches Winkelchen zu flüchten vor den brutalen Konflikten, in die das Zeitleben den in ihm lebendig sich Entwickelnden zieht! Meist sehen wir hier exzeptionelle Naturen, Künstler, Dichter, feinfühlige Menschen im Kampfe mit dem nackten, wilden Leben. In der Art, wie die mannigfachen Probleme künstlerisch ausgestaltet werden, kann man sich wohl keinen größeren Unterschied denken als zwischen Conradi — unserem jungdeutschen Naturalismus überhaupt — und der französischen zolaistischen Richtung. Bei Conradi bemächtigt sich des Stoffes zunächst eine scharf ausgeprägte Subjektivität, die ihn mittels der Reflexion umgestaltet und zwar so, daß oft der objektiven Lebenswahrheit Gewalt angethan wird. In dieser Hinsicht sind daher oft nicht bloß die Motive „gewagt“; nicht, weil mit einer so erfrischenden Kühnheit das Leben ergriffen wird — und das muß ja allerdings manchen Leuten „gewagt“ erscheinen — sondern weil hier oft dem wirklichen Leben von einem idealistischen Kopfe unglaubliche Situationen oktroyiert werden. Die aufgefaßten Probleme sind freilich wahr, aber sie sind nicht immer wahr exemplifiziert. Namentlich empfindet man dies lebhaft bei der letzten Skizze. —

Hauptsächlich kommen hierbei die sexuellen Motive in Betracht. Conradi erfaßt sie mit hoher Kühnheit. Wenn er an einer oder zwei Stellen etwa zu weit gegangen, so trägt sicher eine gewisse stürmische Oppositionslust die Schuld. Vor allem ist hier „In der Gewitternacht“ und „Blut“ zu vergleichen.

Aber dennoch sind diese Deduktionen, wenn wir sie so nennen dürfen, mit einem vortrefflichen Wirklichkeitssinn ausgeführt, Einzelnes ganz unübertrefflich dem Leben abgelauscht. Wie anmutend wirkt gerade nach dieser Richtung hin z. B. die erste Skizze und die liebenswürdige, wenn auch zu weit ausgesponnene Episode in der letzten! In der letzten Studie waltet ein geradezu überwältigender Zauber des Tragischen, der das zuweilen Unwahre der Situation vergessen läßt. Zudem giebt die reflektierende Produktionsweise Conradi's seinem Stile geistreiche Pointiertheit

und zermalmende Kraft. Man lasse sich nicht von der oft schroffen Art des Verfassers abstoßen, und genieße alle die reichen Vorzüge dieses Werkchens, die es in engem Rahmen bietet.

L. F. Asch.

Ein Winter-Idyll von **Karl Stieler**. Stuttgart, Adolf Bonz und Komp. 1885. Es ist ein Jahr, daß der Mund des berühmten bayerischen Sängers für immer verstummte. Dieses Werk enthält sein dichterisches Vermächtnis. Wir haben an hervorragender Stelle eine Probe daraus gegeben — „Im Dialekt“. Wie uns eine kurze Vorrede belehrt, fühlte sich der Dichter wie in Ahnung seines frühen Todes getrieben, „in diesem Idyll die Summe des Besten und Tiefsten niederzulegen, was lebenslang sein Herz bewegt . . . alle die teueren Gestalten unter seinem ländlichen Dache in winterlicher Abgeschiedenheit um sich zu versammeln und sich noch einmal recht von Herzen in das Glück eines so reichen Besitzes zu versenken.“ Dem wundersam erhebenden Bilderreigen, den des Dichters Phantasie dem Leser vorzaubert, gedenken wir gelegentlich noch eine Nummer zu entnehmen und damit eine eingehende Besprechung des ganzen Stieler'schen Nachlaßwerkes zu verbinden. Im Kleinodienschrein deutscher Dichtung wird dieses „Winteridyll“ glänzen als eine der herrlichsten Perlen für und für.

Fritz Hammer.

Wagneriana.

Vorbemerkung der Redaktion. Wir beabsichtigen, später an dieser Stelle von Zeit zu Zeit die charakteristischsten Stimmen zu vereinigen, die über des Bayreuther Meisters Lebenswerk in der Tagespresse laut werden und in ihrer Vereinzelung mehr oder weniger wirkungslos im Lärm der Tagesgeschäfte verhallen. Unsern Lesern trauen wir dabei jene kritische Selbständigkeit zu, die uns jeder redaktionellen Glossierung der Widersprüche enthebt. Der wagnerbegeisterte Standpunkt der „Gesellschaft“ ist ohnehin bekannt.

Eine Aufgabe für die Freunde deutscher Kunst im Sinne Richard Wagner's.

Von Moritz Wirth.

(Leipzig.)

Der erste Abschnitt in der Entwicklung unserer neuen deutschen Kunst ist mit dem Tode Richard Wagner's zu Ende gegangen. Es war die Zeit der persönlichen Wirksamkeit ihres Erneuerers. Das in ihr Geschaffene, obwohl nach Art und Umfang völlig ein Werk ohne Gleichen, reichte doch besten Falles nicht über den mittelbaren Machtkreis des Einzigen hinaus, von dem es ausging. Es war nur die erste Vorarbeit zu dem großen Ziele Richard Wagner's:

durch alle Schichten des deutschen Volkes die Kunst wieder zu erwecken.

Die Zeit ist gekommen einen weiteren Schritt zur Erreichung dieses Zieles zu thun.

Wir müssen uns endlich mit aller Entschiedenheit des Umstandes erinnern, daß die bisherigen Aufführungen Wagner'scher Werke in den Sälen der alten Oper nur so lange Berechtigung hatten, als der Zeitraum der ersten oberflächlichen Gewöhnung an die neue Kunstweise dauerte. Dieser Zeitraum ist von dem Augenblicke an abgelaufen, wo die Hindernisse, welche die Einrichtung dieser Gebäude den Leistungen der Künstler wie der Stimmung der Zuschauer bereitet, allgemeiner empfunden werden. Mit diesem Augenblicke beginnt dasjenige Haus, welches Wagner für seine Dramen erfand und forderte, als notwendiger Bestandteil des gesamten Kunstwerkes in's Bewußtsein zu treten. Es wird immer mehr als solcher erkannt werden, je weiter das Verständnis Wagner's fortschreitet. Umgekehrt ist aber dieses Verständnis selbst wieder von einem gewissen Punkte ab an das Vorhandensein der rechten Räumlichkeit gebunden.

Die neue Kunst kann auf die Dauer der neuen Stätte nicht entbehren, wenn nicht die begonnene Entwicklung eine empfindliche Stockung leiden soll.

Das sichere Zeichen, daß die Bewegung für Wagner bis zu dem Bedürfnis des Hauses vorgeschritten ist, besteht in der wachsenden Klarheit und Entschiedenheit, mit welcher die Besucher der Bayreuther Spiele den Anteil des Raumes an den empfangenen Eindrücken betonen. Diese Wahrnehmung stellt uns vor die Notwendigkeit, den Zeitpunkt in's Auge zu fassen,

wo wir unsere Opernhäuser für alle Aufführungen Wagner'scher Werke zu verlassen haben, sowie für die Aufführungen derjenigen Werke, welche den gleichen Anspruch erheben dürfen — sobald wir solche Werke haben werden.

Der Bau von Bayreuth darf nicht der einzige bleiben, wenn wir das Recht haben wollen, fernerhin von deutscher Kunst in Sinne Richard Wagner's zu reden. Ist diese einmal so beschaffen, daß sie zu ihrer Vollendung eines eigenartigen Hauses bedarf, so haben wir ihr dasselbe zu geben in Erfüllung einer Ehrenpflicht gegen uns selbst und als ein Ehrenzeichen unseres Wesens, soweit immer dessen Grenzen reichen.

Die ganze deutsche Welt innerhalb und außerhalb der schwarz-weiß-roten Pfähle muß sich mit Wagnertheatern bedecken.

Die Lösung dieser Aufgabe wird zugleich dem Uebelstande abhelfen, daß gegenwärtig die Anhängerschaft von Richard Wagner's neuer Kunst in zwei sehr ungleiche Hälften zerfällt: eine der Wenigen, in deren Vermögen es steht, die Festspiele zu besuchen und dort neben den Eindrücken echter Aufführungen noch ein besonderes Werk für sich vorzufinden; eine zweite von ganz unvergleichlich größerer Anzahl, welche, mit gleich gutem Anrecht auf ein Festspiel und gleich sehr nach demselben verlangend wie jener, doch unter den bestehenden Verhältnissen vielleicht niemals — auch nicht unter Beihilfe der ausgedehntesten Stipendieneinrichtungen — ihr Anrecht zu verwirklichen im Stande sein wird.

Die Errichtung der rechten Häuser wird das rechte Kunstwerk aus einem entlegenen Idealbesitz des Gesamtvolkes zum sicht- und greifbaren Eigentume der engeren und engsten Heimat eines Jeden machen; sie ist außerdem das einzige Mittel, die Verfügung, durch welche Wagner sein letztes Werk auf Bayreuth beschränkte, im Sinne seiner kühnsten Hoffnungen aufzuheben.

Diejenige Stadt, Landschaft, Kunstgemeinde, welche ein solches Haus errichtet hat, wird das Recht haben, sich den „Parsifal" zu erbitten.

Der in's Land hinausziehende Parsifal wird nicht nur der Sache Wagner's dadurch neue Freunde werben, daß er mit seiner übermächtigen Wirkung mitten unter die Reihen der bewußt Gleichgiltigen und Feindseligen tritt; er wird auch denjenigen Zeitraum eröffnen, in welchem eine Wirkung der neuen Kunst auf das ganze Volk zum ersten Male wahrhaft stattfinden wird. Zu diesem letzten und größten Ziele Richard Wagner's die Bahn zu brechen, ist dieses sein Vermächtniswerk an sein Volk einzig geeignet. Nur dieses ist nach Form und Inhalt so beschaffen, die ergreifende Macht eines großen Kunstwerkes auch die breitesten Schichten unseres Volkes wieder empfinden zu lassen. Vor ihm werden sich alle Stände in einmütiger Erbauung als vor einem erhabensten Sinnbilde ihres eigensten Wesens vereinigen. Der Parsifal wird auf lange Zeit hinaus unser volkstümliches Kunstwerk sein.

Unserer Kunst ihr Haus,
Dem Haus seine Werke,
Den Werken ihr Volk:

Das sind die drei Abschnitte der Bahn, auf welche die Anhänger Richard Wagner's durch den Stand ihrer Sache selbst hinausgewiesen werden.

Die Mittel zur Erreichung dieser Ziele sind örtlich und zeitlich zu verschiedenartig, um hier genannt zu werden, ausgenommen dasjenige der möglichsten Gemeinsamkeit des Vorgehens seitens der Städte, Landschaften, Kunstgemeinden, welche sich diese Gedanken zu eigen machen wollen. Die Festspiele dürften die natürliche Gelegenheit zu den hierauf bezüglichen Vereinigungen und Vereinbarungen bilden.

Aber selbst dort, wo für den Augenblick keine Mittel für diese Aufgabe verfügbar erscheinen, werden diese Anregungen nicht vergeblich kommen. Die Anhängerschaft Wagner's wird nicht durch die Listen und Berechnungen erschöpft, welche den Stand der Bewegung gleichsam amtlich schildern. Neben der sichtbaren besteht überall noch eine unsichtbare Wagnergemeinde. Wie diese schon bisher die hauptsächlichste Kraftquelle der neuen Kunst bildete, so beruhen auch auf ihr und ihrem unbesiegbaren Wachstume die Hoffnungen für die Zukunft.

Alle aber, die sich zu unserer Kunst bekennen, sind deren Aufgaben gestellt, als solchen, welche nicht nur darum nach dem Namen Richard Wagner's heißen, um sich im thatlosen Genusse seiner Werke zu berauschen, sondern auch darum, weil sie in seiner Person ein unvergleichliches Vorbild dafür haben, daß es zur Erlangung alles Großen vornehmlich Zweierlei gilt:

die notwendigen Ziele furchtlos zu erkennen, in der Arbeit für sie zu beharren bis zu ihrer Erreichung.

In diesem Sinne hat Wagner selbst seinen Ruf an Alle gerichtet, welche sich als Erben und Fortführer seines Werkes deutscher Kunst fühlen, mit den Worten:

„Wollen Sie jetzt. Und wenn Sie wollen, so haben wir eine Kunst." „Deutsche Worte."

Kunst-Notizen.

In den letzten Monaten haben mehrere in Separat-Ausstellungen gezeigte Werke Münchener Maler die Kunstfreunde in Aufregung versetzt: Krönung der hl. Elisabeth von Hermann Kaulbach, Alarich in Rom von W. Lindenschmit, Astarte von Gabriel Max, Bier, Wein und Schnaps von E. Grützner, Erweckung einer Toten von Albert Keller. Ungeteilten Beifall fanden Keller, Grützner und Max sowohl für die vorzügliche Technik wie für die geistige Bedeutung ihrer Werke, an Lindenschmit wurden Komposition und Zeichnung, an Kaulbach Komposition und koloristische Vorzüge rühmend hervorgehoben. Auf einzelne dieser Werke kommen wir demnächst ausführlicher zurück.

Der k. b. Hofschauspieler Franz Herz, eine der Hauptsäulen des Münchener Theater-Ruhms, feierte am 5. Mai unter dem enthusiastischen Beifall der kunstliebenden Gesellschaft unserer Biermetropole sein fünfzigjähriges Schauspielerjubiläum.

Karl von Perfall, den die kritischen Laienbrüder dem gläubigen Publikum so gern als einen musikalischen Dilettanten verkauften, hat mit seiner neuen Oper „Junker Heinz" einen so durchschlagenden Erfolg errungen, daß der Künstlername des Komponisten hinfort über jede Anfechtung erhaben ist. Wir kommen in unserer theatralischen Quartalrückschau auf das bedeutende Werk zurück.

Dieses Heft enthält die Bildnisse von Hans und Wanda Bartels (nach einer Photographie) und von Karl Stieler (nach Krane's Büste).

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung J. Roth, H. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer) sämmtliche in München.



Die Gesellschaft.

Realistische Monatsschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. Juni 1886. Heft 6.

Sozialismus im Boudoir.

Von Karl Pröll.

(Berlin.) (Nachdruck verboten.)

Ich und meine Freundin Emmy genießen die Annehmlichkeiten depossedierter Herrscher und zum ersten Male abgekühlter Prätendenten. Ich nenne Emmy meine Freundin, weil sie so klug war, mir den Trauring zurückzugeben, ohne mich dauernd aus ihrem Angesicht zu verbannen. Sie meinte, zum Ehemann tauge ich nicht; bei einem fixen Engagement verlerne ich die Kunst, sie anzubeten. Dagegen sei ich ganz liebenswürdig, wenn ich hie und da als Gast erscheine, um zu plaudern, zu scherzen oder den Anlaß zu einem die Nerven belebenden Zank zu geben. Ich gestand ihr zu, daß ich kein ehemännisches Talent besitze; der Himmel habe mir dieses nicht gegeben. So befanden wir uns vortrefflich in dem neuen Scheidungs-Zustande, der uns einander näher geführt, als die aus einer seelischen Zerstreutheit entsprungene Ehe.

Aber auch dieses junge Glück sollte nicht lange unbewölkt bleiben. Wir begannen an einer bedenklichen Krankheit zu leiden. Trotz unserer sorglosen Doppelexistenz, oder vielleicht gerade wegen des hartnäckigen Friedens unserer Herzen und der Abwesenheit jeder Gefahr, stellt sich ein eigenartiges Unbehagen ein. Es ist ja schön, ohne Kampf tugendhaft zu bleiben und Grundsätze zu behaupten, die vollständig überflüssig geworden. Allein, wenn man statt der Küsse nur Gedanken austauscht und für Leidenschaft, die schmeichelt, selbst wo sie mißfällt, höchstens das kleine Spiel der Lebenserfahrungen entfalten kann, schleicht sich bald eine leichte Ermüdung ein. Man fühlt Abspannung, eine ungewohnte Leere zwischen Kopf und Herz — kurz und gut, man spürt den feinen, aber durchdringenden Parfüm der Langeweile. Vor fünf Jahrhunderten hätte ich Emmy vorgeschlagen, mit mir gemeinsam einen Betstuhl zu besiedeln, vor einem Jahrhundert würde ich mit ihr schöngeistig und schönselig philosophiert und intriguiert haben; in diesem Jahrhundert fällt mir absolut nichts ein. Schon mahnt mich ein wehmütiges Gähnen an Sauerstoff-Mangel und an die Abschiedsvisite. Auch Emmy schien mir das letztemal verschnupft, wie es eine zartfühlende Frau stets am Vorabende ersehnter Wittwenschaft wird. Da trat eine unerwartete Wendung durch die in den reifsten Jahren stehende Vorsehung meiner Tante ein, welche es Emmy in einer unbewachten Stunde verriet, daß sie einmal Lassalle gesehen und daß dieser ein sehr schöner Mann gewesen sei, bevor er nach einem überflüssigen Duell für ein Siebenmännerweib unter die Heiligen des Sozialismus aufgenommen wurde. Das interessierte natürlich Emmy. Sie spürte in der Geschichte meiner Tante etwas vom Pulsschlag der Zeit, oder richtiger, der unauslöschliche Instinkt der Mode trat bei ihr hervor. Ein geistreicher Manchestermann

hat ja gesagt, daß der Sozialismus die Modekrankheit des heutigen Geschlechtes sei und er muß Recht haben, denn Emmy fand sogleich, daß ein dem Sozialkultus entsprechender Schnitt der Gesellschafts-Robe entzückend zu ihrer Taille passen müsse, ohne dabei ihren lebensvollen Busen einzuengen oder das kleine, ungeduldige Füßchen zu verbergen. Sie wartete mit Ungeduld auf meinen nächsten Besuch, zu dem ich schwarze Handschuhe gewählt. Aber die Hoffnung, mit mir sozialpolitisieren zu können, hatte sie so aufgeregt, daß sie meine schüchterne Verneinung des Willens zum Dasein gar nicht bemerkte, mich rasch zum Sitzen einlud und sogleich mit der Frage hervorsprudelte:

„Wer hat den Sozialismus erfunden?"

Ich war etwas bestürzt über diesen unvermuteten Angriff. Nicht wie ein in Ungnade gefallener Höfling erhalte ich meinen Abschied, sondern ich soll ein Staatsexamen bestehen. Was bedeutet diese wißbegierige Laune? Die Flitterwochen unseres kleinen Belagerungszustandes, kurz vor der Scheidung, sind ja vorüber und wir halten uns gegenseitig nicht mehr für familiengefährlich. Doch wie die Frau will, so geschehe es. Ich räusperte mich etwas und antwortete zögernd:

„In der Bibel lesen wir nur vom ersten Menschen, dem noch nicht die Wohlthat einer Ehescheidung zu Teil werden konnte, weshalb er die Sünde seines Weibes auf sich nahm und mit ihr das Paradies verließ. Die Lehrmeister der heiligen Geschichte sprechen wohl deshalb nur von der Erbsünde, weil auch sie noch nicht den Rückweg in das Paradies gefunden haben. Aber ob die Erbsünde und der Sozialismus identisch sind, wage ich doch zu bezweifeln. Die Arbeit wurde als Fluch über die Sünde verhängt, und die Gesellschaft kann seitdem nicht ohne Sünder und ohne Arbeit bestehen. Nun behaupten aber die konsequenten Sozialisten, daß dies ganz in der Ordnung wäre und ein Fluch sich erst eingestellt, weil die Einen blos sündigen dürften und die Anderen arbeiten müßten. Sie halten nichts von einer Weghungerung der Sünde, wie sie dem gläubigen Christen als ein unerreichbares Ziel vorschwebt und wie dies auch durch die christliche und indische Askese versucht worden ist. Dagegen sind sie auch keineswegs eingenommen von der Erb-Arbeit, die auf ihren Schultern lastet. Für die Sünder gab es einen Erlöser und eine Erlösung; für die Arbeiter soll es solche auch geben. Deshalb meine ich, ohne geistlichen Autoritäten nahetreten zu wollen, daß Erbsünde und Sozialismus doch etwas Verschiedenes sein werden."

Emmy hörte mir mit wachsendem Aerger zu.

„Was machen Sie für Prediger-Schwänke! Ich bin kein kleines Mädchen mehr. Ich will wissen, wer zuerst das gedacht hat, was man Sozialismus heutzutage nennt. Bleiben Sie beim Historischen, mein Herr!"

„Ich habe Dich an den Abgrund meiner Weisheit und vielleicht der ganzen Gesellschaftswissenschaft geführt, pensionskluger weiblicher Intellekt; aber Du willst nicht hinabsehen."

Emmy sagte verdrießlich: „Dutzen Sie nicht meinen Intellekt; er ist von dem Ihren ebenso geschieden, wie wir beide von einander. Wenn die Herren der Schöpfung nichts wissen, behaupten sie, wir Frauen begriffen nie, um was es sich handelt. Ich verlange Geschichte, das was man sieht, oder in der Ferne zurückliegender Zeiten mit Hilfe der Gelehrteninstrumente, der Bücher u. dgl., sehen kann. Und Sie wollen mich mit Parabeln und Nutzanwendungen derselben abspeisen? Wer hat einen stärkeren Denkwillen, ich oder Sie, mein Herr?"

„Ah! jetzt verstehe ich Sie erst. Sie wünschen Namen, Daten, um sich damit in den Kaffee-Kränzchen schmücken zu können. Sie möchten gerne die Rosinen der Weltgeschichte naschen, den zähen Teig und die emportreibende Hefe jedoch unberührt lassen. Dabei kommt man so billig weg! Haben Sie nie etwas von Plato vernommen, dem man die Vaterschaft der hungerlüsternen Liebe zuschreibt, der in seinen Staats-Dialogen aber die praktischere Güter- und Frauen-Gemeinschaft als appetitreizende Speise vorsetzt. Erfahren Sie, daß die Gracchen nicht deshalb erschlagen wurden, damit jede wohlbeleibte Bankiersfrau mit der Mutter derselben verglichen

werden kann, sondern, weil sie durch Agrargesetze die senatorische Sippe von ihrem Ueberfluß befreien wollten. Erinnern Sie sich der Urchristen und jener radikalen Kirchenväter, welche das Geld zur Chimäre machen wollten und die evangelische Liebe zum Gemeingut umzuwandeln suchten. Denken Sie an die Spartaner und Essener, an die Waldenser und Wiedertäufer, an die Fechter- und Sklaven- und an die Bauern-Kriege. Soll ich Ihnen die Dichter des Sozialismus nennen, die Baco, Thomas Morus, Harrington, Campanella, Cabet und Herrn Bebel? Oder die Propheten desselben, Saint Simon, Fourier, Considérant, den Père Enfantin und den Schneider Weitling? Oder die Verschwörer von Babeuf bis zu den Helden der Kommune? Oder die Zweifler wie Proudhon? Oder die Dogmatiker wie Karl Marx? Oder die Geschäftsagenten à la Louis Blanc, Schäffle? Oder soll ich Ihnen von dem stolzen Prätendenten des deutschen Sozialistenstaates, von Ferdinand Lassalle erzählen, der wie ein Meteor kam und verschwand? Oder von den kleinen Sternschnuppen, die jetzt allerorts auftauchen und verschiedenartig schillern? Ich hoffe, daß ich Ihre Phantasie genügend in Atem gesetzt habe und daß schon diese wenigen Interpunktionszeichen der großen sozialistischen Menschheits-Legende genügen werden, um Ihren Kopf wirbelig zu machen."

„Sie haben Recht," sagte Emmy etwas kleinlaut. „Da sind ja ganze Bibliotheken hinter meiner Frage versteckt, die ich nicht auslesen kann. O, wie der Staub aufwirbelt, wenn man nach diesen Dingen greift."

„Und dabei," fuhr ich fort, meines Vorteils mich erfreuend, „habe ich Ihnen nicht die mannigfaltigen Theorien vom Eigennutz und vom Gemeinnutzen entwickelt, nicht die Abtönungen vom unschuldsweißen, philanthropisch bleichsüchtigen Kindergarten-Sozialismus bis zum dunkelroten, bestialisch gesunden Kommunismus mit dem Richtschwerte für vorwitzig emporragende Häupter dargelegt. Ich erzählte Ihnen nicht von ökonomischen Harmonien und Disharmonien, erwähnte nicht die national-ökonomischen Brautleute Angebot und Nachfrage und das krisenreiche Ehepaar Produktion und Konsumtion. Ich ließ Sie über die modernen Götter Geld, Kapital, Kredit, und über das kleine Amoretten-Gesindel der Renten, Dividenden u. dgl. im Dunkel. Ich vergaß, Sie über den Unterschied von wirtschaftlicher Freiheit und Hungerrecht aufzuklären. Nicht einmal die Kampf- und Friedensorganisationen des Sozialismus und ihre volltönenden Firmen berührte ich. Ja selbst den sozialen Staatszweck schenkte ich Ihnen und sein anmutiges Rätselspiel. Und die staatsgewaltigen Reformen von jenen chinesischen Staats- und Thee-Sozialisten, dessen Namen Sie doch nicht behalten, bis zu den Maxima und Minima dekretierenden Hausvätern des Konvents, bis zu dem Spielbank-Sozialisten Louis Napoleon und dem positiven Sozialimperialisten Bismarck will ich Ihnen zur Illustration des großen Werkes über die „menschliche Erwerbsordnung" nur flüchtig andeuten. Wenn Ihnen jetzt noch nicht bange ist vor diesem Zauberbuch, dann fürwahr sind Sie ein starkes Weib!"

„Ja, mir bangt vor diesem streitenden Gestaltenheer, vor diesen gespenstigen Worten, die mir den Duft meiner Zimmerblumen ersticken und selbst meinem eingeschlafenen Papagei schlimme Träume zu verursachen scheinen. Es ist dunkel geworden, ich werde Licht kommen lassen."

„Verscheuchen Sie diese Beklemmung, teure Freundin. Ueber solche Fragen spricht sich im Dämmer am besten. Das Licht lockt uns nur doktrinäre Motten heran. Sie haben schließlich Ihren Fächer zur Hand. Damit können Sie einen einsamen Abendfalter immer vertreiben, der Ihnen vorgaukeln will, er habe das „soziale Geheimnis" ergründet, während er nur Ihren Nacken bewundert."

„Aber," flüsterte Emmy, „wenn ich mir Ihre nur halb verstandenen Mären, die aus einer fremden Welt herüberdringen, deuten soll, so bekomme ich den fürchterlichen Eindruck eines allgegenwärtigen, endlosen Kampfes."

„Eines endlosen, unerbittlichen Kampfes. Gewiß! Wie nach der Schlacht auf den katalaunischen Gefilden erheben sich die im grausamen Existenzkampfe Erschlagenen; aber sie führen nicht nur ein Scheingefecht in den Lüften, sondern sie

mischen sich mit den Reihen der Lebenden und schwingen die Streitaxt auf Lebendige. Die vier apokalyptischen Reiter sind nur die Adjutanten des sozialistischen Feldmarschalls und sie bringen neue Botschaften an die kämpfenden Massen: Uebervölkerung, Ueberarbeit, Ueberproduktion, Ueberspekulation. Doch nach wie vor folgt Krankheit, Hunger und Tod dem Hufschlag ihrer Pferde. Und der allgemeinen Bankerott-Pest folgt das große Sterben der Menschen."

„Jetzt übertreiben Sie," bemerkte Emmy mit einem gezwungenen, heiseren Lachen. „Sie wollen mir nur Schrecken einjagen mit Ihren modernisierten Ammengeschichten. Aber ich bin nicht so furchtsam. Noch lebe ich und mit mir Millionen, und darunter leben Viele recht gut. Oder leben Sie nicht selbst gern, Sie Karton-Maler des Pessimismus, der von dem ungalanten Schopenhauer seine Motive stiehlt?"

„Das Leben ist nicht wert, gelebt zu werden, aber weil wir leben müssen, so leben wir. Das heißt, so gut, so leichtsinnig, so vergnügt, als es eben geht. Sie sehen, ich kann mit meinem Pessimismus einen ganz anständigen Optimismus verbinden. Und das thun selbst die Meisten, welche das Evangelium der Armut und des Elends predigen. Es giebt unter ihnen verzückte Schwärmer, welche das neue, das sozialistische Jerusalem bereits in elektrischer Beleuchtung erblicken und auf die Universal-Dampfmaschine harren, welche alle Bedürfnisse der Menschheit in regelmäßigster Weise befriedigen, uns ein tausendjähriges dolce far niente gestatten soll. Daneben grinsen uns aber auch skrupellose Rachegeister an, welche mit Petroleum sich einen Ruhmesschein für ihr struppiges Haupt bereiten und mit Dynamit die Zeit einrichten wollen, die nach ihrer Ansicht aus den Fugen ist. Und die Verheißung der Träumer übertönt den Ruf der Vernichter, welche den alten Bannspruch wiederholen: Friede den Hütten, Krieg den Palästen!"

„Nun, den Ausgang wollen wir abwarten," sagte Emmy mit kühler Ruhe. „Auch gegen Sozialdemokraten giebt es noch Soldaten."

„Welches treffliche Verständnis doch die Frauen für jedes Repressivsystem haben!" erwiderte ich, einigermaßen aus dem Text gebracht. „Was wären Sie für ein sorgsamer Polizei- oder Anarchisten-Minister geworden, wenn Ihnen das Geburtsloos einen Anteil an der Mannheit zugewiesen hätte! Aber vielleicht würde dann auch Ihre weibliche Besonnenheit, Ihre Naivetät in Ausübung jeder Gewalt durch die scharfen Reflexionssäuren zerfressen worden sein, mit denen wir Männer einmal experimentieren müssen."

„Es ist gut so, wie es ist; ich beneide Sie nicht um Ihre männlichen Triumphe und um Ihre männlichen Schwächen. Mir genügen meine weiblichen. Wenn ich mein Familienjournal recht verstanden habe, würden uns auch die Herrn Sozialisten in ihrem Zukunftsstaat nur als eine Beute betrachten. Das und nichts Anderes sieht aber in uns auch die gegenwärtige Gesellschaft. Wir sind entweder die Beute der Verhältnisse oder wenn wir den Mut dazu haben die Opfer unserer eigenen Laune. Ein Gutes ist doch dabei. Man schont ja stets die Beute, weil man sie besitzen will. Mit euch, ihr stolzen Kultureroberer und Champagnerzecher, wird das Volk, oder was sich so nennt, nicht so glimpflich umgehen. Der Vordermann muß beseitigt sein, wenn man avancieren will."

„Jetzt bewundere ich bei Ihnen wieder den klaren Blick der Frau, die alle kleinen Dinge und alle kleinen Leidenschaften richtig durchschaut. Dafür sollen Sie Ihren Lohn erhalten. Ich will Ihnen Ihre erste Frage, die Sie längst vergessen haben, einfach und schlicht, ohne Zuhilfenahme gelehrten und historischen Apparates beantworten. Sie wollten nur Thatsachen hören, die Sie schließlich betäubten. Ich will eine genetische Erklärung versuchen, was rascher geht und weniger leicht kontroliert werden kann. Hilft man sich so hinsichtlich der Entstehung der Sprache, warum soll man dieses Reflexionsspiel nicht auch beim Ursprung des Sozialismus anwenden?"

„Was hatte ich Sie denn gefragt?" brachte Emmy nach längerem Besinnen hervor.

„Wer der erste Sozialist gewesen? Nun, ich helfe mir bei der Antwort, indem

ich auf mein Metier zurückgreife. Der erste Sozialist war keineswegs der erstbeste arme Teufel, sondern ein hungernder Schriftsteller. Er brachte die stumpfe Armut zuerst zum Denken, zum mindesten ihr stammelndes Wort auf eine Papyrusrolle. Möglicherweise hat auch die granitene Hieroglyphen- oder die backsteinerne Keilschrift schon solche sozialistische Glossen neben den Grabschriften und Triumphanpreisungen der Könige zu Tage gefördert; doch das sollen die Gelehrten entdecken, denen ich diesen Fingerzeig gebe. Nachdem dieser sozialistische Moses, der nicht ein Jubeljahr im halben Jahrhundert, sondern lauter Jubeljahre instituieren wollte, seine fünf Sinne in Forderungen an die Gesellschaft übersetzt, war auch die Lehre und Propaganda der unrecht verkürzten Mitbrüder, der Elend-Kultus und das utopistische Zukunftsregime in den Gedankenkreis der Menschheit eingeführt."

„Die Sache interessiert mich gar nicht mehr," sagte noch kühler als vorher Emmy. „Nur noch einen kleinen Anflug von Neugierde hätte ich."

„Bekennen Sie! Ich will sehen, ob ich dieselbe leichthin befriedigen kann."

„Nein, ich will Wahrheit," bemerkte sehr ernsthaft Emmy. „Sagen Sie mir ohne Rückhalt: Gehört die Frauenemanzipation auch zum Sozialismus?"

„Wie man es nimmt. Die Frauen müssen erst selbst darüber einig werden. Der Blaustrumpf, welcher keinen Mann findet, behauptet es. Das Mädchen, welches glückstrahlend zum Altare tritt, beweist die gegenteilige Ansicht."

„Und die übrigen Frauen?"

„Lösen die Frage am besten wie Sie. Sie heiraten, um sich dann scheiden zu lassen. Nennen Sie das Sozialismus, ich sträube mich nicht dagegen."

„Sie sind ein philosophierender Sansculotte. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Emmy!"



Es Löwos.

Eine Ehestands-Geschichte.

Von B. Oulot.

(Tiflis.) (Uebersetzung unmöglich.)

Zweiter Teil.

Es ist eine harte Zeit. Wir sind noch immer im selben Dorf, und es ist Winter. Ich habe eine Lungenentzündung durchgemacht.

Mein Löwos hat mich Tag und Nacht gepflegt, mir die kalten Umschläge gemacht — ist bei schlechtestem Wetter selbst in die Apotheke gegangen. Ich soll auch kein schlimmer, sondern sehr dankbarer Patient gewesen sein, und wir sind uns womöglich noch näher gekommen.

Wenn man von einem Wesen gepflegt wird, welches jeden Schmerz mitempfindet, welches immer zärtlich und geduldig ist, besorgt bei jeder Verschlimmerung, entzückt bei jeder Besserung — so hat das Kranksein — ich versichere — etwas Angenehmes. Es ist so ein gewisses sich von Liebe schaukeln lassen. Sogar an's Sterben denkt man mit der Befriedigung, daß der Andere einsehen wird, wie furchtbar schade es um Einen wäre; daß sein Schmerz genau so groß sein wird, als man ihn in einer Hinrichtungsstunde selbst empfände — dann weiß man, daß man nicht so ganz und gar tot sein wird, denn das Bild, das Andenken lebt im verwittweten Herzen fort und wird noch inniger und heiliger geliebt, als im Leben.

Ich bin also rekonvaleszent, noch sehr schwach — und es ist eine harte Zeit.

Die Arbeit hatte gestockt — das vorrätige Geld war für Doktor und Apotheke ausgegeben worden — wir können nicht in die Stadt zurück. Was nun beginnen? Das war ein Moment für Kapitän Nemo helfend einzugreifen.

„Wie geht's, Liebiuill?" fragt die Meune, während ich, auf einen Stock gestützt, meinen ersten Gang durch's Zimmer mache. Ich schleiche in Pantoffeln, bin abgemagert und bleich; ein Foulard um den Hals gewickelt, Bart und Haare lang — ich fühle mich als ein Bild des Jammers. Darum gefalle ich aber der Meunen nicht minder, und ich antworte auf ihre liebevoll gesprochene Frage:

„Besser, Löbs — aber sehr schwach."

„Wartet nur. Ihr werdet bald wieder stark werden. Jetzt wird es heißen, in's Essen ordentlich dreinhauen, und die Kräfte werden zurückkommen. Aber jetzt ist's genug, Meuns; Ihr seht mir furchtbar bleich aus — strengt Euch nicht zu viel an mit dem Gehen — das wird jetzt wohl thun, sich wieder ein wenig niederlegen — So, Meuns — bequem so? Da habt Ihr noch ein Polster — und die Füße gut zudecken — da —"

„Danke, Löbs! Es thut wirklich wohl, wieder zu ruhen."

„Und wollt Ihr schon Eure Suppe haben — oder soll Euch das „gefällige Maul" etwas vorlesen?"

„Die Suppe fertig? O dann die Suppe, Du Löwos!"

„Gleich, mein Schatzos."

Es bringt mir eine so appetitliche Suppe daher mit zerfallendem Hühnchen drin.

„Da, Meuns — das wird aber schmecken!"

Die Meune hat recht — die Suppe und das Hühnchen schmeckte mir kannibalisch. Sie sieht mir mit leuchtenden Augen zu. Ich sehe, daß sie — so wie es einen Wiederschein und einen Wiederhall giebt — den Wiedergeschmack meiner gierig verzehrten Rekonvaleszentenspeise empfindet; aber trotz dieser leuchtenden Augen — die arme Meune sieht auch schlecht aus.

„Du solltest einen Spaziergang machen, Löbs!"

„Und Euch allein lassen?"

„O, ich kann ganz gut eine Stunde allein bleiben — und Es brauchte notwendig, ein wenig frische Luft zu schöpfen . . . Es Arms, hat sich die ganze Zeit so angestrengt — schon zehn Nächte nicht ordentlich getunkerlt — Es wird mir schließlich auch noch krank werden; Du mußt Dich schonen, Fürchter —"

„Sprecht nicht so viel. Wollt Ihr jetzt ein wenig Kompot haben — oder lieber später — schlummern wollt Ihr? Wartet, daß ich die Polster aufschüttele — so. Und jetzt wollen wir diesen Fensterladen zumachen. Und ich werde Euch Eure Limonade bereiten, falls Ihr durstig werdet."

„Und Es Löwos wird auspranloffen?"

„Nein — schlaft mir ruhig ein — Es Löwos bleibt neben Euch und wird auch ein wenig tunkerln."

„Gieb mir Dein Prankos, daß ich's küsse, mein altes Wüstenvieh."

Nach einer Weile: „Ihr schlaft noch nicht?"

„Nein . . . Wißt Ihr, was mich am Einschlafen hindert? Mir sind plötzlich Sorgen aufgestiegen — die ganze Zeit war ich zu krank, um an etwas zu denken, aber jetzt fällt mir ein, daß übermorgen der Zins zu zahlen ist und unsere Kasse leer sein muß."

„Macht Euch keine solche Gedanken, Schatzos. Wir haben noch Vorrat — der Zins wird gezahlt — werdet mir nur wieder gesund — das ist die Hauptsache —"

„Haben die Doktors wieder etwas bekommen?"

„Nein."

„Also wie hat sich die Kasse gefüllt?"

„Kümmert Euch nicht darum und schlaft."

„Ich kann nicht schlafen, ehe ich nicht alles weiß."

„Also wenn es sein muß: Es Löwos hat ausgeholfen —"

„Was! Hat der Verwalter endlich den Ertrag der Palmenernte geschickt?"

„Das nicht.“

„Oder hat Es seine Polka oder seine übrigen Kompositionen edieren lassen?“ (Seit der Polka ist nämlich ein Marsch, ein Galopp und ein Liebeslied entstanden).

„Auch das nicht . . . Ihr wißt — mein Kollier — das der Frau unseres Bankiers so gut gefallen hat . . .“

„Was!“ rufe ich erschrocken — „Ems Wüsten-toison-d'or — die hat Es doch nicht verschachert?“

„Doch, Meuns — das war die letzte Ressource.“

„Aber, armes Löwos — hast Du nicht Prankos gerungen?“

„Im Gegenteil, Schatzos; Es war nur zu froh, helfen zu können. An dem Tand lag Em nichts — und mir nichts. Es bleibt auch ohne Kollier Ritter hoher und höchster Orden . . .“

„Groß-Komthur vom Orden der treuen, aufopfernden Liebe,“ sage ich, das gute Löwos an mein Herz ziehend. „Der Wüstengott segne Dich, Du mein bravster Kamerad. Deine Opfer werden Dir gelohnt werden.“

„Als ob Es Euch je ein Opfer bringen könnte — als ob Es nicht, mit allem was Es hat, ganz Euch gehörte! Es dankt ja seine ganze Existenz nur Euch! Was wäre denn aus Em geworden, wenn Ihr Es nicht barmherzig aufgezogen hättet und gehätschelt und verzärtelt und beglückt?“

„Und ist Em wirklich nicht leid um das schöne Schmuckstück? Ich glaube, Es hatte es von seiner Großmutter her?“

Diese Löwengroßmutter war uns auch eine bekannte, legendenumsponnene Figur. Ich hatte einmal unabsichtlich kritzelnd ein Monstrum gezeichnet: ein Löwenkörper mit dem Kopf eines ältlichen Sauriers, und da entschieden wir, es sei das Porträt von Ems Großmutter — geborenen Wüstendrach. Bei ihr war der beste „Kaffee“ der Wüste zu haben, ihr Haushalt überhaupt musterhaft; nur war sie was wir eine „furchtbare Gaatsche“ nannten — das ärgste Klatschmaul aller Oasen. Die alte Wüstendrach war übrigens in unserer Idee schon gestorben — nur ihr Andenken lebte fort. Sonst hatte Löwos von Verwandten nur noch eine Nichte — die schöne Lea — die übrigens kürzlich eine Mißheirat gemacht hatte, indem sie mit einem Zebra durchgegangen war.

„Em ist gar nicht leid um das Halsband der alten Wüstendrach,“ beteuerte die Meune. „Es war so ein altväterisches Stück, stand Em gar nicht gut zur Löwenphysiognomie — der gezahlte Zins gewährt ein viel angenehmeres Bewußtsein als der Besitz des Rokoko-Erbstückes. Also werdet Ihr jetzt schlafen können?“

Sie streichelt mir sanft die Stirn: „Macht Eure müden Aug'sos zu — Es Löwerl wird ein gleiches thun und wir tunkerln Eins in Kompagnie.“

Nach einer Stunde süßen Schlafes erwache ich. Das gute Löwos, das neben mir sitzt und seinen Kopf auf mein Polster gelegt hat, ist richtig auch eingetunkerlt. Ich rühre mich nicht, um En nicht aufzustören; aber Es muß magnetisch avisiert worden sein, daß ich erwachte, denn es schlägt jetzt auch die lieben Lichter auf.

„Guten Morgen, Löbs — gut getunkerlt?“

„Sehr gut und Ihr?“

„Auch sehr gut.“

„Wollt Ihr etwas?“

„Einen Schluck Limonade, bitte — Danke, Du Löwos!“

„Soll ich Euch jetzt vielleicht vorlesen?“

„Danke, „gefälliges Maul“, aber ich bin wirklich noch zu blöd, um einer Lektüre folgen zu können. Ich kann nur so vegetierend hinglotzen, wie eine gelähmte Eidechse und mich am Scheine und an der Wärme meiner Wüstensonne laben. Daß Es neben mir ist und mich lieb hat, genügt mir. Es hat mich doch lieb?“

„Dabrahabahraha!“

Wie Es mit den paar Silben, aus welchen Ems Sprache besteht, doch so viel ausdrücken kann — dieses „Draha“ klang so zärtlich! Manchmal, wenn mir Es eine mehr oder minder lange Rede hält, unterbricht die Meune die Folge der

Da—dra—has, indem sie fragt: „Was hat Euch Es gesagt?" worauf ich streng erwidere: „Geht Euch nichts an." „Ich möchte aber doch wissen," besteht sie. „Mischt Euch nicht in Ems Angelegenheiten," befehle ich mit verdoppelter Strenge.

* * *

Ich bin wieder ganz gesund, und wir sind in die Stadt zurückgekehrt. Ich habe eine neue Stellung gefunden, die uns à peu près leben macht: ich zeichne Pläne bei einem Bauunternehmer. Von unserer Villa ist noch immer nicht der erste Stein in der Sparkasse. — Wir besitzen die Sparader nicht, — Es und ich — wir verstehen nicht zu knickern und knausern; wir bereiten einander immer gern kleine Freuden; sagen niemals „nein", wenn ein Bedrängterer als wir uns um ein Darlehen angeht — tragen es ihm sogar an, wenn wir sehen, daß er's brauchte und ihm der Mut fehlt, es zu verleugnen; wir lieben auch eine gewisse Eleganz in Kleidung und dergleichen; so geschieht es, daß wir nie etwas zurücklegen und überhaupt zur Einsicht gekommen sind, daß die Fähigkeit des Zurücklegens eine Tugend ist, die uns mangelt. Wir haben die Hoffnung aufgegeben, uns dieselbe jemals anzueignen; manche Leute werden mit krummen, andere mit geraden Nasen geboren — einige mit, und andere ohne Sparsinn — und das läßt sich alles nicht ändern.

Wenn uns aber die nützliche Gabe fehlt, für die Zukunft sorgend zu handeln, so fehlt uns zum Glück auch die zuwidere Gabe, für die Zukunft sorgenvoll zu bangen. Dadurch, daß das Morgen unsicher ist, lassen wir uns das Heute nicht vergällen. Wir nehmen jede Gegenwartsfreude dankbar an, kämpfen das Gegenwartsleid nieder und kümmern uns nicht auch noch um das zukünftige „Enough for the day is the evil thereof". Und es kommt ja immer alles anders, als man es voraus hofft oder fürchtet. So ganz anders! Alte Wünsche wurden zwar nicht erfüllt, es haben sich aber neue eingestellt; alte Pläne sind gescheitert und es haben sich Dinge entwickelt, die nicht geplant waren, deren Keim, als er gelegt worden, ganz übersehen wurde. Also birgt vielleicht auch die gegenwärtige Stunde die Samenlegung einer ganz ungeahnten Zukunftsblüte — wozu sich dann den Kopf zerbrechen! Wir sind — wie Ein Leser schon bemerkt haben wird — ein paar Philosophen, Es und ich.

Diesmal wohnen wir in zwei Monatzimmern bei einer Familie, wo wir auch die Kost erhalten. Wir haben daher keine Haushaltungssorgen, keinen Aerger mit einer Familie Richter oder, wie wir sie nannten, Familie Diminuendo.

Das ist alles recht angenehm; dagegen mangelt uns — nachdem wir unsere Mahlzeiten gemeinschaftlich mit unseren Kostgebern einnehmen — unser trauliches tête-à-tête-Speisen und um diese kleinen Feste ist uns leid. Wir vertrösten uns auf die Villa, die Kapitän Nemo doch einmal aufbauen wird. Es wäre recht schade, wenn zwei Leute, die das Zeug haben, so intensiv glücklich zu werden, dazu nicht das gehörige Material geliefert bekämen. Es giebt so viele Andere, die Schlösser und Paläste besitzen und sich's damit nicht gemütlich einzuteilen wissen — warum sollten wir nicht so eine bescheidene Villa kriegen, die wir uns zu einem förmlichen Paradiese machen wollten? Freilich leben auch Solche, die nicht einmal ein Dach über ihren Häuptern haben, oder in elenden, schmutzigen Hütten wohnen müssen. Ach, es giebt doch noch viel Trauriges auf der Welt! . . . Oft bedauern wir, die Meune und ich, nicht um ein paar tausend Jahre später geboren worden zu sein. Wenn alle die herrlichen Erfindungen, die unsere Zeit auszeichnen, progressiv so weiter schreiten, wenn der Aberglaube, der Nationalhaß so fort schwindet, wie er schon zu schwinden beginnt; wenn sich der Altruismus immer mehr entwickelt hat, so wird das eine famose Welt sein — in ein paar tausend Jahren! Jemand wird sich doch daran freuen — dieser Jemand wird sich als Ich fühlen; was für einen Unterschied macht es dann, daß mein jetziges Ich tot ist? Dieses andere ist ja auch seiner selbst bewußt — ist „ich". Nur so lange ich lebe, bin ich von der übrigen Welt abgesondert und sehe ein, daß die Anderen Andere sind — bin ich einmal

weggeräumt, so fühlt sich das Ich im andern als selbst und das bin dann wieder — ich.

Wem diese Erklärung der Unsterblichkeit zu tief ist, der reiche mir die Hand: mir ist sie's auch! — Das ist eben das Kennzeichen der Metaphysik, daß derjenige, der sie vorträgt, sie gewiß nicht versteht. Derjenige, der zuhört, glaubt mitunter noch das Gesagte verstanden zu haben und auf diese leise Chance rechnet der Vortragende auch. Wer weiß, der gewisse Eine Leser, dem ich im Lauf dieser Mitteilungen immer wieder die Hand schüttele, dieser Eine mit dem warmen Herzen und dem hellen Sinn, wird aus meinen dunklen Worten auch etwas herausverstanden haben. Wohl bekomm's ihm!

Ich war fast den ganzen Tag außer Haus, und so war die einzige Zeit unseres gemütlichen Beisammenseins der Abend, wenn wir uns nach dem Souper in's Schlafzimmer zurückgezogen hatten. Aber viele Abende brachten wir in Gesellschaft zu. Nicht besonders gern — mehr als eine Art Gewissenspflicht. Wir waren mit den ersten Familien der Stadt bekannt geworden und trotz unserer hierzulande eingenommenen bescheidenen Stellung, behandelte man uns als Fremde von Distinktion. Man übersah den Umstand, daß wir, ganz vermögenslos, uns durch allerlei Arbeit durchzuhelfen suchten und sah in uns — was wir eigentlich von Geburt auch waren — hochgeborene Glieder der besten Gesellschaft. Vielleicht waren es auch unsere musikalischen Leistungen, die unseren Salonwert erhöhten — kurz, man riß sich förmlich um uns. Und wir folgten den Einladungen — um nicht ganz wild zu werden, um uns Konnexionen zu schaffen — aus allerlei Gründen gingen wir in die Welt, nur nicht aus Vergnügungssucht. Am liebsten blieben uns immer unsere Abende zu Hause, wo Es Löwos sich frei geberden konnte, während Es Arm's in der Welt nicht eingeführt war, von niemand auf Erden, außer von mir gekannt, immer ganz traurig sich unter irgend ein Kanapee verkriechen mußte, wenn wir einen Salon betraten. Das einzige, woran Es in den Soireen unsichtbar teilnahm, war das Souper. Noch ehe wir uns auf den Weg machten, faßte Es den Entschluß, sich's schmecken zu lassen. „Draha." So ein ganz kurzes, festes, trompetenstoßartiges „Draha" drückte diese Resolution aus. Wenn ich dasselbe hörte, so kommentierte ich: „Ah, Es hat den Entschluß gefaßt, sich anzuwampossen!" Worauf die Meune: „Ob Es diesen Entschluß aber auch ausführen wird?" — „Löwossos führen ihre Entschlüsse immer aus, das ist bekannt — es steht im Wüstenbuch." — „Seite?" — „Seite 43,001." „Unter welcher Rubrik?" „Unter der Rubrik Löwenbeharrlichkeit." — Wenn Es seinen Entschluß gewissenhaft ausgeführt hatte, so freute sich Es in's Nest. Das Nachhausekommen und Insnestkriechen war Em gewöhnlich das liebste an der ganzen Soiree.

Es sind aber mitunter auch kläglich langweilige Geschichten, diese Soireen. Das junge Volk tanzt zum Klavier und amüsiert sich wahrscheinlich dabei; die alten Leute spielen Karten und finden sich dadurch wohl auch angeregt — aber für uns mittelalterliches Ehepaar, wo es keine flirtation und keine Whistpartien giebt — was in aller Welt bietet uns so ein Salon? Flache, leere Gespräche . . . Und selber sind wir bei weitem nicht beredt und brillant genug, um der Konversation mehr Schwung oder mehr Frische zu geben; wir verflachen uns wacker mit und reden womöglich noch inhaltloser als die Anderen. Am nützlichsten fühle ich mich noch, wenn ich am Klavier sitze und Strauß'sche oder selbst komponierte Walzer hacke, um die jungen Leute springen zu machen. Ebenso die Meune, wenn sie eine ihrer Konzertpiecen vom Stapel läßt. Es ist doch wahr, man fühlt sich in der Gesellschaft nur dann befriedigt, wenn man sich nützlich oder bewundert weiß; daher das frohe Indieweltgehen einer schönen und eleganten jungen Frau, welche sich bewußt ist, daß ihre bloße Erscheinung in jedem Salon, den sie betritt, Bewunderung erregt, daß sie als dessen Zierde zugleich auch nützlich ist.

Aber besser noch, als sich nützlich und bewundert zu wissen, ist, sich geliebt zu fühlen. Und das fühlen wir Zwei nur von und miteinander. Die Uebrigen sind uns gleichgiltig und wir sind es ihnen. Gegenseitig aber wissen wir, wie wert wir

einander sind; wie wir uns schätzen und achten und lieb haben — wie wir bereit wären, wenn den Anderen ein Leid treffen, ein Unrecht geschehen sollte, ihn zu trösten, aufzurichten. — Ich glaube, wenn ich ein Verbrechen beginge — die Einzige, die mich nicht richten, sondern bemitleiden und verteidigen und bis zum Galgen nicht verlassen würde, wäre die Meune. — Zum Glück — so Tragisches kommt bei uns nicht vor — Verbrechen begehe ich keine, aber Dummheiten — große und kleine — die habe ich öfters gemacht — und nie ein Vorwurf, nie eine Klage über die üblen Folgen, nie ein finsteres Gesicht von meinem Wüsterich! Ich habe mich in Geschäften versucht — manches ungeschickte und leichtsinnige dabei getan — Es Löwos fand gewiß eine Entschuldigung dafür. Und in der That — machen denn Vorwürfe und Rekriminationen etwas gut? Niemals. Die böse Folge ist da — wozu diese Unannehmlichkeit auch noch mit der Unannehmlichkeit bitterer Worte erschweren? Diese wären uns eine viel größere Kalamität, als alle Kalamitäten, welche die Außenwelt bringen kann. Wir haben uns — o freundliches Oasenbewußtsein — und was draußen auch für Samum und heißer Staub wirbeln mag, im Schatten unserer Freundschaft ist es kühl. Ich sage Freundschaft — denn verliebt sind wir ja nicht — Es ist mein Freund — mein ergebener, mein bester, mein einzigster. Und ebenso ich Em.

Wenn ich nicht den gewissen Einen Leser, auf dessen Sympathie ich rechne, sondern ein Publikum vor Augen hätte, so wäre ich mir wohl bewußt, daß dieses ewige Befiedeln derselben Saite schon monoton klingen muß. Uebrigens habe ich ja nur eine Monographie versprochen — und können ganze Broschüren über „die Anatomie der Eingeweide der Leoparden," „Ueber die Knochenauswüchse der Augenhöhle" und „Ueber die Erhaltung der Hornfaser fossiler Spongien" geschrieben werden, warum nicht auch einmal über dieses seltene, heilige Ding: volles Eheglück — und über so ein wunderbares Wesen, wie Es überhaupt: ein Sproß aus wüstlichem Königsgeschlecht, Enkel der geborenen Wüstendrach, Besitzer vieler hoher Orden, Beherrscher einer eigenen Sprache, Komponist eines Marsches, Galopps und Liebeslieds, Kind und Herr des Hauses, schuldlos, sanft jovial — mit einem Wort: Es Löwos.

* * *

„Jovial!" Das ist eine Eigenschaft Ems, die des Näheren zu erörtern ich ein neues Kapitel in Angriff nehmen muß. Ja; ich habe En in seiner ganzen Löwenexistenz — die Zeit mitgerechnet, wo Es ganz klein und elend war — niemals verdrießlich gesehen, aber sehr oft in erhöht frohsinniger Stimmung. Es gehört furchtbar wenig dazu, diese Stimmung zu wecken; wenn ich Em etwas nach Hause bringe, so ist das Auspacken der geringsten Kleinigkeit Anlaß zum Ausbruch der Jovialität. Letztere äußert sich gewöhnlich durch Absingen der bereits angeführten Polka — deren Schlußtakt ich gewissenhaft mittanze, oder des majestätischen Wüstenmarsches: Bum—bum—bumbidibum!

„Das muß imposant sein," rufe ich, „wenn fünfzigtausend Löwossos zu den Klängen dieser Musik Arm in Arm aufmarschirossen!"

Oder des Wüstengalopps: gggg, ghed, e—e—.

Diesen trägt Es gewöhnlich vor, indem es seine beiden Prankos auf meine Achseln legt und mit raschen Armbewegungen den Takt markiert; ich thue ein gleiches: ich lege meine Hände auf die Löwenschultern und bewege die Arme im Galopptempo auf und nieder. Manchmal, wenn ich mitten in der raschen Bewegung bin, hört Es aus Malice auf, zu singen — dann lasse ich weinend die Arme sinken — Es lacht mich aus und beginnt von Neuem.

„Schön ist Ems Löwengaloppppp!" rufe ich nach Schluß desselben. „Das muß herrlich sein, wenn fünfhunderttausend Löwossos durch die Wüste galoppirossen!"

Es hat aber auch eine Weise komponiert, die eigens die „joviale Melodie" heißt und die jedesmal vorgetragen wird, wenn En etwas ganz besonders freut:

F-dur: c—, f e g f b a g f, e g f d d. —c, c — —

Diese Jubelschalmei ist einer unglaublichen Steigerung fähig, besonders wenn Es schon ganz außer Rand und Band ist vor Entzücken.

Wenn wir plötzlich einen Haupttreffer machten (was durch den Umstand einigermaßen erschwert ist, daß wir kein Loos besitzen) dann weiß ich nicht, bis zu welchem Intervall das „joviale Lied" sich noch versteigen würde.

Uebrigens bedarf es nicht eines äußeren Anlasses, auf daß Es Löwos seiner Jovialität Ausdruck gebe. „Dadrahaha" höre ich manchmal En am anderen Ende des Zimmers fröhlich ausrufen. „Was denn, Löbs" — „Es freut sich", dolmetscht die Meune, „daß Es auf der Welt ist" — „Gut's Löwos."

Ich habe eine Litanei, die fängt an bei „Gutes Löwos" durch dreißig bis vierzig Adjektive durch — als „vortreffliches, einziges, ganz unvergleichliches" bis zu „goldenes Löwos". Unter letztere Benennung freut sich Es besonders, weil die Sage geht, daß so oft dieses Wort ausgesprochen wird, Em ein goldenes Mähneshaar wächst.

Aber ich bin nicht immer so höflich. Manchmal schimpfe ich En gehörig herunter; da heißt es dann Mistlöwos, Saulöwos u. s. w. und je derber die Injurien, desto vorzüglicher grinst Es. Auch mit der Meunen bin ich öfters grob. Bismarck soll einmal geäußert haben, daß man mit niemandem so grob ist wie mit der eigenen Frau und diese Beobachtung bewahrheitet sich an mir. Trottel — mit einem accent circonflexe auf dem o: Tröttl, ist eine sehr häufige Benennung, mit der ich die Meune beehre — auch „Rindsnase" oder „Karnaille" oder ähnliche, noch weniger druckfähige Kosenamen. Wenn man sich im Ernste gottlob nie ein unfreundliches Wort gesagt, so kann man einander im Scherz die ärgsten Invektiven an den Kopf werfen. — Auch Drohungen stoße ich bisweilen aus, bei welchem einem Lauscher die Haare zu Berg stünden. Ich bitte z. B. die Meune, sie möchte mir am folgenden Morgen einen fehlenden Knopf annähen. — „Und wenn ich etwa darauf vergesse?" fragt sie. „Dann werde ich Euch mit dem Stiefelabsatz die Augen austreten." — „Sonst nichts? — „Und siedendes Oel in die Ohren gießen." Uebrigens brauche ich mich nur an En Löwos zu wenden und der Knopf wird nicht vergessen . . . Es näht ihn mit seinen guten Prankossos an, nicht wahr, mein alter Fürchter?" — „Dadraha."

Dann habe ich noch eine grausame Art, der Meunen Grobheiten zu sagen. Nämlich, wenn sie im Gespräch irgend ein schimpfendes Wort gebraucht, so unterbreche ich mit: „Selbst!" Z. B. sie sagt von einem nicht mehr brauchbaren Teppich: „Diese zerfetzte alte Schabracke können wir wegwerfen." — „Selbst zerfetzte alte Schabracke." Laut aufheulend, legt sie das Taschentuch an die Augen. — „Nur nicht weunen, Meuns, nur ja nicht weunen!" (Da sich „mein" in „meun" verwandelt hat, so wurde aus „weinen" folgerichtig „weunen". Anmerkung für Philologen). „Nein, aber ernsthaft, Meuns," jetzt sie fort, auf der Erledigung der Teppichfrage bestehend, „wollen wir das Zeugs nicht unter das unbrauchbare Gerümpel stecken?" Mit boshaft lauerndem Blick betrachte ich sie eine Zeit lang schweigend, dann: „Selbst unbrauchbares Gerümpel — aber nur nicht weunen, Meuns, nur ja nicht weunen!!"

* * *

Wir sind also, wie gesagt, wieder in der Stadt.

Es ist Weihnachten. Wir haben für den heiligen Abend alle Einladungen abgelehnt, da wir denselben still zusammen feiern wollen. Unsere Hausleute und Kostgeber sind an diesem Abend auch nicht zu Hause; so bleiben wir denn, was uns eben recht ist, ganz allein.

In der Absicht, Em Löwos eine kleine Bescheerung zu bereiten, haben wir schon gestern ein fertig behangenes Christbäumchen gekauft.

Gegen Abend war ich ausgegangen und komme packetbeladen zurück. Unterdessen hat die Meune unser Zimmer gemütlich hergerichtet. Mir ist, als ich dessen Schwelle betrete, wirklich so freudig zu Mute, wie es heute vielen tausend Kindern

ist: ich weiß, daß wir einen frohen, einen großen Festabend genießen werden — meine Packete enthalten allerlei Ueberraschungen.

Im Zimmer ist es warm, duftig und hell. Die Meune hat ein tüchtiges Feuer machen lassen und ein gedecktes Tischchen und zwei Fauteuils sind zum Ofen geschoben. Zwei Lampen beleuchten den Raum; die Kerzchen am duftenden Baum, der auf einem Tisch in der Mitte des Zimmers steht, sind noch nicht angezündet. — Auf einem Seitentisch neben dem Ofen wartet allerlei Vielversprechendes für unser Festmahl: eine Bowle mit dampfendem Punsch, den die Meune einstweilen bereitet hat — eine kleine Gansleberpastete, ein gebratener Fasan, — eine Schüssel Backwerk — zu appetitlich sieht es dort aus — ich mag gar nicht hinschauen.

Die Meune kommt mir freudig entgegen.

„Endlich, endlich! Aber welche Unzahl Packete, was ist da alles drin?" „Dadrahaha" und auch Es Löwos fängt an neugierig an den papierumwickelten Schätzen herumzutasten.

„Langsam, Löbs, langsam — das sind alles kleine Ueberraschungen für Dich. Du mußt jetzt in's Nebenzimmer gehen, Löbs — und erst wenn ich klingle, darfst Du herein."

Es gehorcht, und ich mache mich daran, meine kleinen Geschenke auszupacken und unter dem Christbaum auszubreiten. Ich weiß, daß dieselben Es höchlich freuen und zugleich die Meune höchlich überraschen werden.

Wir haben nämlich nur eine Kasse, die Meune und ich; wir wissen immer genau wie viel — oder richtiger — wie wenig darin ist, und da in der letzten Zeit dieses „wenig" auf „wenigst" zusammengeschrumpft war, so konnte die Meune keine großartige Weihnachtsbescheerung erwarten und mußte vermuten, daß meine Packete nur irgendwelche ganz billige Scherzgegenstände enthielten: Flitterpapierorden für Es u. dgl. Dem war aber nicht so. Meine Packete enthielten ganz hübsche Sachen und da nicht einmal alles. Vor der Thüre war auch noch ein Dienstmann geblieben, dem ich jetzt seine Fracht abnahm.

Die Sache verhielt sich so: vor ungefähr vierzehn Tagen hatte ich für eine Arbeit der Magisters — eine Novelle — ein paar hundert Mark erhalten. Die Meune war zufällig abwesend, als mir der Postbote den Brief überbrachte, und da habe ich ihr die Sendung verschwiegen, in der Absicht, dieselbe zu Weihnachtsüberraschungen zu verwenden. Es hätte ihr damals natürlich auch Freude bereitet, wenn ich ihr die Sache mitgeteilt hätte, aber so war die Freude eine doppelte, besonders für mich, da ich die ganzen vierzehn Tage unablässig an diese Bescheerungsstunde dachte und nun — da sie gekommen war — so ein frohes Herzklopfen hatte — wie es eben nur unter dem Christbaum oder am Wege zum Liebesrendezvous empfunden werden kann — dieses gewisse Gefühl, wo man „ich" zu sein, als den beneidenswertesten Posten der Schöpfung betrachtet und mit keinem König der Erde und keinem Engel des Himmels tauschen wollte.

Meine Hand zitterte ein wenig und auf meinem Gesicht lag gewiß ein breites Lächeln, als ich die Lichter am Baume anzündete und dann den Effekt des Ganzen in Augenschein nahm. Es sah wirklich hübsch aus:

Ein Thee-Service.
Ein halb Dutzend seidene Hinterprankosschläuche.
Ein Dutzend achtknöpfige Vorderprankosschläuche.
Zwei chinesische Vasen.
Zwanzig Meter schwarzer satin merveilleux zu einem Hüllerer.
Ein Bronzetintenfaß für die Doktors.
Ein Bärenfell für unter den Schreibtisch.
Ein Dutzend Löwenschmeckerfahnen (Taschentücher).
Parfümerien, Klaviernoten und andere Kleinigkeiten.

Da wird Es staunen, wenn Es diese Wüstenpracht erblickt! Ich klingele. Der Zwinger thut sich auf und herein stürzt der Fürchtegott Löwos. Zuerst mir, da

ich Em entgegentrete, in den Arm. Ich halte das gute Geschöpf umschlungen und führe es zum Tisch.

„Komm, Du Löbs — das hat Dir das Wüsten-Christkind geschickt."

Es wirft nur einen Blick auf die Bescheerung und bricht, die Prankossos auf meine Schultern legend in die bekannte Polka aus, die ich graziös mittanze.

Damit aber die Freude an den Sachen eine ungeteilte sei, mußte ich der Meunen mitteilen, wie ich in den Besitz der unerwarteten Summe gelangt war, sonst hätte ihr die Befürchtung aufkommen können, daß ich irgend einen dummen Streich — etwa Schulden — gemacht hätte. Ich sagte daher nach dem obligaten „Schön ist Ems Löwenpolka" — „Was Es dort findet, haben die Magisters gebracht, und ich zog das betreffende Kouvert mit den fünf Siegeln aus der Tasche. Die Meune betrachtet es:

„Und Ihr habt mir die ganze Zeit nichts gesagt — Ihr falsches Vieh? Das war übrigens eine köstliche Idee von Euch . . . Es Löwos traut sich gar nicht alles anzuschauen — es sieht von weitem so blendend aus . . ."

„Komm' nur, mein brav's Wüstengebilde — greife mit Deinen guten Prankossos alles an — und sage mir, ob ich Deinen Geschmack getroffen."

Jetzt beginnt die Musterung. Süßer, süßer Augenblick für Geber und Nehmer. Weil Es Löwos aber auch gar so süß zu nehmen weiß! Das sind Freudenausrufe, Küsse, die Jovialmelodie bis zu höchstmöglichen Intervallen, über den Kopf zusammengeschlagene Prankossos und dazwischen gezitterte „Danke, danke Meuns" mit Freudenthränen in den Lichtern.

O, ich weiß, es sind nicht die paar Sachen, welche der Meunen diese Thränen hervorlocken konnten, es ist das weiheoolle Bewußtsein, daß wir in dieser Stunde glücklich sind . . . . daß ich Freude an ihrer Freude habe und sie wieder Freude an dieser Freude und so beiderseitig in's Unendliche — so wie zwei Spiegel, die einander gegenüber hängen, ein zwischen ihnen brennendes Licht in endloser Reihe wiederstrahlen.

Ich küsse Em die Perlen von der Löwenwange ab.

„Aber Du närrisches Löwos," sage ich, selbst nicht trockenen Auges, „mir scheint gar, Du heulst?"

„Schatzos" — spricht die Meune ernsthaft, „auf Eins könnt Ihr stolz sein: In den sieben Jahren unserer Ehe habt Ihr mich nie zum weinen gebracht — es seien denn Freudenthränen gewesen!"

* * *

Es ist Sommer und wieder ein Festtag: unser größtes Fest im Jahre, nämlich unser Vermählungstag. Es ist dies der sogenannte große Löwenehrentag. Alle Palmen in der Wüste sind vom frühen Morgen an bewimpelt. Die alten Priester steigen auf die Pyramiden und blasen feierlich ihren Hymnus. Fünfhunderttausend Löwossos defilieren bei den Klängen des famosen Marsches, und die Antilopen — welche die Wüstenbajaderen sind — führen einen Reigen auf.

Bei uns zu Hause besteht die Feier darin, daß ich der Meunen alljährlich an diesem Morgen einen Brief übergebe, in welchem ich ihr für alle Liebe danke, die sie mir im Lauf des vergangenen Jahres zu teil werden ließ. Nach fünfundzwanzig Jahren sollen diese fünfundzwanzig Blätter in eine silberne Einbanddecke gethan werden, was ein hübsches Ehrendiplom zur silbernen Hochzeit abgeben wird.

Diesen Tag trachten wir auch, so viel als möglich zu zweien zu feiern und teilen niemandem etwas mit davon. Die Gratulationen der fremden Leute schienen uns kalt neben den Glückwünschen unserer Gratulanten und Angratulierten — nämlich die Meune, ich, Doktors, Magisters und an der Spitze — Es. Obwohl Es zur Zeit unserer Vermählung noch gar nicht auf der Welt war, wird der Jahrestag derselben doch als Ems größtes Ehrenfest betrachtet. Das ist schon so eine Inkonsequenz, wie sie bei allen legendären Persönlichkeiten vorkommen — wo giebt es

irgend eine Legende, die nicht an Anachronismen und dergleichen krankte? Das geht schon nicht anders; konsequent ist nur die Wahrheit — da, wo Dichtungen — alte und neue, in ihren Wechselwirkungen, in ihren gegenseitigen Verdrängungen und Interpolationen eine Gestalt geschaffen haben, hat diese Gestalt ihre irrtumsgeborenen Gebrechen, ist aber darum nicht minder — eher mehr — poetisch.

Es ist also unser Vermählungsjahrestag — der achte — und wir sitzen im Garten, von Rosen umduftet und von Vögeln umsungen. Zwar sind wir in der Stadt geblieben, aber das von uns bewohnte Vorstadthaus steht in einem hübschen Garten. Es ist sechs Uhr Nachmittags und wir haben uns nach jugendgewohnter Sitte einmal eine echt österreichische „Jause" bereitet. Auf dem Tisch ein rotes Damasttuch; darauf Kaffee, Sahne und Milchbrod. Das erinnert an die heimatlichen Nachmittage am Land, wenn in der Laube oder auf der Veranda die Familie sich zum Kaffee versammelt — ein Kaffee, wie ihn nur die Oesterreicher zu bereiten wissen. Wir haben diesen Festtrank gewählt, erstens weil man in der Fremde immer gern an Heimisches gemahnt wird — und zweitens weil ja bekanntermaßen Es Löwos ein „Kaffeelöwos" ist, bei diesem Getränke mühsam aufgezogen worden, wie Es jedesmal erzählt, wenn von Kaffee die Rede ist. „Dabrahabrahahabra" beginnt Es und zeigt mit dem Prankos zuerst auf sich und dann auf eine geringe Entfernung vom Boden, was in der Zeichensprache etwas Kleines ausdrückt; worauf ich unterbreche: „No ja, Löwos, ich weiß ja, die alte Löwengeschichte, wie Es ganz klein war — und bei Kaffee aufgezogen worden ist."

Wir sitzen hier in der Rosenlaube und lassen es uns schmecken. Es hat natürlich, dem großen Tag zu Ehren, seine sämtlichen Ordensbänder und seine goldenen Sporen angethan; (für gewöhnlichere Gelegenheiten trägt Es silberne und bei schlechtem Wetter mit Wachstuch überspannte). Die Doktors haben ihre palmengestickten Kittel an und ein neues Band an ihrer Laute; die Magisters korrekt in schwarzem Frack und weißer Halsbinde. Die Herrschaften nur sind wie gewöhnlich ziemlich schäbig und balancieren auf dem ausgestreckten Arm einer unweit stehenden Statue. Sie sind heute natürlich devoter und respektsvoller als je.

„Acht Jahre schon . . . Wie die Zeit vergeht!" lautet meine originelle Bemerkung.

Es ist sonderbar, daß die Leute, indem sie einen verflossenen Zeitraum konstatieren, immer staunend und vorwurfsvoll die obigen Worte hinzusetzen, als ob die Zeit etwas anderes thun könnte, als vergehen — als ob das nicht ihre verfluchteste Schuldigkeit wäre. Warum sagt man nicht auch, wenn man viele Meilen weit gereist ist: „So und so viel Meilen schon! Wie sich der Raum streckt!" Das wäre ein ebenso unbegründeter Vorwurf, denn strecken ist wieder des Raumes erste Pflicht.

„Sa, Schatzos," bestätigt die Meune. „Acht volle Jahre! Und nicht eine Zwietrachtsminute darin — das ist doch ein angenehmes Bewußtsein. Jetzt hoffe ich, daß wir's bis zu Ende so fortführen, denn wir sind in der Eintracht schon Virtuosen."

„Alles Em Löwos zu verdanken — der guten, sanften Ehrenbestie."

„Dabraha."

Nach einer Pause: „Dabraha—brahaha??"

„Sa — mein Löbs."

„Was hat Euch Es gefragt?"

„Geht Euch nichts an."

„Mir fangen diese Heimlichkeiten mit En schon an, zu viel zu werden."

„Mischt Euch nicht in Ems Angelegenheiten."

„Dabrahaha, braha" (mit wütender Stimme und auf die Meune losschlagend).

„Recht hast Du, Löbs — duld's nicht. Hau mit Deinem Prankos alles untereinander, was sich Dir widersetzen will, wie damals Deine fünf Kondors." (Es ist eine alte Wüstengeschichte, mit welcher Es gern prahlt, die Em aber kein Mensch glaubt, daß es einmal im persönlichem Kampfe fünf Kondors vernichtet hat.) „Warum

schaut denn Es so verlegen — es zweifelt ja niemand an jener Heldenthat! — Noch einen Kaffee, Löbs?"

„Sa, bitte — Ihr kennt doch Ems Devise: „Immer bei Appa".

„So soll Es saufaufen und dann werde ich schenkeinen."

Die feierlichen Vermählungstagstoaste waren schon beim Mittagessen ausgebracht worden. Da war auf mich, auf die Meune, auf En, auf unsere Lieben zu Haus, auf die Doktors und Magisters getrunken worden — und die Herrschaften, am Büffet oben, thaten Bescheid. Es selbst trug einen langen, aus „Da—dra—ha" bestehenden Trinkspruch vor, wobei Es mehrmals stecken blieb — doch da schaute ich immer zerstreut weg, als ob ich's nicht merkte und rief nach dem glasschwingenden Ende der Rede:

„Schön spricht Es!"

Worauf die Meune boshaft: „Wenn das Steckenbleiben nicht wär'."

„Redet nicht so dumm — und sekkiert En Löwos nicht — besonders nicht an Ems großem Ehrentag. Heute muß man En auf Händen tragen, das steht im Wüstenbuch."

„Seite?"

„Seite 800,243."

„Unter welcher Rubrik?"

„Unter der Rubrik Löwenehrentag."

Ich schenke auch mir eine zweite Tasse Kaffee ein und zünde mir eine Zigarette dazu an. Von fern erschallt ein Hi—ah. So schnell als möglich frage ich mit inniger Teilnahme: „Was ist Euch, Meuns?" Aber die Meune war ebenso rasch wie ich und hat dieselbe Frage gleichzeitig gestellt. So antworten wir denn auch unisono:

„Das bin nicht ich, Meuns."

„Wer denn, Meuns?"

Tief beschämt und immer noch zu zweien:

„Ein anderer Esel."

„Ah so."

Ich seufze: „Meine Herrschaften, es giebt Witze, die je älter sie werden, desto besser werden sie. — Wir sind ein paar gescheidte Leute . . ."

„Ja wirklich, wenn uns jemand belauschen würde, der könnte nicht glauben, daß wir vernünftige Geschöpfe sind — Schriftsteller noch dazu und Philosophen in unseren verlorenen Stunden. — Bitte noch um ein kleines Gießaufen" — ihre Tasse hinhaltend.

„Allen Respekt vor Ems Appa — Es kann nicht verleugnen, daß Es ein Kaffeelöwos ist . . ."

„Es verträgt mitunter auch andere Kost."

„Es ist eben ein Universallöwos. Aber um auf meine frühere Bemerkung zurückzukommen — wie die Zeit vergeht: — schon acht Jahre, daß wir die Heimat verlassen haben und noch immer keine Aussicht in dieselbe triumphierend zurückzukehren."

„Dann bleiben wir triumphierend draußen — es war doch keine unglückliche Zeit — nicht wahr, Meuns?"

„Unglücklich? Im Gegenteil — voll süßer Erinnerungen, voll gemütlicher Stunden. — Und die Erfahrungen, die wir gesammelt haben, das Stück Welt, das wir kennen lernten! Wären wir in ruhigen Verhältnissen zu Hause geblieben, so hätten wir ein banales Leben geführt, wie alle unsere Vettern und Basen; — die Doktors und Magisters wären nie geboren — —"

„Und Es Löwos hätte Euch hier nicht gefunden und wäre elend zu Grunde gegangen."

„Sa — Es Arm's. — Nein, wir können uns nicht beklagen. In bösen Stunden hat uns Kapitän Nemo immer durchgeholfen und die guten haben wir gründlich ausgenossen."

„Die Hauptsache ist das Zusammenhalten. Ich weiß nicht — nicht einmal

der Rückblick auf unsere harten Zeiten — Zeiten der Entbehrung und der Krankheit — ist mir peinlich. Es liegt auf allen unseren geteilten Erinnerungen eine Art Glücksweihe —"

„Ihr habt recht. Ich wäre gleich bereit, die ganzen acht Jahre noch einmal durchzuleben, von unseren taumelnden Besitzstunden, unseren ersten welterobernden Hoffnungsplänen an, bis zu unserer heutigen Festfeier in Gesellschaft Ems, wo wir die Idee fahren ließen, die Welt zu erobern und zufrieden sind mit dem Stückchen Oase, das wir der großen Wüste Welt abgewonnen haben."

„Dank Euch Meuns. Es Löwos ist sehr glücklich — denn Ihr seid so gut mit Em."

„Wer wird mit so einem Löwos nicht gut sein sollen? Den wollte ich sehen, der Em auch nur ein Mähnoshaar zu krümmen wagte."

„Ein goldenes? Aber in kurzer Zeit wird Es ein Silberlöwos sein, ein uraltes."

„Desto lieber und werter wird mir Es sein als ehrwürdiger Wüstengreis."

„Wenn Es aber blind oder kindisch würde?"

„Hätte ich En nicht minder lieb. Aber Es wird ein rüstiges, grünes Alter haben. Die alte Wüstendrach soll auch bis zu ihren letzten Momenten — und sie muß schon an die hundert gezählt haben — ganz frisch gewesen sein."

„Auf alles was die Zukunft bringen möge, kann ich mit Ruhe blicken, wenn wir nur beisammen bleiben. Aber ein Gedanke füllt mich mit Schrecken: wenn Einer von uns einst stirbt, was wird aus dem Andern?"

„Hoffen wir, daß wir einmal zusammen zu Grunde gehen — in einem Erdbeben, Schiffbruch oder dergleichen. Das soll unsres Nemo letzte Wohlthat sein."

„Wenn Es aber doch zuerst hin werden sollte — so lasset auf den Leichenstein einfach die Worte graben: Es Löwos tnnferlt."

„Lasset En ganz in Ruhe," sage ich böse, „denn ich will von einem möglichen Verlust meines Liebsten nichts hören. Oder wenn Ihr weiter solchen Unsinn daher redet —"

„Was geschieht mir da?"

„Ich schlitze Euch einfach den Leib auf und nähe mit glühenden Nadeln Eure Leber an die Milz an."

„Das wird eine ziemlich mühsame Arbeit sein."

Von weitem ist lebhaftes Froschquaken zu vernehmen.

„Hört Ihr, Doktors, es wird Euch eine Serenade gebracht."

„Die Doktors sind nicht zu Hause," antwortet die Meune.

„So? Wo sind sie denn hingegangen?"

„Sie machen eine Spazierfahrt in die Umgebung."

„Ah? Ich habe vorhin einen aus Schneckenschalen gebauten Wagen gesehen, mit zwei feurigen Heuschrecken bespannt — das war vermutlich den Doktors ihre Equipage?"

„Ja — und einen Hirschkäfer als Kutscher."

„Es wundert mich nur, daß die Doktors, die so bekannt geizig sind — die beiden Haderer — doch solchen Aufwand treiben."

„Sie sind nur geizig, wenn sich's um Geschenke für Andere handelt."

„Oder wenn sie ein Diner geben. Neulich haben sie die Magisters eingeladen und ihnen zwei Erbsen vorgesetzt, eine große und eine kleine."

„Nun ja — für den großen Magister die große und für den kleinen die kleine — das war ja ganz genug."

„Und Ihr verteidigt noch solche Filzigkeit? Sich selbst versagen sie gar nichts — die beiden Haderer — ich habe heute gesehen — ihre Festfracks waren ganz neu — mit Feldmauspelz prächtig verbrämt . . ."

„Aus was sind denn ihre Hosen gemacht?"

„Aus gegerbter Laushaut."

„Ja, woraus sind denn dann ihre Stiefel?"

„O, die Stiefel, glaube ich, werden aus Infusorienfellen gemacht."

„Aber sollten wir nicht in's Zimmer gehen?" sagt die Meune zum Himmel schauend. „Es wird gleich regnen — dort steigt eine unförmliche grausliche Wolke herauf."

Ich grinse unheimlich: „Selbst unförmlich und grauslich — aber leider nicht Wolke."

„O weh, o weh — ich spreche von jenem unheildrohenden Ungetüm."

„Selbst — unheildrohendes Ungetüm. — Nur ja nicht weunen, Meuns, nur ja nicht weunen!! — Uebrigens, wenn Ihr wollt, gehen wir. Komm, Du Löbs."

„Es Löwos ist nicht zu Hause."

„Was! Es ist auch ausgeprankost — so ein Flanirlöwos! Wenn Alle ausgegangen sind, so nehme ich meinen Hut und gehe auch aus."

„Dadraha!"

„Da ist ja Es! Das war also nur ein Löwenwitz?"

„Etwas matt, der Witz."

„Lasset En ganz in Ruhe — Ems Witze sind sehr gut. Mischt Euch überhaupt nicht in Ems Angelegenheiten, wenn Ihr gesund bleiben wollt, Trötte."

„Dadrabradrabra."

„Jetzt lacht Euch Es aus — geschieht Euch ganz recht."

„Wo wir wohl heute über zehn Jahre sein werden?" sinnt die Meune.

„Ja — wer das wissen könnte. Vielleicht zu Hause in der Triumphvilla — vielleicht auf einer Wüstentournée. Es wäre mir eine große Passion, mit Em eine Reise um die Welt zu machen."

„Das wäre wohl schön! Aber ich glaube, die ruhige Villa, wo wir ganz unseren Arbeiten und einigen guten Freunden leben könnten, wäre mir doch lieber."

Und so vertiefen wir uns wieder in den Luftschloßbau. Da arbeitet und strebt man, um das sich gesetzte Glücksziel zu erreichen — was übrigens nur den Wenigsten gelingt und das Resultat jenes Arbeitens und Strebens bleibt als Weltgewinn im Umlauf. Dabei wird auch ein Ziel erreicht, aber nicht das unsere. Eigentlich eine große Düperie, die Welt — für Solche, die's nicht durchblicken.

* * *

Mehrfach handgeschüttelter lieber Einer, für den ich schreibe, ich verlasse dich auf eine etwas brüske Weise. Meine Geschichte hat, wie du siehst, kein Ende. Wäre unser Verhältnis das von Autor zu Publikum, so hättest du ein Recht, mir Vorwürfe zu machen. Ich weiß ganz gut, was meine Pflicht gewesen wäre. Zuerst hätte ich noch irgend ein pathetisches Ereignis erfunden und in einem spannenden Kapitel erzählt, und dann hätte ich einen Schluß gemacht — einen fröhlichen oder traurigen. Deiner Sympathie wäre ich in beiden Fällen so ziemlich sicher gewesen. Du kennst En Löwos genug, damit du dich gefreut hättest, wenn ein Donnerwetter-Glücksfall und der Einzug in die Villa „Löwennest" geschildert worden wäre, auch hätte es dir das Auge gefeuchtet, wenn ich En hätte sterben lassen und dich zu dem Leichenstein geführt, wo die Worte gemeißelt wären:

„Es Löwos tunkerlt".

Aber dieses ist keine Novelle — es ist ein Stück Wirklichkeit aus einer zum Glück — oder zum Unglück, wer kann's wissen? — noch nicht abgeschlossenen Doppelexistenz. Wir leben noch Beide, Es und ich; die Doktors und Magisters schreiben noch alle Vier — unter anderen auch dieses — die Herrschaften stehen chapeau bas daneben; von der Villa existiert noch immer nicht der erste Stein — oder vielleicht schickst du mir, gewisser Einer — es sieht dir ganz gleich — ein Loos, das den Haupttreffer gewinnt —? Der geschilderte achte Vermählungstag war gestern und seither ist nichts geschehen . . . Ich kann also keinen effektvolleren Abschluß machen, als dich auffordern, mit Em Löwos und mir zu dreien im Geiste eine Tour nach

der bekannten Melodie: g g g g, g h c d, e — c — zu rasen und atemlos auszurufen: „Schön ist Ems Löwengalopppppp!"

Solltest du indessen, Einer, meine vertraulichen Mitteilungen in kritischer Laune mit den Worten abfertigen: „Geschmackloser Unverstand," so würde ich dich scheel anblicken und sagen — Selbst: — — Aber nur ja nicht weunen, Euner, nur ja nicht weunen!!



Die heutige Aufgabe der Demokratie.

Von **Michael Flürscheim.**

(Gaggenau in Baden.) (Nachdruck erwünscht.)

1.

Im ewigen Kreislaufe und doch in ständiger Fortentwicklung rollt die unendliche Zahl der Sphären dahin nach unwandelbaren Gesetzen; so ist auch die Entwicklung der sie bewohnenden Organismen in ewigem Fortschritte begriffen.

Mögen Momente des scheinbaren Rückschrittes kommen, so sind sie doch nur wie die rückweichenden Wellen der fortschreitenden Flut am Meeresstrande. Die höchsten Gipfel gewähren die klarste Aussicht; der höchste der Organismen, der Mensch, zeigt am deutlichsten die Wirkung der Gesetze des Fortschrittes. Auch in der Geschichte der Menschheit giebt es Momente, in denen diese Gesetze ungiltig erscheinen, in denen der hoffnungsfreudigste Beobachter an ihnen verzweifelt, aber auch wieder solche, in denen mit Sturmeseile die Woge dahinsaust, die unter sich begrabend, welche sich nicht von ihr tragen lassen; in denen Jahrhunderte sich in Jahrzehnte kondensieren, in denen die Welt so schnell fortschreitet, daß Greise, die in ihre Jugend zurückblicken, kaum begreifen können, daß das damals dieselbe Welt war, in der sie jetzt atmen.

Solcher Momente hat es schon verschiedene in der Weltgeschichte gegeben. Der Einbruch des römischen Weltreiches unter dem Ansturm der Barbarenhorden, jene Epoche, die mit der Erfindung des Schießpulvers begann und mit der Reformation endete, der Weltensturm, den der amerikanische Freiheitskrieg und die französische Revolution entfesselte, waren solche Augenblicke, in denen der Puls des Lebens schneller schlug, als ob er die alten Blutgefäße zersprengen wollte. Und doch war das Alles Spielerei verglichen mit dem, was gegenwärtig um uns herum vorgeht. Der Luftschiffer, den der Orkan mit der rasenden Schnelligkeit von zwei Kilometer in der Minute dahintreibt, hat ebenso wenig eine Ahnung davon, wenn er nicht unter sich blickt, wie der Erdenbewohner die Blitzeseile spürt, mit der unser Planet durch's Weltall saust. So haben wir schnellebigen Teilnehmer dieser Geschichtsepoche kein rechtes Gefühl dafür, wie rasend rasch eine alte Welt mit ihren veralteten Anschauungen unter uns verschwindet. Und doch zeigt sogar den noch in den mittleren Jahren Befindlichen ein einziger Blick in ihre Jugendzeit, wie wenig die heutige Welt noch der damaligen gleicht. In einem Vierteljahrhundert haben wir ein Vierteljahrtausend durchlebt, nach dem Maßstabe des früheren Entwicklungsverhältnisses messend.

Mit dem „Sesam öffne Dich" der Naturwissenschaften und ihres Riesenkindes, der angewandten Technik, bewaffnet, ist die Menschheit mit siegendem Jubelschritt vorgedrungen in's neue Weltreich, so rasend schnell im Eifer des Vorwärtsstürmens, so voll in Anspruch genommen vom Anstaunen der sich bei jedem Schritte darbietenden neuen, großartigen Umgebungen, daß sie gar nicht darauf achtete, wie sie das alte, vertraute Heim längst hinter sich gelassen und in ganz unbekannten neuen Regionen angekommen war.

Dem munter berganstrebenden Wanderer mag es beim frischen Emporsteigen, wenn ihm das Blut mit beschleunigtem Tempo durch die Adern fließt, entgehen, daß er in kältere Regionen gelangt ist, in denen der Wind ihn frischer umweht und die verdünnte Luft ein schnelleres Atmen nötig macht; jedoch wenn er endlich einen Moment anhält, einen Blick um sich zu werfen, dann fängt's an ihn zu frösteln und er wirft den Mantel um sich, damit sein Körper den veränderten Verhältnissen angepaßt werde.

Die zivilisierte Menschheit ist im rastlosen Hinanstürmen auch auf einem jener Ruhepunkte angelangt, auf dem sie fröstelnd und staunend um sich blickt und mit unbehaglichem Gefühle nach Mitteln sucht, sich den neuen Verhältnissen anzupassen.

Gewohnte Hilfsmittel sind unzureichend oder nutzlos geworden, der Gebrauch der neuen wird noch nicht verstanden, und so ist ein Zustand der Hilfs- und Ratlosigkeit auf allen Gebieten entstanden, wie er solchen großartigen Uebergangsepochen eigen ist. Die menschliche Gesellschaft sucht nach neuen Krystallisationsknoten, um die sich die im wilden Gährungsprozeß befindlichen Elemente abscheiden könnten; denn die alten haben anscheinend ihre Anziehungskraft verloren. Es gilt jetzt, sich den veränderten Bedürfnissen anpassen oder im Strudel zu Grunde zu gehen.

Auch an die Demokratie ist die große Existenzfrage des Daseinkampfes herangetreten. Auch an sie tritt jene unerforschliche Sphinx, so sich Weltgeschichte nennt, mit der großen Rätselfrage heran, von deren Lösung es abhängt, ob sie mit anderen abgelebten Institutionen, denen man vergebens versucht, ein künstliches Scheinleben zu geben, in den Orkus der Vergangenheit geschleudert wird mit dem göttlichen Machtspruch: „Bist gewesen!" oder ob sie wie Antäus nach Berührung seiner Mutter Erde mit neuem Leben begabt, zu erneuter kräftiger Mitarbeit im heiligen Kampfe um die höchsten Menschheitsgüter emporspringen wird.

Die Freiheit ist eine mächtige Waffe im Kampfe für's Menschenglück, aber nur eine Waffe, nur ein Mittel zum Ziel, nicht das Ziel selbst.

Fürst Bismarck hatte ganz Recht, als er im Reichstag ausrief: „Die Freiheit zu verhungern ist keine Freiheit."

Vor allem muß das Volk leben können, ehe es sich für höhere Zwecke zu begeistern vermag.

Die Existenzfrage der demokratischen Parteien liegt in dem Maaße des Verständnisses, das sie diesem wichtigen Momente entgegenbringt.

Nur wenn sie in erster Linie mit voller Macht die wirtschaftlichen Interessen des Volkes in's Auge fassen, können sie mit diesem Fühlung erhalten, seine Unterstützung erlangen.

Vertändeln sie dagegen ihre Zeit in rein politischer Prinzipienreiterei, so wird mit der sich verschlimmernden Volksnot auch der letzte Rest der Freiheit zu Grunde gehen, und zwar gleichviel, ob der sie zermalmende Druck des Despotismus monarchisch von oben oder anarchisch von unten kommen möge. Kommen wird er unter allen Umständen, wenn die Demokratie ihre Aufgabe nicht richtig erfaßt, wenn sie nicht, ohne dabei ihre politischen Ziele aus dem Auge zu verlieren, sich mit voller Macht in den sozialen Kampf wirft.

Mehr und mehr nimmt dieser Kampf die Dimensionen jenes riesigen Völkersturmes an, der, unter dem Namen der Völkerwanderung bekannt, einst über Europa dahin brauste, und wie dieser alle kleineren Orkänchen übertönte, so überragt die soziale Frage mehr und mehr alle anderen Fragen, haben sie Namen, welche sie wollen.

Wem hierüber noch ein Zweifel geblieben ist, der sehe, wie sie alle zivilisierten Länder der Erde erfaßt hat, einerlei, welches die politischen Institutionen oder die konfessionellen Einrichtungen sein mögen. Dem Ungläubigsten muß aber die Naturnotwendigkeit dieser furchtbaren Erscheinung klar werden, wenn er einen einzigen Blick auf das Wesen dessen wirft, was sich heute „soziale Frage" nennt.

Wenigen, die tausend Mal dies so recht oft mißbrauchte Wort in den Mund nehmen, ist es klar geworden, daß das, was heute so genannt wird, etwas ganz verschiedenes ist von dem, was in früheren Jahrhunderten so betitelt wurde.

Zu einer Zeit, in der unter günstigsten Produktionsverhältnissen im Durchschnitt ein Mensch nicht mehr durch eigene Arbeit erzeugen konnte, als er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und zur Erzielung eines gewissen Wohlstandes brauchte, war es ganz natürlich, daß Einzelne nur dann über dieses Existenzniveau hinaus gelangen konnten, wenn sie entweder eine ganz außerordentliche Produktionsgeschicklichkeit entwickelten oder wenn sie durch Gewalt oder List sich einen Teil des Arbeitsproduktes Anderer aneigneten. Je weniger sie selbst produktiv arbeiteten, um so mehr mußte die letztere Methode Platz greifen. Hierdurch hatten natürlich diese Anderen um so kümmerlicher zu leben, je mehr sie vom Ertrage ihrer Arbeit abtreten mußten. Verschlimmert wurde dieses Verhältnis noch dadurch, daß durch den Mangel an Sicherheit, durch Krankheit, Kriege, Naturereignisse, Unwissenheit u. s. w. die Produktionsfähigkeit im Allgemeinen sehr oft unter das geringe Durchschnittsmaß verkümmert wurde. Damals ließ sich mit Wahrheit behaupten, daß die Armut die notwendige Begleiterin und Ergänzung des Reichstums sein müsse, so lange nicht Mittel und Wege gefunden würden, die Produktivität der Arbeit so zu erhöhen, daß Wohlstand für alle erreicht werde. Vor allem wurde hierfür eine möglichst ausgedehnte und vorteilhafte Ausnützung der Arbeitskräfte nötig erachtet. Was hier hindernd in den Weg trat, wurde als die soziale Not verschlimmernd betrachtet, was fördernd wirkte, als Verbesserungs- und Linderungsmittel.

Unter die ersteren gehörten vor allem Kriege und Krankheit mit ihren die Menschen von der Arbeit abhaltenden und Güter zerstreuenden Macht; ferner der Mangel oder die Unvollkommenheit der Produktionswerkzeuge, störende Naturereignisse, schlechte Regierungen u. s. w. In der Verminderung dieser störenden Faktoren bestand damals vor allem die soziale Frage. Sie war eine Mangelfrage, also eine natürliche, leicht erklärliche; denn, wo Nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, sagt das Volkssprüchwort.

Ist sie dies heute noch?

Der riesige Aufschwung der technischen Wissenschaften hat die Produktionskraft des Einzelnen im Durchschnitt wenigstens verzehnfacht, der Mensch hat in früher ungeahnter Weise die Herrschaft über die Zerstörungswut der Naturkräfte und der Krankheiten erlangt. Die Regierungen stehen auf einem Standpunkte der Vollkommenheit wie nie zuvor, die Perfektion der Verkehrsmittel hat die kühnsten Träume überflügelt, Wissenschaft und Volksbildung stehen höher als je seit Existenz des Menschengeschlechts; aber wo blieb die von diesen riesigen Reformen erwartete Wirkung?

Es genügt zu beweisen, daß das Loos der Volksmassen sich, wenn auch in Nebendingen günstiger, in der Hauptsache schlimmer gestellt hat, um damit den Nachweis zu liefern, daß die Bedeutung dessen, was früher soziale Frage genannt wurde, sich total geändert hat.

Früher existierte wohl oft schlechte Bezahlung der Arbeit, aber man konnte doch Arbeit finden. Mangel daran kam nur durch die genannten Hindernisse vor, die sich der Gütererzeugung entgegenstellten, d. h. also indem entweder ungenügende Produktionsmittel vorhanden waren oder äußere Hemmnisse sich der Arbeit störend in den Weg warfen, wie Krieg, Krankheit u. s. w.

Heute wird die Arbeit, zum Teil wenigstens, besser bezahlt; aber es wird ständig schwieriger, solche zu finden und zwar haben wir heute Mangel an Arbeit, gerade weil zu viele und zu ergiebige Produktionsmittel da sind und weil allgemeiner Friede herrscht.

Daß einmal eine Zeit kommen könnte, in der Volksnot herrschen würde, weil zu viele Güter produziert werden, in der eine Linderung nicht durch Erhöhung der Arbeitsproduktivität, durch bessere Werkzeuge und mehr Arbeiter erhofft würde, sondern umgekehrt durch Außergebrauchsetzung der vorhandenen Werkzeuge, Zerstörung der vorhandenen Güter durch Kriege, Verminderung der Arbeitskräfte durch riesige stehende Heere, das hätte gewiß kein Nationalökonom des 17. und sogar noch des 18. Jahrhunderts für möglich gehalten.

Und doch ist dies die Signatur dessen, was wir heute soziale Frage nennen.

Wir haben Hunger aus Ueberfluß an Getreide, Nacktheit wegen Anhäufung von Bekleidungsstoffen, Obdachlosigkeit aus Ueberproduktion an Häusern. Die heutige soziale Frage ist eine Ueberflußfrage, während sie früher eine Mangelfrage war.

Die Zeiten sind vorbei, in denen Berechnungen, wie sie noch jüngst der bekannte Statistiker Neumann-Spallart in der „Nation“ machte, eine Bedeutung haben. Er führte nämlich aus, daß, wenn im Königreich Sachsen das Gesammteinkommen gleichmäßig verteilt würde, das Einkommen der Volksmassen sich nur um circa M. 65 pro Hausstand erhöhen würde, was für diese ungenügend sei, um sie aus ihrer Notlage zu befreien, während andererseits durch Zerstreuung der Groß-Kapitalien jeder Fortschritt unmöglich gemacht würde, und sich bald auch das Gesammteinkommen reduzieren müßte.

Hätte Herr Neumann-Spallart Recht, so müßten wir armen optimistischen Lerchen uns mit unserem frohen Völkerfrühlingsgesange vor den pessimistischen Nachtvögeln verkriechen, damit sie uns nicht vollends das Bischen Lebenslicht ausblasen. Zum Glück ist es keine wirkliche Nacht, die der große Statistiker über das arme Sachsenland und die übrige ganz ähnlich situierte Welt ausbreitet, sondern nur seine eigenen Brillengläser sind ihm durch einseitiges Studium schwarz geworden, so daß er dunkle Nacht vor sich sieht, wo der herrlichste Frühlingstag uns leuchtet, vor dem die pessimistischen Nachtungetüme sich verkriechen müssen.

Ich will bei Leibe mit diesen Worten nicht die Richtigkeit der Rechnungen des gewissenhaften Statistikers angreifen. Seine Rechnung ist gerade so richtig, wie die, welche er angestellt haben würde, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, in der griechischen Unterwelt der Arbeit der Danaiden zuzuschauen.

Er würde sich durch genaue Messungen davon überzeugt haben, daß das historische Faß leer war, trotz der ständigen Schöpfarbeit der armen Sträflinge und hätte daraufhin sofort in einer damaligen nationalökonomischen Zeitschrift die Behauptung aufgestellt, daß es unmöglich sei, mit angestrengtester Schöpfarbeit ein leeres Faß zu füllen. Seine dunkle Brille würde ihm nie das Faktum vorgeführt haben, welches die Richtigkeit seiner Rechnung auf den ersten Blick beweisen mußte, das Faktum des fehlenden Faßbodens.

Aehnlich geht es ihm mit seiner Berechnung über das Resultat der Arbeit unserer modernen Danaiden. Auch vergißt er des fehlenden Bodens, der Schuld daran ist, daß der größte Teil der geleisteten Arbeit nutzlos vergeudet wird und daß ein ebenso großer Teil gar keine Verwendung finden kann.

Ein einziger Blick in die heutige Welt zeigt die Wahrheit dieser Behauptung.

In Europa allein sind über drei Millionen Menschen als Soldaten unproduktiv beschäftigt und zwar in Friedenszeiten. Diese Ziffer ist eine schreckenerregende und eine eigentümliche Illustration der Brüderlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts, aber sie schrumpft zu kleinen Dimensionen zusammen, wenn wir die Riesenverschwendung menschlicher Arbeitskraft auf anderen Gebieten ins Auge fassen.

Schon 1850 z. B. berechnete Stuart Mill, daß $^9/_{10}$ aller Merchants in England unproduktiv thätig seien, d. h. daß $^1/_{10}$ davon bequem die Gesammtarbeit besorgen könne. Seitdem ist aber die Ueberfüllung des Kaufmannsstandes riesig gewachsen. Es sind unendlich viel mehr Großkaufleute, Detaillisten, Kaufmannsgehilfen vorhanden als beschäftigt werden können und es werden unendlich mehr davon beschäftigt, als notwendig sind. Wer, wie ich, im kaufmännischen Leben aufgewachsen ist und tagtäglich mit angesehen hat, welche Kraftvergeudung allein die Reklame in allen ihren Formen, z. B. dem Reisen, Hausieren, Annoncieren, den Ausstellungen, Märkten u. s. w. bewirkt, ferner die unnötige Anzahl von Zwischenstufen, die eine Waare durchmacht, ehe sie vom Produzenten zum Konsumenten gelangt, der muß zu der Ansicht kommen, daß heute weit mehr als $^9/_{10}$ aller Kaufleute (die Geldgeschäftsleute inbegriffen) vom produktiven Standpunkte aus betrachtet, Müßiggänger sind, d. h., daß unter richtigen Verhältnissen, unter Anwendung des Minimums von Menschenkraft, welche zur Vertheilung der Güter wirklich absolut

nötig ist, nicht einmal $^1/_{10}$ aller heutigen Kaufleute nötig wäre, die übrigen aber für produktive Thätigkeit frei würden.

Ein ähnliches Schauspiel bietet der Stand der Wirte, deren Ueberzahl noch den großen Nachteil hat, daß sie bei der Verführung des Volkes zur Unmäßigkeit eine Hauptrolle spielt. Jeder, der unter dem Volke lebt, weiß, wie sehr oft z. B. an unseren übertriebenen Vereinsfestlichkeiten mit ihrer Völlerei, die bei den betreffenden Vereinen in hervorragender Weise beteiligten Wirte Schuld sind.

Wenn auch in geringem Maße findet sich das ähnliche Verhältnis bei Gewerbtreibenden. Bei besseren Produktionseinrichtungen und bei Vermeidung der durch die Konkurrenz bei der Verwertung der Produkte hervorgerufenen Kraftvergeudung könnte eine weitaus kleinere Anzahl von Menschen das Gleiche produzieren. Rechnen wir nun die Kraftverschwendung, welche die durch unsere unnatürlichen Zustände hervorgerufene erzwungene Arbeitslosigkeit verursacht, so kommen wir zu grauenerregenden Ziffern.

D'Allinge, Direktor der Strafanstalt Zwickau, berechnet die Zahl der Vagabunden und Bettler Deutschlands, meistens arbeitsfähige Menschen, auf 200 000. Hierbei sind die Einwohner der Gefängnisse nicht einbegriffen, auch nicht die hunderttausende gezwungener Müssiggänger, welche, ohne zu vagabundieren und zu betteln, keine oder nur teilweise Arbeit zu finden im Stande sind. In England gibt es gegenwärtig über zwei Millionen arbeitsfähiger, arbeitswilliger und doch arbeitsloser Menschen. In den Vereinigten Staaten Amerikas gab es im letzten Jahre ebenso viele. Und die überflüssigen Kräfte in den höheren Professionen, im Beamtentum u. s. w.; das gebildete Proletariat!

Ich will hier aufhören mit meinen Ausführungen. Sie werden genügen, um es glaubhaft zu machen, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß bei voller Beschäftigung und Ausnutzung aller disponiblen Kräfte, bei richtigen, nach den Verbesserungen der modernen Technik organisierten Produktionseinrichtungen, bei mit möglichster Oekonomie der Arbeitskraft eingerichteter Güterbeförderung und Verteilung, bei Vermeidung unnötiger Verschwendung von Menschenkraft in Professionen, Beamtentum und Militär, daß in diesem Falle mindestens das dreifache Güterquantum erzeugt werden könnte, eine Ziffer, die sich bei den ständigen Fortschritten der Technik bald verdoppeln würde.

Diejenigen, die an national-ökonomische Arbeiten nicht gewöhnt sind, werden hier den Kopf schütteln, indem es ihnen unbegreiflich erscheint, wie man in einer Zeit, in der die Ueberproduktion als schlimmstes Symptom betrachtet wird, von einer riesigen Erhöhung der Produktion sich ein Heil erwarten kann. Sie werden einwenden, daß, wenn die drei Millionen Soldaten, wenn die überschüssigen Kräfte, die im Kaufmannsstande, in den Gewerken und Professionen vergeudet werden, die aus Mangel an Beschäftigung brachliegen, auch noch mit der Fruchtbarkeit der Mittel unserer modernen Technik produzieren würden, unsere Ueberproduktion so riesig vergrößert werden müßte, daß wir sofort einer entsetzlichen Katastrophe entgegengehen würden.

Bei genauerer Betrachtung dieses Einwandes muß es sich jedoch sofort herausstellen, daß er nur dem Mangel an logischer Denkgewohnheit entspringen kann; denn wie kann man sonst in einem Atem die Not à la Neumann-Spallart aus Gütermangel und zugleich aus Güterüberfluß (Ueberproduktion) erklären wollen?

Es handelte sich in den Ausführungen dieses Abschnittes nur darum, jenen pessimistischen Anschauungen entgegenzutreten, welche die Notwendigkeit einer Verewigung des Notstandes unter den Menschen aus dem Mangel eines genügenden Güterquantums für Alle beweisen wollen und sich hierbei der Statistik nach Art der von Neumann-Spallart bedienen. Hier galt es, zuerst zu beweisen, daß bei voller Ausnutzung unserer produktiven Kräfte ein so großes Güterquantum zu erzeugen wäre, daß bei einer Durchschnittsberechnung des Anteils per Kopf der Bevölkerung eine Summe herauskäme, welche nicht nur Auskommen, sondern Wohlstand für jeden Einzelnen bedeuten würde.

Die Frage wird hiermit auf ihr richtiges Feld gebracht: aus einer Frage der Produktionsmöglichkeit, des Gütervorrates, wird sie eine Frage der Güterverteilung. In Wirklichkeit ist auch diese ganze große Frage der sogenannten „Ueberproduktion" nur eine Frage der „Güterverteilung".

Es gab nämlich, seit die Welt besteht, keine eigentliche wirkliche „Ueberproduktion", es sei denn in Ausnahmsfällen, in denen wertlose, unnütze Dinge produziert wurden. Was im Großen und Ganzen bis jetzt so genannt wurde und wird, war und ist nur die Unmöglichkeit der Konsumwilligen und sogar Konsumbedürftigen sich die vorhandenen Güter zu verschaffen. Statt „Ueberproduktion" sollte man in Wirlichkeit „Konsumverhinderung" sagen. Schon die Neumann-Spallart'sche Statistik beweist, daß es keine wirkliche Ueberproduktion, d. h. keinen Güterüberfluß giebt, und faktisch genügt bei jedem einzelnen Produktionsartikel ein einziger Blick, um zu zeigen, daß von einem absoluten Ueberfluß darin noch nie die Rede war, sondern daß im Gegenteil seit die Welt besteht, der Bedarf darin auch noch nicht annähernd gedeckt wurde. Wenn wir z. B. für die 50 Millionen Einwohner Deutschlands nur je zwei Paar Schuhe und zwei Anzüge als geringsten Jahresbedarf annehmen, so müßten 100 Millionen Paar Schuhe und ebenso viele Anzüge gefertigt werden, um dem Bedarf zu genügen, eine Ziffer, die von unserer Gesammtproduktion und unserem Import für inländischen Konsum, sogar incl. unseres Exports, bei Weitem nicht erreicht wird. Ebenso geht es mit der heutigen Getreideproduktion der Welt, die trotz der 150 Millionen Bushel Vorräte in den amerikanischen Magazinen noch nicht ausreicht, um alle Bedürfnisse zu befriedigen. In Irland z. B. ist im Augenblicke in ganzen Gegenden von Getreidenahrung kaum mehr die Rede, und sogar die Kartoffeln reichen nicht mehr, so daß das elende, hungernde Volk bereits wieder zu Seetang seine Zuflucht nehmen muß.

Ebenso geht es mit der Häuserproduktion, mit der Produktion von allen Bedürfnisartikeln und aller brauchbaren Luxusartikel.

Niemand, der einen Augenblick tiefer über das große Problem nachgedacht hat, kann sich aber mit der Erklärung solcher unbegreiflichen Zustände befriedigt erklären, die in dem Mangel an Kauffähigkeit der Betreffenden liegt. Es ist bekannt, daß das Geld nur eine Vermittlungsrolle zwischen den Produzenten hat. Die Geldzahlung ist gewissermaßen eine Bescheinigung des Weltmarktes für ein bestimmtes Quantum Arbeitsleistung, gegen welche ein entsprechendes Quantum Arbeitsleistung eines Anderen, das dieser gegen gleiche Bescheinigung dem Weltmarkte abgeliefert hat, eingetauscht wird. Die ganze Rolle, welche das Geld hierbei spielt, ist die, daß es einen von den Produzenten gemeinsam anerkannten Wertmesser bildet, nach dem der Wert aller Produkte sich berechnet. Nachdem dieser Wertmesser einmal festgestellt ist, ist sogar effektives Geld nicht mehr absolut nötig. Auch ist es bekannt, daß die Geschäfte heutzutage immer mehr und mehr mit dem bloßen Geldgedanken gemacht werden, in Form von Checks, Gutscheinen, Wechsel, Banknoten u. s. w.

Wenn es sich nun aber gar nicht um das effektive Geld handelt, wenn es nur als Wertmesser bei dem gegenseitigen Austausche zwischen den Produzenten benutzt wird, so erscheint es um so unbegreiflicher, warum sich dieser Austauch nicht vollziehen kann, warum Millionen arbeitswilliger Menschen nicht arbeiten können und dürfen, die doch nichts weiter wollen, als ihre Arbeitsprodukte gegen einander austauschen. Hier haben wir Feldarbeiter, Müller, Bäcker, Wollenproduzenten, Tuchmacher, Schneider, Gerber, Schuhmacher u. s. w., die sämmtlich die gegenseitigen Produkte benötigen und sie für einander herstellen möchten, aber müssig sitzen müssen, weil sie es nicht dürfen.

Statt in gemeinsamem Fleiße die gemeinsamen Bedürfnisse herzustellen und mit einander auszutauschen, sitzen sie gezwungen unbeschäftigt oder werden in unproduktive Beschäftigungen gedrängt.

Die Unmöglichkeit, produktive Arbeit verrichten zu können, bewirkt die bereits beschriebene Ueberfüllung gewisser unproduktiver Stände, die gezeichnete Kraftverschwendung. Das durch unsere Verhältnisse geschaffene Arbeitsverbot stampft unsere

Armeen aus dem Boden; denn nicht der Militarismus schafft Mangel an Arbeitern, sondern der Ueberschuß an Arbeitern erschafft den Militarismus. Unsere unnatürlichen Verhältnisse haben es zu Stande gebracht, daß alle Reformen, durch welche die beschriebenen Kraftverschwendungen vermieden werden, ein Unglück wären, so lange diese Verhältnisse selbst nicht reformiert werden können.

Und dieses muß möglich sein! Um eine Unmöglichkeit hätte es sich nur handeln können, wenn die pessimistischen Neumann-Spallarts Recht hätten, wenn Gütermangel die Schuld am Elende wäre. Da es aber der Güterreichtum ist, nach dem wir nur die Hand auszustrecken haben, da es nur ein scheinbar unbegreifliches, aber für den Menschengeist sicher überwindliches Hindernis ist, das sich zwischen den modernen Tantalus und die köstlichen Früchte der Natur und seiner eigenen Thätigkeit drängt, es muß der Weg aus diesem Labyrinthe gesucht werden, koste es was es wolle.

Die höchsten Güter der Menschheit, unser ganzes Dasein steht auf dem Spiele; denn lange ist die Frist nicht mehr, die ein langmütiger Schöpfer unserer Verblendung gestellt hat und darum giebt es keine größere, keine höhere, keine edlere und richtigere Arbeit für die wahre Demokratie als diese.

2.

In dem ersten Abschnitt haben wir deutlich gesehen, daß die große Notfrage nicht aus der Unmöglichkeit, genügende Güter für Alle zu erzeugen, entstanden ist, sondern aus einem scheinbar unbegreiflichen Verbot, das die produktions-willigen und -fähigen Volksmillionen an der Erzeugung der von ihnen benötigten Güter hindert.

Wollen wir nun die weiteren Abschnitte richtig einteilen, so handelt es sich um drei Arbeiten, die wir nacheinander vorzunehmen haben und von denen wir heute die erste in Angriff nehmen wollen. Diese drei Arbeiten sind:

1. Die Ergründung der Ursache jenes merkwürdigen Verbotes, jenes Hindernisses der freien Gütererzeugung gegenüber produktions- und konsumwilligen Arbeitern.

2. Die Ergründung der Mittel, mittelst deren genannten unnatürlichen Zuständen abzuhelfen ist.

3. Die Art der Durchführung dieser Mittel und das Bild der Wirkungen, welche durch die vorgeschlagenen Rettungsmittel erzeugt würden, sowie die Widerlegung von Einwänden.

Beginnen wir also mit unserer ersten Aufgabe, mit der Ergründung der Ursache des großen Problems.

Wir wollen zuerst die negative Methode der Arbeit zu Hilfe nehmen, indem wir zeigen, wie die Arbeit nicht vollführt werden kann. Es ist dies nötig, um die volle Aufmerksamkeit aller Leser dafür zu erlangen; denn es hat Jeder sein Privatsystem, das ihn so in Anspruch nimmt, daß es ihm unmöglich wäre, sich mit ganzer Seele unserer Arbeit hinzugeben, wenn wir ihm nicht vorher die Unhaltbarkeit der eigenen Methode zeigen können.

Es ist dies nicht leicht. Gut Reiten ist eine Kunst; eine größere ist es, Jemand vom Reiten eines Steckenpferdes abzubringen. Zum Glück erleichtert die Weltlage unsere Aufgabe. Die Notlage ist keine lokale, keine nationale mehr, sie hat die ganze Welt erfaßt. Sie ist keine momentane, temporäre; sie besteht seit Jahren und bietet alle Anzeichen der Permanenz. Wenn wir ihre wirkliche Ursache erforscht haben, werden wir zu der Einsicht kommen, daß an eine wirkliche Besserung, d. h. eine Besserung, die mehr ist als ein scheinbares Aufleben, dem ein um so größerer Rückschlag folgt, unter Fortdauer der ursachlichen Verhältnisse nicht zu denken und daß im Gegenteil eine ständige Verschlimmerung bis zum Ausbruch einer fürchterlichen Krisis nur zu sicher ist.

Präzisieren wir vor allem die Krankheitserscheinung, wie sie sich ohne Ausnahme

heute in der ganzen zivilisierten Welt uns darbietet, indem wir alle Momente zusammenfassen, die sich überall vereinigt finden. Nur diese sind nämlich die charakteristischen Symptome der großen Krankheit, während die nur lokal auftretenden Erscheinungen mit derselben nichts zu thun haben. Eine strenge Trennung Beider ist von höchster Wichtigkeit; denn nur auf diese Weise ist es möglich, in einer so schwierigen Diagnose zu klaren Begriffen zu kommen. Wir finden vor Allem überall einen sich von Jahr zu Jahr verschärfenden Kampf ums Dasein und zwar ohne Ausnahme auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit. Ueberall überwiegt mehr und mehr das Arbeitsangebot die Nachfrage, überall ist es einer stets wachsenden Anzahl unmöglich geworden, ständige Beschäftigung zu erlangen, überall ist hierdurch im Großen und Ganzen infolge der wachsenden Konkurrenz der Verdienst der Glücklicheren, die Arbeit finden können, ein sich stetig verringernder und unsicherer geworden.

Wohlbemerkt, spreche ich nicht vom Lohn, sondern vom Verdienst, obgleich es eigentlich synonyme Begriffe sind. Ich thue dies, weil man sich unter „Lohn" dem Sprachgebrauch nach die Bezahlung des Handarbeiters denkt, während „Verdienst" auch den Lohn der Arbeit auf anderen Gebieten in sich schließt. Die große Frage der Zeit ist aber längst keine Handarbeiterfrage mehr, sondern eine Frage, die aufs Innigste Alle angeht, die auf irgend einem Gebiete menschlicher Thätigkeit für ihren Lebensunterhalt arbeiten, vom Taglöhner auf dem Felde bis zum Minister der Krone oder dem höchsten Beamten der Republik.

Dies ist das Weltsymptom der Krankheit, das überall in gleicher Weise, wenn auch mit wechselnder Heftigkeit zum Ausdruck kommt. Alle anderen Symptome sind lokaler Natur. Ebenso sind es alle vermeintlichen Krankheitsursachen bis auf eine, der eigentliche Herd der furchtbaren Weltseuche, auf die ich zuletzt zu sprechen komme, nachdem ich der falschen Diagnose eine kurze Uebersicht gewidmet habe.

In Europa ist es vorzüglich eine Erklärung, welcher wir häufig begegnen: die der „Uebervölkerung". Es wäre mir leicht, nachzuweisen, daß sogar das übervölkertste Land Europas mehr als die doppelte Einwohnerzahl mit eigenem Getreide nähren könnte, wenn sein Ackerboden intensiv bewirtschaftet würde; doch ist dies überflüssig; denn da Amerika, Australien und Rußland, die noch nicht zu einem Zehntel genügend bevölkert sind, an der gleichen Krankheit leiden wie wir, kann hier die Ursache nicht liegen. Kein Land leidet so sehr an der Weltseuche wie England, die große Kolonienmutter, die gewiß Raum genug für alle ihre Kinder hat. Und da gibt es noch Leute bei uns, die sich von Koloniengründungen Rettung erhoffen!

In zweiter Linie wird uns dann gewöhnlich der „Militarismus" entgegengeführt. Abgesehen davon, daß auch dieses Moment in den meisten der obengenannten Länder und Weltteile fehlt, ohne daß es deswegen dort besser aussieht, habe ich bereits angedeutet, daß unsere sogenannte „Ueberproduktion" oder was dasselbe ist, unser Arbeitsmangel, unendlich verschlimmert werden müßte, wenn unsere Millionen Soldaten auch noch produzieren würden, während ihr Konsum keinenfalls höher, ja wenn wir die Gesammtausgaben der Kriegsbudgets auf den Kopf des einzelnen Soldaten vertheilen, sogar bedeutend geringer wäre als heute.

Daß die Zollfrage in dem Gebiete der Krankheitsursachen nicht ernsthaft genannt werden darf, muß jedem klar sein, der bedenkt, daß dieselbe nur in Bezug auf das Verhältnis der nationalen zur Welt-Produktion eine Rolle spielen kann. Bei einer großen Weltkrankheit wie die vorliegende, muß der ganze Erdboden als ein einziges Produktionsgebiet gedacht werden. Die Anlegung von Zirkulation hindernden Bandagen auf einzelne Glieder mag diesen nützen oder schaden; mit der großen Krankheit hat sie wenig zu schaffen. Thatsächlich sehen wir auch die gleichen Erscheinungen im freihändlerischen England, wie im schutzzöllnerischen Amerika. Auch auf dem Europäischen Kontinent ist die Skala des Volkselends unabhängig von der der Tarife.

Auch die sonst so wichtige Frage der politischen und der gewerblichen Freiheit, des Maßes der Selbstregierung, dessen die verschiedenen Völker genießen, kann hier nicht in Betracht kommen, denn wir finden die gleichen Erscheinungen unter den ver-

schiedenartigsten Regierungssystemen. Die gleiche Notlage herrscht in Republiken wie in Monarchien, unter konstitutioneller Verfassung, wie unter der Zwangsrute der Despotie.

Hiermit sind aber die Haupterklärungen, die man der sozialen Not unterschiebt, bereits erschöpft.

Nachdem wir die Zerbrechlichkeit dieser Steckenpferde der oberen Klassen unserer national-ökonomischen Schulen gezeigt haben, können wir die kleinen Gäulchen der jugendlichen Sextaner wohl im Stalle lassen, z. B. die Währungsspielerei der Kardorffs und Genossen, die antisemitischen Späße der Stöcker'schen Schulen u. s. w. Wir sehen die gleiche Notlage in den Ländern der Goldwährung, wie in denen der Doppel- oder Papier-Währung, und wir haben schon in dem letzten Abschnitt gesehen, wie wenig die effektive Geldform in Zeiten, in denen die Umsätze meistens mittelst des Geldgedankens stattfinden, das Gesammtresultat beeinflußen kann. Was ferner die Judenfrage betrifft, so möchte ich meine Leser nicht beleidigen, indem ich auch nur im Entferntesten annehme, daß Einer darunter wäre, der nur für einen Moment hier die Ursache der großen Weltkalamität gesucht hätte.

Die Judenfrage ist eins der tausendfachen Symptome, eine der so verschiedenartigen Erscheinungsformen der Krankheit, keine ihrer Ursachen. Dies wird am Besten durch ihr gleichmäßiges Auftreten in allen Ländern bewiesen, das ganz unabhängig von der jüdischen Bevölkerung derselben ist.

Ein Symptom der Weltkrankheit jedoch, das sich in allen Ländern mehr oder weniger gleichmäßig zeigt, neben dem bereits beschriebenen des allgemeinen Arbeitsmangels, habe ich absichtlich vorher nicht berührt, weil wir in ihm nun der Ursache der Krankheit näher kommen wollen.

Diese Krankheitserscheinung besteht in dem schnell zunehmenden Reichtum einer kleinen Minorität neben Massenverarmung.

Es ist dies nicht nur eine Erscheinung, die denen, welche Gelegenheit haben, einen weiteren Ausblick in die Lebensverhältnisse ihrer Mitmenschen zu thun, sich deutlich aufdrängt, sondern, welche auch durch die statistischen Tabellen erwiesen wird. So z. B. ist nach den preußischen Einkommensteuertabellen von 1877 und 1885 die Bevölkerungszahl Preußens um 8 Prozent gestiegen, die Zahl der Aermsten, deren Einkommen unter Mark 600 beträgt, jedoch um 13 Prozent, der Allerärmsten unter Mark 420 um 19½ Prozent.

Dieser verhältnismäßigen Vergrößerung der Massenarmut von 5 resp. 11½ Prozent steht eine Personenzahl-Abnahme der kleinen und mittleren Einkommen über Mark 600 und unter Mark 9600 von 18⅜ Prozent, resp. eine verhältnismäßige von 10⅔ Prozent, gegenüber und das gewichtigste Symptom, eine Personenzahl-Zunahme der reichlichen Einkommen zwischen Mark 9600 und Mark 36000 von 25 Prozent und der großen über Mark 36000 von 42 Prozent, also eine verhältnismäßige Zunahme von 16½ Prozent und 33½ Prozent.

Noch schlimmer womöglich stellt sich das Verhältnis zwischen den Beträgen des Durchschnittseinkommens dieser Klassen.

Die Durchschnittseinkommen unter Mark 600 fielen von Mark 534 auf Mark 517; die zwischen Mark 600 und Mark 1500 von Mark 1046 auf Mark 921; die Einkommen von Mark 1500—9600 von durchschnittlich Mark 2937 auf Mark 1935. Die Durchschnittseinkommen über Mark 9600 fielen zwar um circa 3,6 Prozent, nämlich von Mark 27700 auf Mark 25700, was jedoch bei der kolossalen Zunahme der Besitzer dieser Einnahmen nicht in Betracht kommen kann, denn einem früheren Gesammt-Einkommen von 20770 Personen in Höhe von 532 Millionen steht jetzt ein solches von 25850 mit 664 Millionen gegenüber. Nun muß man aber noch bedenken, daß notorisch die Einkommenschätzungen in den höheren Steuerstufen weit unter das Niveau der Wirklichkeit zu fallen pflegen, während sie bei den leicht übersichtlichen geringeren Einkommen sehr genau sind, bei dem Mittelstand, der aus Kreditrücksichten oft der Außenwelt gegenüber rosig zu malen gezwungen ist, häufig

sogar zu hoch geschätzt werden. Hierdurch tritt das gegebene Bild erst in seiner ganzen unheilvollen Bedeutung hervor.

Diese letztere bezieht sich weniger auf die an und für sich schon traurige Thatsache, daß die Massen des Volkes in Elend darben, während die Wenigen in stets erhöhtem Maße schwelgen können. Im Gegenteil liegt, so parador es auch klingen mag, das Hauptunglück unter den Verhältnissen wie sie liegen, gerade darin, daß diese Wenigen nicht in erhöhtem Maße schwelgen, d. h. daß sie nicht die ihnen zugefallene Einkommensvermehrung verbrauchen, sondern den neuen Ueberschuß wieder zinsbringend anlegen, so daß die nächste Statistik eine weitere Verschiebung der Einkommensverhältnisse zu Gunsten der höchstbesteuerten Minorität ergeben wird u. s. w.

Hier liegt nämlich die einfache Lösung des sonst so merkwürdigen Problems, wie es kommt, daß Millionen fleißiger Arbeiter aller Gebiete menschlicher Thätigkeit, von denen jeder gern das produzieren möchte, was er und die andern brauchen und sich dafür ihre Produkte einzutauschen willens ist, daß diese Millionen nicht produzieren und nicht tauschen dürfen, sondern gezwungen müßig die Hände in den Schoß legen und mit Weib und Kind darben müssen.

Wenn jeder Produzent wirklich Herr und Eigentümer seines Produktionsertrages wäre, ließe sich diese Erscheinung überhaupt nicht erklären, würde sie überhaupt nicht existieren. Dieses ist jedoch natürlich nicht der Fall, kann nie der Fall sein, sogar im Utopia der Sozialdemokratie oder des Kommunismus nicht. Auch in diesem muß es Menschen geben, welche mit der Leitung, der Verteilung, dem Schutze, der Beförderung der Produktion beschäftigt werden und daher ihren Anteil davon erhalten müssen, so daß auch in Utopia der Produzent nie den vollen Ertrag seiner Thätigkeit erhalten kann. Es kommt aber bei Erklärung des vorliegenden Problems gar nicht darauf an, wie groß der Anteil ist, den der Produzent an dem Ertrage seiner Arbeit hat, obgleich es schlimm genug ist, daß $93^{3}/_{4}$ Prozent der Nation unter Mark 1500, 98 Prozent unter Mark 3000, $1^{3}/_{4}$ Prozent von Mark 3000—9600 Einkommen haben, während $^{1}/_{4}$ Prozent das Uebrige besitzen. Dieser Punkt ist freilich wichtig genug, da hiervon für die produzierenden Volksmillionen der Grad, in dem sie ihre Bedürfnisse befriedigen können, abhängen muß; aber er hat mit dem Problem der Arbeitsnot nichts zu schaffen. Diese letztere kann nicht eintreten, einerlei wie groß auch die an Unternehmer, Kapitalisten, Grundbesitzer, Steuereinnehmer abgegebene Produktionsquote sein mag, wenn eine einzige Bedingung erfüllt ist, eine Bedingung sine qua non, und die ist, daß die Betreffenden, welche diese Quote erhalten, sie verzehren, d. h. wenigstens unproduktiv, resp. nicht zu eigenem Vorteil, sondern für Alle gemeinsam produktiv verwenden, oder daß dieser Anteil sich auf viele Besitzer verteilt, daß die Einzelteile nicht zu sehr anwachsen können und früher oder später wieder verzehrt werden.

Die Tyrannei Pyramiden bauender Pharaonen mag dem armen unterdrückten Volke den ganzen Ertrag seiner Produktionen konfisziren bis auf das Minimum, welches ihm zur Lebensfristung unentbehrlich ist, sie wird trotzdem damit keinen Arbeitsmangel, sondern nur Arbeitsvermehrung schaffen, aus dem einfachen Grunde, weil der dem Könige zufallende Löwenanteil an der Produktion entweder ganz unproduktiv in Steinhaufen und Luxusausgaben oder in solchen direkt oder indirekt produktiven Formen angelegt wird, die Allen gemeinsam nützen, z. B. Bewässerungsanlagen, Kunststraßen, Kanälen, Landesverteidigungsmaßregeln. Thatsächlich wäre auch in jenen Zeiten der Gedanke eines Notschreies des Volkes wegen Mangel an Arbeit gerade so widersinnig erschienen, als wenn Joseph Pharaos bekannten Traum dahin gedeutet hätte, daß die sieben Kühe wegen des Getreideüberflusses der sieben fetten Jahre mager geworden seien, eine Traumdeutung, die nichtsdestoweniger den heutigen Verhältnissen entsprochen hätte; denn unsere Feldarbeiter hungern wegen des übermäßigen Getreidevorrates in allen Häfen.

Wie verwendet aber die kleine Anzahl der Menschen, denen der Löwenanteil an unserer Produktion zufällt, ihren Anteil?

Ein Teil davon wird freilich verzehrt oder unproduktiv, resp. produktiv für das Gemeinwesen, ohne besonderen Vorteil für den Betreffenden angelegt; aber ein Teil und zwar ein stets zunehmender Teil wird zinsbringend plaziert. Es ist dies auch ganz natürlich, denn es giebt eine Grenze, bei der die Möglichkeit, sich mit größeren Ausgaben wirklich größere Genüsse zu verschaffen für den Menschen, der keinen Genuß in der Verwendung seiner überflüssigen Mittel für das Gemeinwohl findet, aufhört. Man kann annehmen, daß diese Grenze bei den Meisten der 2882 preußischen Personen der oberften Steuerstufe (in Wirklichkeit mindestens 10000) mit einer Durchschnittseinnahme von circa Mark 80000 pro Jahr, (in Wirklichkeit mindestens Mark 150000 für die 2882) längst erreicht ist und daß daher von dieser Steuerklasse und auch von der nächstfolgenden, jährlich wahre Riesensummen nicht verzehrt, sondern zinsbringend angelegt werden.

Ich schätze diese Beträge bei diesen kaum halb taxierten zwei Steuerklassen für Preußen auf mindestens $^1/_3$—$^1/_2$ Milliarde Mark pro Jahr oder $^2/_3$—1 Milliarde für ganz Deutschland. Weit riesiger sind sie in England, dem Lande der kolossalen konzentrierten Vermögen, in Amerika, das in der Größe der Einzelvermögen sogar England zu übertreffen beginnt, ferner in Frankreich, dem Rentenlande par excellence. Die Schätzung, welche die jährlich in der ganzen zivilisierten Welt nicht konsumierten und zinsbringend angelegten Beträge auf über 10 Milliarden Mark annimmt, dürfte nicht übertrieben sein. Zinsen sind aber im Allgemeinen nur zu erlangen, wenn das betreffende zurückgelegte Vermögen als Kapital, d. h. Güter erzeugend verwendet wird, d. h. wenn Jemand damit produziert und vom Ertrage seiner Produktion einen Teil abgibt. Sogar bezüglich der Zinsen für Staatsanleihen, deren Kapital in den meisten Fällen unproduktiv verwendet wurde, ist der letztere für uns allein wichtige Teil meiner Behauptung zutreffend, denn die Zinsen müssen vom arbeitenden Volke gezahlt werden, das dafür einen Teil vom Ertrage seiner Produktion in Form von Steuern und Zöllen abgeben muß.

Da aber, wie wir gesehen haben, bei dem eigentlichen Volke, bei den 98 Prozent, die keine Mark 3000 Jahreseinkommen haben, kein Ueberfluß herrscht, so kann der Zinsbetrag für die betreffenden Kapitalien nur durch eine Einschränkung des Konsums der Betreffenden erzielt werden und zwar meist zu Gunsten einer kleinen Minorität, welche ein zu großes Einkommen besitzt, um das betreffende Konsumdefizit durch eigenen Konsum ganz auszufüllen. Also auf der einen Seite werden beständig mehr und mehr Güter produziert (denn nur wenn von ihnen neue Güter über den eigenen Bedarf hinaus erzeugt werden, können die Schuldner ihre ständig zunehmende Zinsschuld decken); und auf der anderen existiert kein Abnehmer für viele dieser mehr produzierten Güter; denn die Darleiher wollen und können sie nicht alle konsumieren.

Die natürliche Folge davon ist die Welt, in der wir leben mit ihrer steigenden Güterproduktion bei zunehmendem Mangel; denn die, welche die überflüssigen Güter konsumieren müssen, dürfen es nicht; sie haben sie als direkte oder indirekte Zinsschuld abzuliefern an Leute, welche sie aus Unlust oder Ueberfluß nicht konsumieren wollen oder können, welche sie ihnen nur dann zum eigenen Konsum überlassen, wenn sie dafür von der zukünftigen Produktion einen noch größeren Anteil abgeben und das bestehende Uebel dadurch noch mehr verschlimmern. Auf der einen Seite die Vanderbilts, Mackays, Rothschilds, Westminsters u. s. w., die aus Millionären in verhältnismäßig kurzen Perioden Milliardäre geworden, d. h. Menschen, deren riesige Kapitallatifundien jährlich Millionen und aber Millionen dem Konsum entziehen, nach dem unzählige arme Menschen vergebens lechzen. Hierdurch hindern diese Monopolisten, da ihnen selbst der Konsum unmöglich ist, diese Millionen an weiterer Gütererzeugung, bis die für sie, die Monopolisten, als Zins erzeugten Güter aufgebraucht sind, und zwar so, daß solche zum größten Teile überhaupt nicht verzehrt werden, sondern als neue Menschenarbeit sparende Produktionsmittel Verwendung finden. Das Entstehen dieser neuen Produktionsmittel macht an und für sich wieder Tausende von Arbeitern brodlos. Die Produkte derselben gehören nicht dem Produzenten, sondern den Riesenmonopolisten, die schon die früheren

Produkte nicht verzehren konnten, während die mittelst der neuen Produktionsmittel gestiegene Ueberproduktion wieder weitere Tausende arbeitslos und dadurch konsumunfähig machte.

Wachsende Not bei wachsendem Güterüberfluß ist die Parole der Zeit, daher je reicher das Land, je größer die Volksnot. In reicheren Ländern wie England ist sie am größten, in armen wie Montenegro am geringsten.

Gerade die riesigen Errungenschaften des Menschengeistes, die kolossalen Fortschritte der Technik sind es, die das Elend des Volkes hervorrufen, statt es zu beglücken. Denn diese technischen Fortschritte haben die Produktionsfähigkeit des Einzelnen im Durchschnitt versechsfacht und dadurch sein Elend verdoppelt. Nicht deswegen weil er 4/5 bis 5/6 seines Produktionsertrages abgeben muß (der Lohn ist nur circa 1/5 bis 1/6 der Nationalproduktion); das wäre das Schlimmste nicht. Er würde immer noch mehr besitzen als früher, wo er nur 1/6 produzierte und auch dann einen Teil abgeben mußte. Das Unglück ist eben nur, daß die 4/5 oder 5/6 nicht vollständig konsumiert werden, weil diejenigen, denen der Löwenanteil daran zufällt, ihr Einkommen nicht verzehren können und die Armen daher nötigen mit ihrer Produktion einzuhalten, bis der Ueberschuß in einer oder der anderen Weise verbraucht ist. So lange können die Elenden nicht einmal mehr Arbeit finden, trotzdem sie bereit wären, sich mit einem noch geringeren Anteil am Produktionsertrage zu begnügen.

Dies nennt man dann Ueberproduktion und erklärt damit die Krisis. Letztere ist längst latent, ehe sie zum akuten deutlichen Ausdruck, zum Krach kommt. Dieser zerstört viele Güter, hindert die Weiterproduktion und schafft hierdurch nach und nach Vielen Arbeitsgelegenheit. Das die Nachfrage überwiegende Arbeitsangebot, die durch den Stachel der Not verbesserten Arbeitswerkzeuge und Methoden haben aber inzwischen den relativen Anteil des Arbeiters wieder weiter reduziert. (In England betrug derselbe 1867 noch 40 Prozent der Nationalproduktion; heute beträgt er keine 20 Prozent mehr, ist also in 19 Jahren um über die Hälfte gesunken.)

Die Minorität, welcher der gestiegene Anteil zufällt und die schon ihr früheres Einkommen nicht aufbrauchen konnte, kann mit dem vermehrten noch weniger fertig werden, und die Krisis beginnt bald mit größerer Schärfe.

Thatsächlich werden auch die Industrie- und Geschäftskrisen immer länger und die Zwischenräume immer kürzer. Auch in letzteren ist von einem eigentlichen guten Geschäft kaum mehr die Rede. Der Nutzen ist auf ein Minimum reduziert; denn aus Mangel an produktiver Arbeit haben sich Tausende und aber Tausende auf den Zwischenhandel geworfen, die sonst produktiv gearbeitet hätten, und die Konkurrenz darin auf's Aeußerste krankhaft angespannt, so daß Einer den Andern zu unterbieten sucht und die Kosten für Reklame und Geschäftsspesen stets größer werden, eine immer wachsende Quote des Nutzens absorbieren.

Dies zeigt, daß es sich hier um keine bloße Arbeiterfrage handelt, sondern um eine Existenzfrage unserer ganzen Gesellschaft, welche einem fürchterlichen, stets zunehmenden Drucke unterliegt, der sie auf die Dauer zu Grunde richten muß.

Immer weiter rollt er, dieser Dschaggernautwagen unserer Zivilisation, Millionen armer Menschenwesen unter seinen Rädern zermalmend, und edle Menschen versammeln sich in gesetzgebenden Versammlungen und Vereinen aller Art und sprechen von Freiheit, Humanität, Brüderlichkeit und anderen schönen Dingen, wenn nicht die Diskussion über Parteigezänke, Lapalien aller Art ihre volle Zeit und ihren ganzen Geist in Anspruch nehmen, und sehen nicht, daß das Ungetüm immer näher und näher rückt, bis es zu spät ist.

„Zu spät!“ Möge dieses Wort nie in unserem Vaterlande ertönen! Mögen, ehe es zu spät ist, deutsche Männer es sein, welche den Weg zur Rettung, zur Umkehr zeigen. Mögen sie es sein, die Abkömmlinge des großen Volkes, das der Welt schon dreimal eine große Reform gab unter der Führung seines Gutenberg und seines Luther, nachdem es vorher durch seinen Berthold Schwarz dem Geiste die Macht über die rohe Gewalt abgewonnen hatte.

Wir haben diesen Teil unserer Arbeit nun vollendet. Wir haben der Ursache des Problems nachgeforscht. Die Aufgabe des nächsten Abschnittes muß sein zu untersuchen, wie den beschriebenen unheilvollen Vermögensverschiebungen Einhalt zu gebieten, wie eine allmähliche Nivellierung der drohenden kapitalistischen Felsstücke zu erreichen ist, damit sie nicht in ihrem Zusammensturze unsere ganze Zivilisation zerschmettern.



Zeitbetrachtungen.

Studienblätter von A. v. Eye.

(Berlin.) (Nachdruck mit Quellenangabe gestattet)

1. Häufigkeit der Selbstmorde.

Wir werden wohl nicht auf Widerspruch stoßen, wenn wir das Ueberhandnehmen des Selbstmordes als die häßlichste Erscheinung der Zeit bezeichnen. Er ist bei uns — um uns nicht des Fremdwortes „epidemisch“ zu bedienen — in der That volkstümlich geworden. Er gilt als beliebtes Mittel, sich aus einer Verlegenheit zu reißen. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand ist von diesem Uebel mehr verschont; ja die Jugend und selbst die Frauen drängen sich bereits in den Vordergrund der Unglücklichen, welche zu diesem letzten Auskunftsmittel ihre Zuflucht nehmen, das in den wenigsten Fällen das letzte zu sein brauchte. Namentlich in der Reichshauptstadt vergeht kaum ein Tag, ohne daß die Zeitungen mehrere solche Fälle zu verzeichnen hätten; aber auch die Provinzen werden mehr und mehr von dieser moralischen Krankheit befallen. Noch vor einiger Zeit konnte ein Menschenfreund, der diesen häßlichen Gegenstand behandelte, darauf hinweisen, wie beim Selbstmorde nicht dieser, sondern das, was ihm vorhergehe, das Schrecklichste sei. Aber auch dieser Gesichtspunkt verliert gegenwärtig seine Bedeutung und macht dadurch die Sache nur um so schlimmer. Denn um der nichtigsten Ursachen willen, aus den leichtfertigsten Gründen, nach raschestem Entschlusse nimmt man sich das Leben. Verzogene Bengel erhängen sich, um ihrem einmal notgedrungen streng gewordenen Papa einen recht gründlichen Aerger zu bereiten; Lehrjungen springen in das Wasser, weil sie wegen kleiner Vergehen eine Strafe fürchten; Köchinnen vergiften sich, weil sie mit ihrem Liebsten in Streit geraten sind; Referendare erschießen sich, weil sie das Staatsexamen fürchten u. s. w. Man kann bei allem Schauder, den jeder Fühlende bei solchen Trauermären empfindet, sich doch oft eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren. Aber auch dieses Lächeln trägt den Charakter des Lachens der Verzweiflung. Es ist gewiß an der Zeit, über die Lamentationen hinweg, die man häufig über diesen Gegenstand angestellt findet, zu ernstem Nachdenken überzugehen und den Ursachen nachzuforschen, um womöglich Heilmittel zu finden.

Kein Zweifel ist leider, daß manche Menschen sich in äußerster Not dem Tode überliefern, weil ihnen alle Mittel ausgehen, das Leben zu fristen. In diesen Fällen liegt die wirtschaftliche Erkrankung unserer Zeit dem Uebel zu Grunde, und es liegt den dagegen berufenen Aerzten, den Wirtschaftslehrern und Wirtschaftsreformern ob, Gegenmittel zu finden, dem Staate, den Gemeinden u. s. w., Hilfe zu schaffen. Es ist aber auch kein Zweifel, daß wir es im besprochenen Falle mit einer sittlichen Erkrankung zu thun haben, und daß auf eine geistige Gesundung des Volkes hingearbeitet werden muß, wenn wir dem Selbstmords- und ähnlichen Fiebern Genesung schaffen wollen. — Von dieser Seite her drängen sich aber die bestimmenden Ursachen

so massenhaft auf, daß es schwer wird, durch die Menge auf den Grund zu steigen und den gemeinsamen Ausgang der Einzelursachen zu entdecken. — Wichtig würde es in dieser Beziehung sein, der Statistik der verschiedenen Länder nachzugehen und zu untersuchen, welche geistige Verfassung eines Volkes die Sucht des Selbstmordes begünstigt.

Das nur unzulänglich vorliegende Material zu sichten, würde uns hier zu weit führen. Aber auch schon ein oberflächlicher Blick scheint zu bestätigen, daß die Höhe der Bildung eines Volkes den Stand des Selbstmordes zu sich hinaufzieht. Den ersten Rang, wie wir mit schmerzlicher Ironie wohl zugestehen müssen, nimmt Deutschland ein; dann kommen England und die kleineren germanischen Staaten. In den romanischen ist es in dieser Beziehung viel besser bestellt. Als wir einmal in einem tropischen Lande erzählten, daß es in Europa Menschen gebe, die sich selbst das Leben nehmen, stießen wir auf vollständigen Unglauben. — Zwar werden wir auch hier mit unserem Paroxon auf entschiedene Zweifel stoßen. Wie kann denn Bildung, wahre Bildung ein Uebel befördern? Aber der Zweifel hebt sich leicht, wenn wir geltend machen, daß es neben der wahren auch eine falsche Bildung giebt. Vielleicht verursacht auch schon halbe Bildung den Schaden, von deren übler Einwirkung auf unsere Zustände auch sonst schon öfter die Rede gewesen. Aus der Hand der Natur bringt der Mensch den stärksten Zug zum Leben mit. Der natürliche Mensch verteidigt dieses mit aller Kraft bis zum letztem Atemzuge. Ohne Zweifel soll wahre Bildung mit Bewußtsein das bewirken, was die Natur unbewußt vollbringt. Möglich ist es — und, wie der Augenschein lehrt, nur zu gewiß — daß zwischen beiden ein Uebergang liegt, der es mit sich bringt, daß unter Umständen das Leben auch leichtfertig weggeworfen wird. Besondere Umstände können die Sachlage ja noch verschärfen, und deren entdecken wir bei genauerer Betrachtung der letzteren nur zu viele.

Schon Bogumil Goltz macht darauf aufmerksam, wie ein Landmädchen an Erlebnissen zu Grunde geht, die einer Städterin kaum Kopfweh verursachen. Bei der leichten Beweglichkeit der Menschen in unserer Zeit ist der Uebergang von der Natur zur Kultur zu rasch und bewirkt oft nur, daß der Halt der ersteren verloren geht, ehe die Stütze der letzteren gewonnen wird. Solch ein Bauernbursch, eine Dorfschöne vertauschen in ganz unvorbereitetem Uebergange das Land mit der Stadt. Schon der einfachste Dienst, in den sie hier treten, bringt sie in Verwicklungen, für deren Entwirrung und Klarstellung der von ihnen mitgebrachte einfache Verstand gar nicht ausreicht. Mit dem mächtigen Instinkte der Natur, der unvermittelt zum Leben drängt und dieses nach Lage der Dinge ausschließlich im Genusse desselben sucht, stürzen sie sich plan- und machtlos in die Vergnügungen und Verlockungen der Großstadt, deren Raffinement, Schlingen und Fallen selbst nicht immer der Aufmerksame entgeht. Auch im besseren Falle wird das Dasein solcher Leute so mit fremden Elementen, unverdauten Stoffen überfüllt, daß das natürliche Gefühl des Wohlseins und in Folge der Komplikationen, auch alle Scheu und Scham, Gewissen und Ehrgefühl verloren gehen, und endlich Unglück und Unwille so das Bewußtsein füllen, daß es nur eines leichten Anstoßes bedarf, um mit dem Leben selbst die ganze Last zu Boden zu werfen.

Aber auch wo Geburt und Erziehung Mittel bieten, vor weiteren, wir wollen nicht einmal sagen: höheren Ansprüchen des Lebens sich zu stellen und zu stehen, werden diese für Gefühl und Einbildung, Anspruch und Verpflichtung so hoch geschraubt, daß ehrlicher Wille und Vermögen gar nicht mehr hinanreichen und Mut und Verstand in's Wanken kommen. Fassen wir allein unsere, fast nur noch auf das „Sensationelle" hinarbeitende Unterhaltungslitteratur in's Auge, aus der unsere Jugend, die weibliche noch mehr als die männliche, den größten Teil ihrer geistigen Nahrung entnimmt, so finden wir genug Gründe, welche Beweggründe für Verwirrung und Verzweiflung werden können. — Der blos formelle Zuschnitt unserer Bildung, der sicher auch mit zur Halbbildung gehört, höhlt das Innere des Menschen so aus, entblößt das Bewußtsein der Art von aller wahren Genugthuung, die nur volle und

echte Bildung schafft, daß bereits ganze Schichten gerade der gebildeten Bevölkerung meinen, sie können nur in dieser Form, mit solcher Ausstattung der Lebensführung oder, wie man es bezeichnend genug nennt, durch solche „Repräsentation" würdig existieren, daß man, wenn für eine solche die Mittel fehlen, das Leben für ganz wertlos hält und es lieber wegwirft.

Wir könnten der Halbkultur noch auf anderen Spuren nachgehen; doch mögen diese Hinweise vorläufig genügen. In ganz ungebildeten Ländern wird man auf die Sucht, dem Leben freiwillig ein Ende zu setzen, selten stoßen. Die Häufigkeit des Selbstmordes bei uns weiset somit auch auf positive Momente hin, woran sich die Hoffnung knüpfen läßt, dem Uebel doch noch zu steuern. Wir denken auf diese Fragen zurückzukommen.

2. Soll wieder geprügelt werden?

Bekanntlich wurde diese Frage schon seit geraumer Zeit lebhaft verhandelt und vielfach bejaht. Und wahrlich, als Schreiber dieses jüngst Zeuge war, wie ein paar Buben, die selbst schon militärpflichtig sein konnten, einen armen Invaliden, der mit seinem Stelzfuß mühsam des Weges zog, verhöhnten, da zuckte es auch ihm in der Hand und er hätte gern mit dem Stocke auf frischer That seine Meinung über solch frevelhaftes Benehmen kund gegeben. — Aber es ist doch nicht wohl zuläßig und durchführbar, daß sogleich Jeder auf Antrieb seiner Empfindung hin ein Strafurteil fällt und das Werkzeug der Strafe handhabt, auch wenn dieses immerhin nur aus einem ziemlich unschuldigen Spazierstocke besteht. Wenn wir als gesetzliches Strafmittel wieder prügeln wollen, müssen wir auch jemand haben, der diese Strafe vollzieht. Wir müßten den alten Büttel wieder einführen; wer aber weiß, welche Rolle dieser in unserer früheren Kulturgeschichte spielte, wird sich freuen, daß diese Figur aus unserem Gemeindeleben verschwunden ist und nicht wünschen, daß sie wieder eingeführt werde. Wir glauben auch nicht, daß in dem so hochachtbaren Bereiche der deutschen Subaltern-Beamten sich Persönlichkeiten fänden, die zugleich die Bürgschaft böten, gute Beamte zu sein, und jene Strafe vollziehen möchten, eine Strafe, die auch schon früher etwas Entehrendes nicht nur für den Gezüchtigten, sondern auch für ihren Vollstrecker hatte. — Man bedenke, wie tief in älterer Zeit der Unterschied von ehrlich und unehrlich in die bürgerliche Gesellschaft einschnitt. Es gab nicht nur Beschäftigungen, sogar Handwerke, sondern auch Aemter, die als unehrlich galten. Solche grundsätzliche Unterschiede sind aus dem Bewußtsein unserer Zeit vollständig verschwunden; wir halten höchstens noch die Art und Weise, wie ein Geschäft betrieben, ein Amt geführt wird, für ehrend oder schändend, nicht mehr diese an sich, wenn sie überhaupt noch in der Rangordnung der bürgerlichen Ernährung und Verpflichtung bestehen. — Wenn es bei uns auch noch Verbrecher gibt und Thaten verübt werden, welche die Prügelstrafe verdienten, so *dürfen wir doch nicht nach Leuten suchen, welche angethan wären, diese Strafe zu exekutieren.*

Vielleicht ließe sich aber ein Ersatz finden, der mit anderen Mitteln denselben Erfolg erzielte. Die meisten Fälle, in welchen wir die Prügelstrafe anwenden möchten, werden solche sein, wo es sich nicht sowohl darum handelt, ein schweres Vergehen nachdrücklich zu bestrafen, sondern einem Frevler eindringlich zu Gemüte zu führen, daß er die bürgerliche Ordnung zu respektieren und Zucht und Sitte anzuerkennen habe. Man glaubte, eine längere Frist des Nachdenkens in unsern Gefängnissen würde für Leute, die gezeigt haben, daß sie jenes nicht begreifen, vielleicht hinreichend sein, um sie zur richtigen Einsicht zu bringen. Dabei haben wir selbst aber zu bedenken, daß solche Leute von Natur nicht zum Nachdenken geneigt sind. Sie würden ja sonst die Elementarsätze, die für das Leben in einer zivilisierten Gesellschaft notwendig sind, sich von selbst angeeignet haben. Man würde sie auch in einer längeren Haft nicht zur Besinnung bringen, wenn sie nicht merkten, daß



sie sich durch Austritt aus der gesitteten Ordnung der Vorteile derselben beraubten. Eine allzu komfortable Einrichtung der Gefangenschaft, d. h. selbst das, was solche Leute, von welchen hier die Rede, dafür halten, möchte eher die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. — Jene näher zu bestimmen, müssen wir freilich den Fachleuten überlassen. Aber auch die einfachste Einrichtung macht den Gefängnis-Unterricht, die erzwungenen Denkübungen für erwachsene Leute, welche eigentlich noch Prügel verdienten, so teuer, daß die Kosten dafür besser verwendet werden könnten. Auch in dieser Beziehung würden zweckmäßig eingerichtete Strafkolonien einen ausgezeichneten Ersatz bieten. Es wären gewissermaßen Ferienkolonien für ungezogene Fortbildungsschüler.

Wir kommen mit dieser scheinbar scherzhaften Wendung auf einen Punkt, der vielleicht eine ernsthafte Betrachtung verdiente. Wie wir es ohne Zweifel als eine wertvolle Errungenschaft unserer Kultur zu schätzen haben, daß der Büttel überwunden ist, so fragt es sich, ob wir mit dem Aufgeben eines anderen, schon im Altertum und auch noch in unserem Mittelalter vielfach angewandten Strafmittels, nicht eine wirkliche Einbuße erlitten haben. Wir meinen die Verbannung, die gerade für die in unserer Zeit viel häufiger vorkommenden Menschen angewandt wäre, welche sich in die bestehenden staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse nicht schicken wollen, sondern ruchlos auf deren Umsturz losarbeiten, entweder durch gemeine Verbrechen, oder als irregeleitete Anarchisten, Nihilisten und Dynamitisten. Im deutschen Mittelalter, wo das Leben auch in den freiesten Reichsstädten durchaus kein gemütliches war, hieß Verbannen „in's Elend schicken". Man wußte, daß es draußen immer noch schlimmer war, als zu Hause, und es läßt sich nachweisen, daß die Verbannung mehr gefürchtet war, als manche andere der damals so harten Strafen. — Eine Ortsveränderung wirkt nicht allein in gesundheitlicher, sondern auch in moralischer Beziehung außerordentlich drastisch. Man ahnt gar nicht, wie sehr man von den alten gewohnten Verhältnissen getragen und unterstützt wird, auch wo man Ursache zu haben glaubt, mit ihnen unzufrieden zu sein und sich gegen sie aufzulehnen. Man kann keine größere Einwirkung auf den Menschen heroorbringen, als wenn man ihn plötzlich in die Notwendigkeit versetzt, sich selbst zu helfen, und wenn er in seinem Wesen noch das geringste wertvolle, der Besserung fähige Element enthält, wird dieses dadurch hervorgezogen und in Bewegung gesetzt. Während dieser gute Kern in den Gefängnissen entweder zu Grunde geht oder doch zu schwach ist, um nach der Haft die bürgerlichen Vorurteile und sozialen Schwierigkeiten zu überwinden.

Wenn man den Vertretern der Prügelstrafe auch vorwirft, daß sie nur zu reaktionären Zwecken sich auf diesen Standpunkt stellen, so darf dabei nicht übersehen werden, daß das Verlangen nach Wiedereinführung der Prügelstrafe weniger von politischen Parteien und Parteizeitungen, als vielmehr ganz allgemein vom empörten Volksgefühle ausgeht. Die Zeitungen und Parteien wollen sich nicht zum Sprachrohr dieser Empfindung machen, einesteils, um nicht als „reaktionär" verschrieen zu werden und anderenteils auch aus leichtbegreiflichem Grauen vor einem unzweifelhaften Rückfall in die Barbarei.

Indessen gänzlich unbeachtet kann das über furchtbare Unthaten empörte Volksgefühl nicht bleiben, sondern es muß durch Auffindung von solchen Schutzmitteln gegen das Verbrechertum beruhigt werden, welche sich sowohl vorbeugend wie heilend wirksam erweisen, ohne daß wir den entsetzlichen Schritt zu barbarischen Strafarten zurück zu thun brauchen. Denn das unterliegt keinem Zweifel, daß es eine traurige Niederlage für das öffentliche Bewußtsein sein würde, wenn es sich die Notwendigkeit zugestehen müßte, eine Strafart wieder aufzunehmen, deren Namen mit Recht als ein Schandmal der Zeit gilt, in welcher sie zur Anwendung gelangte.

---

3. Sittenverwilderung und Verbrecherkolonien.

Die zunehmende Verrohung bildet gegenwärtig in hervorragender Weise einen Erörterungsgegenstand unserer Tagespresse. Ob unsere Zustände wirklich schlimmer sich anlassen, als in vergangener Zeit, wäre freilich erst zu untersuchen. Die neuen Eindrücke bringen das Alte zu leicht in Vergessenheit. Rohheiten sind ja immer vorgekommen; ob sie in unserer Epoche der raschen, fast stürmischen Entwicklung im Zunehmen begriffen sind, ist eine Frage, die aus mehr als einem Grunde Beantwortung erheischt.

Wenn die hierher gehörigen Erscheinungen auf scheinbar ganz verschiedenem Boden erwachsen, so müssen wir wohl nach einem tiefer gelegenen gemeinschaftlichen Grunde suchen, der auch unschwer zu finden ist. Die Ausbrüche der Rohheit können nur in der Rohheit selbst ihren Ursprung haben, in dem Mangel jeglicher Bildung. Wir wiesen schon bei anderer Gelegenheit darauf hin, daß es noch weite Schichten der Bevölkerung giebt, welche an der mehrtausendjährigen Kulturarbeit des Volkes so gut wie gar keinen Anteil haben. Wir wollen, um bei neuer Konstatierung dieser traurigen Thatsache jedes Mißverständnis abzuweisen, nur noch hervorheben, daß wir diesen völligen Mangel an Gesittung keineswegs allein bei Ungebildeten, d. h. Ungeschulten, sondern nicht selten ebenso ausgesprochen bei Denen finden, welchen alle Vorzüge einer feineren Erziehung zu Gebote standen, die aber höchstens die äußeren Formen, einen Firniß, eine Maske davongetragen haben, hinter welchen die natürliche Rohheit sich schlecht verbirgt. Begegnen wir denn nicht oft in den Straßen unserer Residenzen fein frisierten Gesichtern, deren Anblick allein dem feiner Fühlenden ein Schlag in's Angesicht ist?

Daß der wohlgeleitete Kulturfortschritt eines Volkes nicht nur bemüht sein muß, höhere Staffeln der Gesittung zu erringen, sondern auch alle zurückgebliebenen Bestandteile der Bevölkerung heranzuziehen, versteht sich von selbst. Bis wir aber dadurch zu einigermaßen erträglichen Zuständen gelangen, fragt es sich, wie wir uns vor den sich mehrenden und steigernden Ausbrüchen der Rohheit schützen. — Auch darauf ist die Antwort leicht zu finden. Am besten ist es ohne Zweifel, wenn wir so viel wie möglich die Ursachen und Anläße hinwegräumen, welche die tiefste Bildungslosigkeit dazu führen, sich in der ihr entsprechenden, d. h. brutalen Weise zu äußern. Wo reiner Ueber- und Frevelmut sich so ergehen, möge die Strenge des Gesetzes einschreiten. — Wir möchten hier nur einen Fall näher in's Auge fassen, der in seiner häufigen Wiederholung eine ganze Kategorie bildet. Unter zehn Fällen fast kommt es neunmal vor, daß Thaten, welche Stadt und Land mit Schauder füllen, von Leuten verübt worden sind, welche schon vorher bestraft worden. Entlassene Sträflinge sind es, die, nach ihrer Befreiung aus der Haft, doch mit dem Makel der Verurteilung behaftet, nicht die Rückkehr in's Leben, d. h. keine Stellung, keine Beschäftigung wieder finden können. Da es unter den jetzigen traurigen Verhältnissen genug ehrliche Menschen giebt, die aus Mangel an nährender Arbeit in's Elend geraten, so soll man diese gegebenen Falles sicher vor den Uebelthätern bevorzugen; aber es ist nicht zu verwundern, wenn diese, von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen und zur Verzweiflung gebracht, sich gegen jene auflehnen und von neuem Verbrechen begehen, oft nur, um wieder in Haft zu kommen und sich so zu versorgen. Wie soll man da Abhilfe schaffen, diesem Uebelstande begegnen? — Man soll Verbrecherkolonien einrichten. Man soll solche Leute hinausschicken, wo sie arbeiten können und müssen, wo sie nicht durch künstliche Zwangsmaßregeln, sondern durch natürliche Verhältnisse dazu geführt werden, sich selbst zu helfen und so das Staatswohl zu fördern. Derartig zweckmäßig eingerichtete Strafkolonien würden, energisch durchgeführt, Wohlfahrtskolonien werden, die Höhlen des Verbrechens in Zufluchtsstätten für Not und Verzweiflung verwandeln und statt die Rohheit zu offenen, erschreckenden Ausbrüchen zu verleiten, stille, aber beredte Zeugnisse des Dankes und Segens abgeben.

---

4. Der moralische Nutzen der Straf-Kolonien.

Die Betrachtung, welche bis jetzt die Frage der Verbrecher-Kolonien erfahren, nimmt vorzugsweise auf die soziale Seite der Angelegenheit Rücksicht. Wenn es aber wahr ist, was man vom Standpunkte der Humanität behauptet, daß man in der Strafe vorzugsweise die Besserung der Bestraften in's Auge fassen solle, so verlohnt es sich gewiß, die oben genannte Frage auch einmal unter der Rücksicht der Moral in Betracht zu ziehen. Wir sind in der Lage, auch in dieser Beziehung nach der Wirklichkeit berichten zu können, die schließlich der Theorie gegenüber immer Recht behalten wird. Denn wir hatten in mehrjähriger Beobachtung Gelegenheit eine Ansiedelung in tropischer Gegend kennen zu lernen, die zwar nicht eine Verbrecher-Kolonie in gewöhnlichem Sinne, d. h. einen vom Staate angelegten und unterhaltenen Verbannungsort für Verurteilte darstellt, sondern in ihren jetzt längst überwundenen Anfängen eine Vereinigung verschiedenartigster Elemente bildet, unter welchen ursprünglich der Inhalt der Zuchthäuser eines gewissen Staates einen Hauptbestandteil ausmachte. Das edle Gemeinwesen, von welchem hier die Rede, hatte sich der Last seiner Sträflinge am besten zu entledigen geglaubt, indem es sie auf's Geratewohl in die Welt hinausschickte und weiter für sich selbst sorgen ließ. War eine eigentliche Haft auch keineswegs beabsichtigt und noch weniger angelegt worden, so fand sich solche in den natürlichen Verhältnissen doch wirklich gegeben. Denn die neue Kolonie wurde — nicht einmal mit Beihilfe des betreffenden Staates — auf einigen Morgen gelichteten Urwaldes angelegt, wo auf sumpfigem Boden, unter brodelnder Hitze, unter Nahrungsmangel, Krankheit und Tod, den vereinsamten Insassen sogleich der furchtbarste Kampf um's Dasein auferlegt wurde. Aber gerade diese Not, die unentrinnbare Wahl zwischen Rettung und Untergang scheint die Lebensgeister der Verbannten wachgerufen und mit ihrem besseren Selbst auch den Erfolg ihrer Arbeit gesichert zu haben. Wie sind sie für sich eingestanden, wie haben sie sich ihrer Aufgabe entledigt! Der von den Wänden des Urwaldes umgebene Kerker ist nach allen Seiten hin durchbrochen; das Sumpfloch hat sich in eine freundliche Landschaft mit Feldern, Gärten und Wiesen verwandelt; die anfänglichen Schuppen haben sich zu einem freundlichen Städtchen mit Häusern in ewig blühenden und tragenden Gärten erweitert. Die Verbrecher, soweit solche vorhanden, haben sich neben den anderen Einwanderern als tüchtige, strebsame Leute erwiesen und stehen, zu geringem Teile noch selbst, größtenteils in ihren Nachkommen, als geachtete und wohlgestellte Gemeindeglieder da. — Wir könnten diese Kolonie nennen, unterlassen es aber aus Hochachtung vor ihrer geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigem Bestande. Aber was wir hier angedeutet, ist Thatsache und könnte im Einzelnen mit solchen Schlaglichtern ausgeführt werden, daß das ganze Problem daraus klar zu stellen wäre.

Können unsere Sozialpolitiker auf Grund ihrer Theorien unsere Zustände zu Hause selbst bessern und Hilfe schaffen, so rasch wie es not thut, so sei es willkommen geheißen. Sonst helfe, was helfen kann.

5. Der Kampf gegen die Unsittlichkeit

fand in der am 2. Februar von der Berliner Stadtmission in der Tonhalle veranstalteten Abendversammlung einen Ausdruck, wie er über die meisten in den Tagesblättern davon gegebenen Berichte an Bedeutsamkeit noch weit hinausging. Zwar wollen wir nicht verhehlen, daß wir uns anfangs nicht angenehm berührt fühlten, als Gebet und kirchlicher Gesang erschallte und dazwischen das Geräusch der wandelnden Kellner und aufgestoßenen Biergläser laut wurde. Man läßt sich dieses schon ungern bei Konzerten mit ernsten Aufführungen gefallen. Doch wollen wir nicht tadeln, was vielleicht unvermeidlich ist. Ueber die Form mag man bei einer so ernsten Gelegenheit hinwegsehen, wenn es am Wesentlichen nicht fehlt, und das war an jenem denkwürdigen Abende wahrlich in reichem Maaße geboten. — Die Hörer waren zahlreich erschienen, der große Saal und die Galerien gefüllt. Man sah meistens jugendliche, ja jugendfrische Gesichter, die gewiß vorzugsweise hier am Platze

waren; alle Stände vertreten. — Zuerst sprach Hofprediger Bayer über den Satz: Unser Leib ein Tempel des heiligen Geistes. — Sodann trat Hofprediger Stöcker der Sache auf dem Gebiete der Thatsachen näher und kam auf die Enthüllungen aus London und Berlin. Einem so widerwärtigen und dazu bereits fast bis zum Uebermaß in der Oeffentlichkeit behandelten Thema noch Impulse abzugewinnen, würde wohl den Wenigsten gelungen sein. Stöcker behandelte dasselbe mit äußerster Dezenz, so daß sich gewiß alle Diejenigen getäuscht fanden, die hergekommen waren, um pikante Dinge zu hören, aber zugleich mit solcher Wucht des sittlichen Antriebes, daß aus dem Moraste der Wirklichkeit eine ideale Höhe für Manneswürde, Ehrgefühl und Gewissen sich erhob, die zündend ihre Strahlen aussandte. Rastlos, aber auch schonungslos drang der Redner bis in die Tiefe des Gemütes, wo er den sittlichen Grund im Menschen finden mußte, wenn ein solcher überhaupt noch vorhanden war. So muß vor vierhundert Jahren Savonarola in Florenz gesprochen haben. Aber konnte dieser feine Mitbürger nur für kurze Zeit aus der furchtbaren Verderbnis des Jahrhunderts herausziehen, so hoffen wir, stehen jetzt und bei uns die Sachen besser. Wir betrachteten genau das lautlos horchende Publikum. Ueberall der Ausdruck tiefsten Ergriffenseins. Ein einziger junger Mann stand da, der eine Zeitlang versuchte, höhnisch die Nase zu rümpfen. Aber auch er bekehrte sich bald, wenigstens in seinen Gesichtszügen. Ein anderer junger Mann, offenbar dem Gewerbestande angehörig, stand am Stiegengeländer angelehnt, auf dessen Antlitz ein Glanz aufleuchtete, der offenbar der tiefsten Seele entstammte. Und jener ältliche Mann auf den Stufen selber — bickte er nicht wie der Apostel Paulus auf dem Bilde der heiligen Cäcilie von Raphael? — O, fürchten wir nicht; im deutschen Volke liegt noch ein Ankergrund für die Zukunft der Welt! Ruhm den wackeren Männern, die sorgen, daß er nicht versande!

Nach Stöcker sprach Strafanstalts-Geistlicher Hildebrandt und enthüllte aus seiner langjährigen Amtsführung Bilder des Schreckens und Verderbens. Unsere Zustände sind entsetzlich, wenigstens in den Millionenstädten. Dem rein und edelfühlenden Menschen würde es nicht möglich sein, in einer solchen Welt zu leben, wenn er nicht zugleich den Kampf gegen das Laster mit ansähe und Gelegenheit fände, sich daran zu beteiligen. — Zum Kampfe gegen das Laster wurde auch an diesem Abende dringend genug aufgefordert. Auf die Frage aber, wie Abhilfe zu schaffen sei, ging man nicht ein, und konnte wohl kaum darauf eingehen, weil ja die Frage sich nicht so leicht erledigen läßt. — Wenn es traurige Wahrheit ist, daß in Berlin 50,000 Hetären leben, so ist eben in Betracht zu ziehen, daß sie von der Schande leben. Wovon sollten diese leben, wenn mit einem Male alle tugendhaft würden? Die Berliner Frauenversammlungen haben bewiesen, daß es schon den vorhandenen Arbeiterinen an hinlänglicher Beschäftigung und Löhnung gebricht. Nur die Besserung unserer wirtschaftlichen und sozialen Zustände kann schlußgiltig Abhilfe schaffen.

---

6. Duldsamkeit, die schönste Blüte der Kultur.

Früher galt es als selbstverständlich, daß nur die Kirche, und zwar die herrschende Kirche, als unduldsam zu bezeichnen sei. Auch der Staat konnte dafür gelten, insofern eine bestimmte Regierungsmaxime, eine politische Strömung in dem Maße vorwiegend geworden war, daß er jede andere Richtung entweder aufsaugen oder ausstoßen mußte. So sehr wir uns nunmehr auch mit dem Prinzip der Duldung auseinandergesetzt haben, so konnten wir uns doch von der alten Anschauungsweise noch nicht vollständig lösen. Wir gehen noch immer zu gern von der Meinung aus, daß nur die alte Kirche, entweder der Katholizismus als solcher oder die orthodoxe Richtung in der protestantischen Kirche, im Staate aber die Anhänger der alten Staatsform, die reaktionären oder konservativen Parteien unduldsam seien. — Wie stellt sich aber das Verhältnis dar, wenn wir es ohne eigene Voreingenommenheit, selbst vom parteilosen Standpunkte betrachten? Dann drücken wir uns gewiß noch sehr maßvoll aus, wenn wir sagen, daß wir überall den gleichen Vorwurf zu machen

haben, soweit — um uns nicht selbst untreu zu werden, wir einen Vorwurf zu machen haben.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Jeder, der für einen Gedanken, einen Grundsatz und dessen Verwirklichung eintritt, denselben mit um so größerem Eifer verfolgt und verficht, je mehr er selbst davon durchdrungen ist. Es ist nicht weniger in der menschlichen Natur begründet, daß wir Alles, was unserem Prinzipe nicht anhängt, demselben wohl gar entgegensteht, als feindlich betrachten und bekämpfen zu sollen glauben. So ist es natürlich und bis zu einem gewissen Grade zu entschuldigen, aber darum nicht weniger wahr, daß wir bei allen Parteien und Richtungen ziemlich dieselbe Unduldsamkeit finden. Die größte Duldungslosigkeit in dieser Beziehung zeigen ja gerade, die sich die liberalsten nennen, die Nihilisten und Anarchisten, die, um ihren Standpunkt und die daraus entspringenden Ansichten zur Geltung zu bringen, ihre vermeintlichen Gegner mit völliger Vernichtung bedrohen. Und wir dürfen nicht zweifeln, daß diese Prediger der Freiheit, wenn sie die Oberhand erhielten, alle Schrecken der Inquisition und Tyrannei, Kerker, Scheiterhaufen und Folterqual neben ihren Thaten würden als Kinderspiel erscheinen lassen. Aber auch die Vertreter gemäßigterer Richtungen geberden sich ungeduldig und unduldsam genug. Das war früher so und ist heute nicht anders. Calvin brachte seinen Mitreformator Servet auf den Scheiterhaufen, Heinrich VIII. von England den Thomas Morus und die Holländer Hugo Grotius zu Kerker und Blutgerüst. Wenn ähnliche Thaten in unserer Zeit nicht mehr vorkommen, so verdanken wir das wohl mehr den geordneten Verhältnissen in Staat und Gesellschaft, als dem milden Sinne der modernen Reformatoren. Was wir im Reichstage und in Volksversammlungen hören, in den Zeitungen, Pamphleten und Büchern lesen, kann uns kaum darüber in Zweifel lassen.

Aber gerade weil in unserer staatlichen und bürgerlichen Verfassung die Gewähr geboten ist, daß der Eifer der Parteien nicht leicht zu thatsächlichen Ausschreitungen vorgehen kann, so sollte man diesen erlauben, ihren Standpunkt theoretisch so weit zu verteidigen, wie es die Sache mit sich bringt. Wir glauben, daß sich überall die Meinungen am besten klären werden, wenn man stets nur die Sache und niemals die sie vertretenden Personen und ihre Schwächen und Blößen in's Auge faßt. Das kann aber nur geschehen durch wahre, d. h. nach allen Seiten hin geübte Duldsamkeit. Denn nur so ist es möglich, daß eine Frage der Zeit zur vollen Erörterung gebracht werden kann, und nur wenn dieses geschieht, kann sie, sowohl von Seiten der Gegner, wie für die Vertreter, vollkommen erledigt werden.

7. Das Zeitalter des Weltfriedens.

Wie vielleicht mancher unserer Leser sich erinnern wird, tagte noch vor einigen Jahrzehnten zu Frankfurt a. M. ein von vielen Völkern beschickter Friedenskongreß, auf welchem ein nordamerikanischer Indianer unsern „Schiller für den Freund seiner Seele“ erklärte. Man war damals geneigt, die Strebungen dieser Versammlung als fromme Wünsche und ideale Uebertreibungen, die doch niemals Verwirklichung finden würden, zu belächeln. Neuerdings ist eine „Gesellschaft zur Förderung des guten Einvernehmens der Nationen“ in Bildung begriffen und hat auf Einladung des Vorsitzenden der „Weltfriedens- und Schiedsgerichts-Vereinigung“ zu London, Mr. Hogyson-Pratt, unter Vorsitz des Prof. Virchow im Reichstagsgebäude zu Berlin eine vorbereitende Sitzung gehalten. In den Rednern dieser Versammlung vereinigten sich die verschiedensten politischen Parteien, kirchlichen Bekenntnisse und Lebensstellungen, und jetzt schon stehen Namen an der Spitze der Bewegung, deren Träger nicht den geringsten Zweifel aufkommen lassen, ob sie gewillt sind, sich mit Gefühlserregungen und Luftgebilden zu beschäftigen. Schon daß man eine andere Benennung gewählt, als die erste Friedensliga, und damit das Ziel der Verbindung viel näher gelegt hat, beweist, daß man sich mehr mit dem Erreichbaren als dem Wünschenswerten beschäftigt. — Angesichts dieser gewiß höchst bedeutsamen Kundgebung verlohnt es sich, einen

prüfenden Blick auf die Zeitverhältnisse zu werfen, um klarzulegen, mit welchen Anwartschaften man in eine solche Bewegung eintreten durfte.

Das eben gegebene Beispiel der Entscheidung des Streites zwischen dem Deutschen Reiche und Spanien wegen der Karolinen-Inseln durch den heiligen Stuhl zu Rom beweist, daß auf dem Gebiete des Staatslebens Fälle vorkommen können, welche ein gemeinschaftlich gewähltes Schiedsgericht auszutragen im Stande ist. Doch würde man ohne Zweifel fehlgreifen, wollte man den Bereich solcher Fälle zu weit stecken. Es können Existenz- und Lebensfragen zwischen den Völkern auftauchen, die unmöglich einem fremden Schiedsrichter zu überlassen sind und für deren günstige Lösung jeder Staat mit seiner eigenen und letzten Kraft einzustehen hat. Einen solchen Fall gab die Karolinenfrage ohne Zweifel nicht ab. Doch hätte sie sich dazu zuspitzen können, wenn endlich die Ehre der Streitenden engagiert worden wäre, und dieses würde geschehen sein, wenn die Entscheidung ihnen allein wäre überlassen geblieben. Dieser Gefahr entging man durch Uebertragung der Sache an einen Schiedsrichter. Solche Fälle werden öfter eintreten, und es ist schon viel gewonnen, wenn ein Auskunftsmittel gefunden und zur Geltung gebracht ist, der dadurch entstehenden äußersten Gefahr vorzubeugen.

Doch kommen hier noch weitergehende Rücksichten in Betracht. Die Zeit der Kabinetspolitik, die aus rein dynastischen Rücksichten Kriege entzünden, durch Tyrannen- und Weiberlaune, Hofintriguen u. s. w. Länder und Völker in Flammen setzen konnte, ist wohl vorüber und mit dem letzten Kriege mit Frankreich für immer abgeschlossen. Doch an die Stelle der Throne sind in gewisser Weise die Völker getreten. Das aufgeregte und irregeleitete Nationalgefühl kann vielleicht noch bewirken, was früher nur den Machinationen selbstsüchtiger Regierungen möglich war. Man denke nur an die Rachegelüste des heutigen Frankreich. In diesem Falle kommt es darauf an, daß die bedächtigen Elemente des Volkes die Oberhand behalten und sich so organisieren, daß ihre Stimme und ihr Einfluß durchdringen. Dazu können Vereinigungen, wie die obengenannte, ohne Zweifel viel beitragen. Die Hauptsache aber bleibt immer, daß eine zielbewußte Agitation in Schrift und Wort danach trachtet, das Bewußtsein der Völker hinreichend aufzuklären, daß sie ihr wahres Interesse als gemeinschaftliches auffassen und an die Stelle der Waffengewalt der friedliche Wetteifer der Arbeit gesetzt werde. In der Gründung des Kongostaates, der unserer Epoche die eigentliche Signatur verleiht, ist dafür ein greifbares Vorbild gegeben und die damit inaugurierte Politik der Staaten wird im Vereine mit den Strebungen erleuchteter Bestandteile des Volkes voraussichtlich jetzt doch sicher begründen und der Beachtung aller Einsichtigen empfehlen, was man vor einigen Jahrzehnten noch als Spiel der Einbildung belächeln konnte.

8. Der heutige Kunstgeschmack.

Baurat Oskar Mothes in Leipzig unternahm es vor etwa 20 Jahren, den Verfasser dieser Zeilen in einer eigenen Broschüre „todt zu machen", weil er sich unterfangen, im Gegensatze zur Gothik, der Renaissance das Wort zu reden. Es war dieses keineswegs geschehen, weil ich die hohe Bedeutung und Schönheit des altdeutschen Baustiles nicht erkannt und zu würdigen gewußt hätte. Die Gothik erscheint mir als Ideal, auf das wir wohl für solange verzichten müssen, bis ein ganz neuer Geist die Welt durchdringt; sie scheint mir selbst als bloßes Mittel zu gut, um diesen Geist herausführen zu helfen, und ich glaube in dieser Beziehung ganz im Einklange zu stehen mit unseren anerkanntesten Autoritäten, wie Reichensberger, Essenwein u. a. Ich glaube, daß die Gothik mit ihren himmelanstrebenden Maaßen für unsere Zeit wenigstens da nicht mehr paßt, wo diese sich mehr in die Breite zu lagern hat. Vor allem hatten die neuen Versuche, jene wieder in den Geschmack der Gegenwart zurückzuführen, manche neuerbaute gothische Kirchen und Wohnhäuser von Schinkel bis Heideloff und selbst zum Leipziger Baurat mich so mit Zweifeln erfüllt, daß ich an dem Gelingen des Unternehmens verzweifelte. Die

Renaissance, obwohl sie namentlich in den nördlichen Ländern schon in ihren Anfängen die Elemente des Zopfes in sich enthält, kann immerhin als geeigneteres, wenigstens leichter zu bewältigendes Material gelten, um daraus für das augenblickliche Bedürfnis einen einheitlichen, der Zeit entsprechenden Stil herauszuführen. Es dauerte wenig länger als ein Jahrzehnt, so war die Renaissance sowohl bei Architekten wie bei den Künstlern des Gewerbes vollständig zum Durchbruch gekommen.

Nachdem ich für eine Reihe von Jahren vom Schauplatze geschieden, war ich nach meiner Rückkehr erstaunt und im höchsten Grade erfreut, zu sehen, welche Fortschritte inzwischen in Deutschland unter der Gewähr des Musterschutzes namentlich das Kunstgewerbe gemacht hatte. Während unsere Fabrikanten und Kaufleute noch kurz vorher jährlich nach Paris gegangen waren, um sich dort die neuesten Muster zu holen, die sie dann in abgeschwächter Form und mangelhafter Ausführung in den Kleinhandel brachten, bot jetzt der Markt eine Ueberfülle origineller und trefflich ausgeführter Erfindungen, die der Großhandel im vollsten Maße aufgenommen. Während wir bis dahin uns von den Franzosen als Diebe hatten schelten lassen müssen, blicken sie nun bereits mit Eifersucht auf uns. — Ich war aber auch erstaunt zu bemerken, daß man nicht beim Renaissancestil stehen geblieben war und, wie alle Kundigen vorausgesetzt hatten, das darin gebotene reiche Material in systematischer Weiterbildung dem Geschmacke oder wenigstens dem Bedürfnisse unserer Zeit anzupassen versucht hatte. Man war vielfach — leider aber nur vielfach und nicht einmal einheitlich — einfach von der Früh- zur Spätrenaissance und von da zum Barock- und Zopfstil vorgeschritten und hatte sogar versucht, dem japanischen Geschmack bei uns Eingang zu verschaffen.

Der Grund dieser Erscheinung ist offenbar in dem Bestreben zu suchen, dem Publikum etwas Neues zu bieten. Man weiß ja, welche Anziehungskraft auf unsere Marktbesucher und Käufer die „Neuheiten, nouveautés" ausüben. Einen anderen Grund hatte die Weiterbildung der Stilarten früherer Jahrhunderte auch nicht gehabt. Die Mehrzahl der Menschen und vor allem eine große städtische Bevölkerung, die früher gelangweilt war und jetzt blasiert ist, will eben das Neue, neue Eindrücke, neue Reizmittel, da die alten in Folge ihrer Berechnung auf oberflächliche Wirkung rasch ihre Kraft einbüßen. Den alten Künstlern blieb nichts übrig, als den vorgefundenen einheitlichen Stil weiter zu bilden, d. h. immer mannigfaltiger zusammenzusetzen, krauser, bunter und packender zu machen. Die neueren Künstler konnten sich die Arbeit erleichtern, indem sie die Bemühungen ihrer Vorgänger benutzten und deren Arbeiten wiederholten. Das Alte, Geschichtliche ist dem großen Publikum doch fremd und gilt als neu, auch wenn es nur neu aufgetischt wird.

Daß wir auf diese Weise zu einem neuen, einheitlichen Stile, einer bestimmt ausgesprochenen Geschmacksrichtung gelangen, ist wohl zu bezweifeln. Das Einzige, was wir zunächst erwarten dürfen, aber auch beanspruchen müssen, ist, daß der Einzelne innerhalb eines umhegten, festbegrenzten Bereiches seinen Geschmack bethätige, daß wir z. B. in einem Sale oder selbst Zimmer, in dem nicht blos die Notdurft die Ausstattung besorgt hat, eine einheitliche Stilart vertreten und nicht Antikes, Gothik, Renaissance, Rokoko und Zopf, Chinesen- und Japanertum oder gar ganz Unsagbares durcheinander geworfen finden. — Erreichen wir dieses, wenn auch nur an hervorragenden Plätzen des bürgerlichen Lebens, so erlangen wir sogar einen Vorzug vor der älteren Zeit. Denn in dieser war allein der Künstler maßgebend, indem er auf Grundlage des Vorgefundenen schuf und weiterbildete. Was er geleistet und erfunden, nahm das Publikum im großen Ganzen mehr mit leidendem Wohlgefallen entgegen, wodurch freilich nicht ausgeschlossen war, daß es den geschickteren, phantasiereicheren Meister von dem weniger bedeutenden unterschied und jenem vor diesem den Vorzug gab. Wie wenig in alter Zeit, wenigstens in Deutschland das Volk, selbst in tonangebenden Kreisen, mit dem Gang der Kunst selbstthätig mit einwirkte, ja nur urteilend und entscheidend ihm folgte, beweist die Zurücksetzung, welche der seine Zeit und alle seine Genossen weit überragende Albrecht Dürer sein Leben lang erfahren mußte, so daß es ihm mit all seiner Genialität nicht gelang,

den routinierten Fabrikanten Michael Wohlgemuth zu überholen. In unserer Zeit sind Kunstverständnis und Geschmacksleben weit mehr verbreitet und ausgebildet. Ist der Anklang, den der Verherrlicher der Wiener Halbwelt, Hans Makart, fand, auch ein sehr bedenkliches Zeichen, so hat der dagegen erhobene Widerspruch doch auch sich selbst und die Epoche glänzend gerechtfertigt Die mehrfach veröffentlichten Anleitungen zur Bildung des Geschmackes und die gegebenen Weisungen zur geschmackvollen Einrichtung von Haus und Zimmer, voran die bahnbrechenden Schriften Jakob von Falke's, sind auch ein Merkmal und eine Aufforderung der Zeit.

Doch ist zuzugestehen, daß mit dem Gesagten das Wesen der Sache kaum berührt, geschweige denn erschöpft ist. Es waren doch tiefere Impulse, welche die alten Stilarten hervorgerufen, als das bloße Gefallen am Reize oder gar die Sucht nach dem Neuen, wenn die Entwickelung derselben, selbst der in fast übermenschlicher Erhabenheit dastehende gothische Stil nicht ausgenommen, der Einwirkung solcher untergeordneten Motive sich nicht ganz hat entziehen können. Was sie aber hauptsächlich schuf und bildete, war ein mächtiger Inhalt, der die Zeit füllte und bewegte und das allgemeine Bewußtsein beherrschte. Und nur unter derselben Bedingung werden wir eines gleichen Vorzuges teilhaftig werden; nur wenn wir auch der Gegenwart wieder einen großen, allumfassenden Gedanken einflößen, werden wir einen einheitlichen, nationalen Stil wieder erlangen und wenn der gleiche Gedanke die Mehrzahl des Volkes erfüllt, werden wir für unser Geschmacksleben den gleichen Ausdruck finden. Dieser große Gedanke kann nunmehr, nachdem wir hinter einer so inhaltreichen Geschichte stehen, wie das Mittelalter vor derselben stand, kein anderer sein, als daß wir den positiven Gehalt derselben in uns selbst zum vollen Bewußtsein und in der Welt zur Geltung bringen, daß wir das, wofür wir durch zwei Jahrtausende Gut und Blut, Herz und Sinn eingesetzt, endlich als Grundlage für unser leibliches und geistiges Wohl beanspruchen, um selbst den Lohn unserer schweren Arbeit zu erhalten und den Gang der Geschichte für weitere Jahrtausende zu fristen.

9. Welche Einwanderer haben in Süd-Amerika bis jetzt keine Aussicht?

In einem Lande, wo es überhaupt noch fast gänzlich an technischen Anstalten und Fabriken fehlt, werden Leute keine Arbeit suchen, die darauf ihr Augenmerk richten. Eine eigene Bewandtnis hat es mit Fabrikarbeitern im gewöhnlichen Sinne, deren nicht wenige unter den Auswanderern sich zu befinden pflegen. Des Dunstes und Lärmens satt, in welchem sie zu Hause ein karges Dasein gefristet, oftmals von sozialdemokratischen Ideen und unklaren Vorstellungen über ein menschenwürdiges Dasein erfüllt, das über alle menschlichen Verhältnisse hinausgeht, kommen sie in ein Land, wo kein Erfinder mehr für sie denkt, keine Maschine für sie schafft. Gewohnt, den Tag unter schützendem Dache, zwischen engen Wänden zu verbringen, ertragen sie weder Sonnenschein noch Regen, wird ihnen die gesuchte Freiheit der Natur zur Leere. Oft sind Weib und Kind aus den Tagen der Sorge noch schwach oder krank. Die alten Nöten sind nur gegen neue umgetauscht. Mut und Hoffnung werden durch Enttäuschung verdrängt. Solche Arbeiter ringen sich nur in besonderen Fällen zu einer leidlichen Existenz durch und müssen sich meistens glücklich schätzen, wenn sie über Mittel gebieten, um in die alten Verhältnisse zurückzukehren. Selten besitzen sie die Einsicht, die Umstände gerecht zu beurteilen. Im ausgiebigsten Schimpfen über das „schlechte Land" suchen sie Ersatz für die notwendigen Folgen ihrer eigenen Unklugheit.

Wollte man aber die Frage aufwerfen, ob in einem Lande, wo die Industrie noch so gut wie gar nicht entwickelt ist, sich nicht die Anlage industrieller Unternehmungen empfehlen würde, so ist darauf zu erwidern, daß zwar manche Umstände dafür sprechen, doch im Ganzen die Hindernisse noch überwiegend sind. Die gewöhnlichsten Bedarfsgegenstände werden zwar noch aus Europa und Nordamerika eingeführt, aber sie könnten ebenso gut im Lande selbst erzeugt werden. Hohe Zölle würden es leicht



machen, mit der fremden Konkurrenz zu wetteifern. Für Eisengießereien, Porzellan-, Glas- und Papierfabriken u. s. w. wäre Material genug vorhanden; doch fehlt es noch sehr an Arbeitern, daß daran wohl noch für lange Zeit derartige Unternehmungen scheitern müssen. Gleichwohl muß zugegeben werden, daß Mancher, der im Besitz eines kleinen Kapitals ist, mit welchem er in Europa nichts anzufangen vermag, es drüben gewinnbringend anlegen könnte, wenn er mit den nötigen Kenntnissen ausgerüstet, auf enger Grundlage und nur auf eigene Kraft und Mittel sich verlassend, die Fabrikation irgend eines Gebrauchsartikels unternähme. Doch sei Jeder, der solch einem Gedanken näher tritt, ausdrücklich gewarnt, sich in der Fremde mit unbekannten Personen einzulassen.

Ingenieure und Landmesser, die in Deutschland keine Beschäftigung finden, kommen leicht auf den Gedanken, daß in einem Lande, wo es noch sehr an Straßen, Kanälen, Brücken und Eisenbahnen mangelt, für sie genug zu thun sein müsse. Aber diese sollten bedenken, daß die Verkehrsmittel nur dem Verkehrsbedürfnisse folgen und dieses erst mit der Menschenzahl entsteht und wächst. In Nord-Amerika freilich ruft man Bewohner in eine Gegend, indem man Schienenwege hinverlegt. Aber wer möchte dieses Beispiel einem Lande vorhalten, wo der Unternehmungsgeist noch so wenig erwacht ist und die Schwierigkeiten, welche anfangs entgegentreten, so viel größer sind?

Aus dem Gesagten erhellt, daß da, wo fast ausschließlich der Boden produziert und das Meiste, was Werkzeug und Maschinen schaffen, von außen eingeführt wird, dem Handel ein um so größerer Spielraum gewährt sein muß. Da in dieser Beziehung für größere, selbstständige Unternehmungen genauere Erkundigungen eingezogen werden müssen, erscheint es überflüssig, hier dafür Weisungen zu geben. Bemerkt sei nur, daß junge Kaufleute, welche als Ladengehilfen, Buchhalter u. dergl. Stellung suchen, ohne vorhergehendes festes Engagement niemals hinübergehen sollten. Haben sie ein solches, namentlich in einem der großen Handelsemporien der Küste, so können sie bei entsprechendem Verhalten auf die einträglichste und angenehmste Beschäftigung rechnen. Die ersten Gehilfen in einem guten Handelshause stehen sich in Brasilien meistens besser, als in Deutschland selbst höhere Beamte, und ihre Arbeitszeit geht der Regel nach um vier Uhr Nachmittags zu Ende. Wer aber auf gutes Glück hingeht, begegnet zunächst dem entschiedensten Mißtrauen; denn gerade aus dem Bereiche der Kaufmannschaft wandern zu viele Leute von zweifelhaftem Charakter, die wissen, daß sie in den Vereinigten Staaten eher entlarvt werden, nach Südamerika ein. Außerdem vergeht zu viel Zeit, bis Einer die nötige Ortskenntnis und die Landessprache sich aneignet, die auch in den Kolonien in keinem kaufmännischen Geschäfte entbehrt werden kann.

Aehnliches gilt auch von deutschen Schullehrern, die zwar im Allgemeinen sehr gesucht und, wenn sie sich bewährt haben, wohl aufgenommen sind. Doch sollte von diesen wenigstens keiner ohne empfehlende Zeugnisse von bekannten Persönlichkeiten oder an solche sich einstellen. Deutsche Haushälterinen, Gouvernanten u. dergl. können nur im Anschluß an Familien die Reise unternehmen. Haben sie Stellung, hängt es meistens nur von ihnen ab, ihr Glück zu machen; aber eine einzige Nacht, die sie etwa allein in einem Gasthofe zubrächten, würde sie von der anständigen Gesellschaft ausschließen.

---

10. Das Pensum in Schule und Leben.

Wer Gelegenheit gehabt hat, in der weiten Welt das Auftreten und Verhalten der verschiedenen Nationen zu beobachten, dem fällt namentlich der große Unterschied zwischen dem Deutschen und dem Engländer auf. Der letztere faßt stets den einzelnen Fall ins Auge und wenn er, oft mit nur geringem Aufwand von Verstande, erkannt hat, daß für ihn ein Vorteil darin gegeben ist, geht er geraden Weges, mit Stirn und Nacken eines Stieres darauf los, bringt erst, was er begehrt, unter seine Füße und dann in die Tasche. Er hat den Erfolg fast immer für sich. Der

Deutsche betrachtet den gegebenen Fall zunächst unter den Gesichtspunkten der näheren und ferneren Umgebung; er nimmt von allen Seiten Rücksicht, gerät dabei in die Enge, verfehlt den Weg und verliert sein Ziel. Es ist unglaublich, wie schwer es dem Deutschen fällt, selbständig eine Entscheidung zu fassen, gerade auf einen Zweck loszugehen und den Wert des Erfolges erst vollständig zu berechnen, wenn er ihn sicher in Händen hat. — Aber wir brauchen gar nicht weit zu gehen; auch zu Hause erkennen wir, daß dem Deutschen nichts schwerer wird, als einen Entschluß zu fassen, selbst für sich einzustehen. Zwar läßt er sich leicht von der Phantasie hinreißen, meint, wenn er irgendwo eine Gelegenheit ersehen zu haben glaubt, daß er sich nur dieser zu überlassen braucht, um recht weich gebettet zu werden. Erkennt er dann aber, daß ihm höchstens das Material geboten wird, um selbst sich eine neue Welt daraus zu erbauen, so steht er sogleich lichterloh brennend in heller Verzweiflung da. Man macht in dieser Beziehung herzbrechende Erfahrungen bei deutschen Auswanderern, wenn in der Fremde nicht gleich Alles gelingt; man würde ähnliche Erfahrungen noch häufiger daheim machen, wenn sich hier die einzelnen Fälle dem Anblick nicht mehr entzögen.

Dieses Uebel tritt so sehr als nationales hervor, daß es wirklich geboten ist, sich öffentlich damit zu beschäftigen und nach den Ursachen zu forschen, um womöglich aus deren Hinwegräumung Besserung herbeizuführen. Wir erkennen diese Ursache der Erscheinung hauptsächlich in unserer Erziehung. Nehmen wir den besten Fall. Ein Knabe aus bemittelter Familie, der vielleicht in seiner Kindheit schon eine Bonne gehabt hat, die ihn um so ängstlicher beaufsichtigte, je strenger sie von den Eltern verantwortlich gemacht wurde, kommt mit dem sechsten Jahre in die Schule. Um das Militärexamen machen zu können, besucht er eine höhere Unterrichtsanstalt bis zu Obersekunda; will er die akademische Laufbahn betreten, macht er auch die Prima durch. Mit zwanzig Jahren geht er zur Universität und setzt seine Studien drei oder vier weitere Jahre fort. Während dieser ganzen Zeit, also sechzehn, zwanzig, auch wohl vierundzwanzig Jahre lang, steht der künftige Staats- und Weltbürger bei normalen Verhältnissen Morgens zur bestimmten Stunde auf, geht zur Schule, kommt zur bestimmten Stunde wieder und findet den Tisch gedeckt. Er erhält täglich seine Aufgabe, erledigt sie, hat Abends sich und alle Welt befriedigt und legt sich ruhig schlafen. Nachdem er die nötigen Kenntnisse erworben, tritt er nach letztem Examen in den Staats- oder anderen Dienst, findet täglich seine bestimmte Aufgabe, erledigt sie und alles geht vortrefflich von statten. Das reine Uhrwerk!

Wie aber nun, wenn ein so vorbereiteter junger Mann nach seiner Studienzeit den Dienst nicht findet oder später einmal durch ungünstige Umstände hinausgeworfen wird? — Er hat bisher nur zu dienen gelernt und wenn es selbst der sanfte Dienst der Musen war, so war er doch in ihrem Gefolge, ihres Winkes gewärtig. Er hat bisher nur vom Hergebrachten gelebt. Wie, wenn ihm nichts mehr gebracht wird, wenn er selbst holen und gar sehen soll, wo etwas zu holen ist? Das Dienen war so leicht; wie schwer ist es aber zu herrschen! So unbequem war es, die Aufgabe zu besorgen; wie verhängnißvoll ist es, sie selbst zu stellen und zu gestalten! — Aus solchen Sachlagen entstehen dann nicht allein Sorge und Not, sondern oft auch Vergehen und Verbrechen. Denn der Unglückliche, der niemals auf sich selbst angewiesen war, ist bis zum vollen Selbstbewußtsein nie vorgedrungen, hat den Punkt der Ehre und den Charakter nicht in sich ausgebildet.

Diese Sachlage wird um so bedenklicher, je weniger in unserer Zeit der Lebensgang gesichert ist, je häufiger Fälle eintreten, wo man gezwungen wird, sich für unvorhergesehene Fälle vorzusehen, in neue Lagen zu finden, schwere Verhängnisse zu bestehen. Wie ist dem Uebelstande zu begegnen, der ohne Zweifel seinen Grund in unserer Erziehung hat und vielleicht um so mehr darin hat, je wohlgeordneter diese sich gestaltet? — Wenn es auch kaum in Frage kommen kann, daß der Erziehung neue Elemente eingefügt werden müssen, die neben dem Kopf auch das Herz, neben der Fassungs- auch die Widerstandskraft, neben dem Geiste auch den Charakter bilden, so entsteht weiter die Frage, wer diese Aufgabe übernehmen soll, mehr die Schule

oder die Familie? — Was die erstere betrifft, so verfolgt sie nach der heutigen Einrichtung so vorherrschend den Zweck, den Menschen mit dem nötigen — und wohl auch mit unnötigem Wissen zu versehen, daß an Ausbildung der rein menschlichen Eigenschaften kaum noch gedacht werden kann — obwohl wir nicht in Abrede stellen wollen, daß ein tüchtiger Lehrer, der selbst ein durchbildeter Charakter ist, auch unter diesen Umständen noch viel thun kann. In einer guten Familie kommen die sittlichen Fragen des Lebens eingehender zur Sprache und es würde sich vielleicht empfehlen, die Kinder je nach ihrer Entwickelung in verständiger Weise daran Teil nehmen zu lassen. Aber wie viel gehören denn die Kinder noch der Familie? Den besten Teil des Tages sind sie in der Schule und einen guten Teil bei den Schularbeiten. Wenn aber der Kopf voll und die Sinne abgespannt sind, ist auf den Charakter wenig mehr zu wirken. Ein Glück, daß es noch Ferien giebt! Wenn die Umstände es erlauben, mögen Eltern ihre Kinder — nicht mit auf Reisen nehmen, sondern selbst kleine Reisen machen lassen, auf welchen sie genötigt sind, eine Zeit lang für sich zu sorgen und einzustehen. Wir sahen aus solchen Ferienreisen den besten Erfolg sich herausstellen. Auffallender schien uns das Beispiel zweier Brüder. Der eine ist 24 Jahre, der andere 12 alt. Der erstere hatte das Glück, wie man ihm oft bezeugte, in einer deutschen Residenz niedere und höhere Schulen bis zum Staatsexamen durchzumachen und dann sofort in Stellung zu treten. Der jüngere gelangte kaum zum regelmäßigen Schulunterricht. In den Kinderjahren fast immer krank, mußte er bereits im achten mit dem Vater Europa verlassen. Er machte seitdem viermal die Reise über den Ozean, sah drei Weltteile bis über den südlichen Wendekreis hinaus und erlebte viel. Wenn man jetzt die Brüder zu einander gesellt, erscheint der ältere neben dem jüngeren wie ein Kind, einseitig, befangen, hilflos. Der jüngere hat in den eigentlichen Schulfächern natürlich weniger zusammenhängende Kenntnis, aber reges Interesse, rasche Fassungskraft, scharfes Urteil und kühne Selbstständigkeit. Was ihm fehlt, verspricht er bald nachzuholen. — Diese erzieherischen Vorteile des Reisens sind den Engländern lange bekannt und von ihnen systematisch gesucht. Es tritt kaum ein zu größerer Wirksamkeit berufener Mann seine Laufbahn an, ohne größere Reisen gemacht zu haben. Bei uns fehlen vielfach die Geldmittel dazu. Vielleicht hilft die Herabsetzung des Eisenbahnfahrgeldes hier aus, um eine sehr fühlbare Lücke in unseren nationalen Erziehungsgewohnheiten auszufüllen.

---

11. Kunstgewerbe und Nationalreichtum.

Nach Ausweis des deutschen statistischen Bureaus betrug im Jahre 1873 die Differenz zwischen Ein- und Ausfuhr zu unserem Schaden: 589,445,000 Thaler, d. h. wir waren in dem einen Jahre, um in der seit dem letzten Kriege üblich gewordenen Art zu zählen, um einige Milliarden Mark ärmer geworden. Wir hielten uns nach Auszahlung der französischen Kriegskontribution für unendlich reich geworden und sahen nun, nachdem noch nicht die letzte Quittung ausgestellt, einen so bedeutenden Abstrich. Man setzte naturgemäß eine Wiederholung im nächsten und den folgenden Jahren voraus, dachte an Verlust des Nationalwohlstandes, allgemeine Verarmung und zog Perspektiven, an deren Ende die Ziegenhirten und Briganten standen, welche auf den sonnigen Bergen Griechenlands, Calabriens und Spaniens noch eine leidliche Figur spielen, aber in den deutschen Haiden und Mooren sich gar traurig ausnehmen würden.

Zwar wurde auch darauf hingewiesen, daß eine mechanische Anhäufung von Zahlmitteln noch kein Reichtum sei, gewarnt, daß wir nicht, wo wir gleißendes Gold aufzuheben dächten, wie im Märchen schaurige Kohlen davon trügen. Wenn in dieser Warnung eine Prophezeiung lag, ist sie nur zu rasch und thatsächlich in Erfüllung gegangen. Aber die Aufklärung über die wahre Sachlage bringt auch einen Trost mit sich. Wir dürfen überzeugt sein, jene bedenkliche Differenz betraf nicht oder nur zum kleinen Teil das eigentliche Volksvermögen, sondern bezeichnete nur einen beginnenden Abfluß der französischen Kontribution, der sich seitdem freilich

schon vollständig vollzogen haben wird. Nachdem die prahlerischen Armeen erlegen, haben die munteren Winzer an der Garonne und in der Champagne, die Pariser Modistinnen, sowie das französische Kunstgewerbe sich aufgemacht und wieder geholt, was jene verloren.

Die Zahlmittel sind wieder dahin gegangen, wohin sie naturgemäß gehörten, wo für sie die größere Anziehungskraft bestand, wo sie ihrer Bedeutung gemäß Verwendung finden und in eigentlichen Reichtum sich verwandeln konnten. Deutschland bot bis dahin wenig Boden, in den Reichtümer gesäet und wo sie aufgehen und gedeihen konnten. Es war nicht immer so. Vor vier- bis dreihundert Jahren war unser Vaterland der reichste Staat in Europa und blieb es, bis ungünstige politische Verhältnisse es von seiner Höhe herabstürzten. Wie ein entwaldetes Gebirge hat es seitdem den fruchtbaren Boden verloren und man weiß, wie viel Mühe es kostet, solchen Schaden wieder gut zu machen. Im Laufe langer Gewöhnung waren die Deutschen zu Pflanzen geworden, die nur in magerem Erdreich gedeihen. Hält man es für gut oder ist Not vorhanden, sie wieder anders zu gewöhnen, wird man ein rationelles Verfahren einschlagen müssen.

Wir sahen im Beginn der siebenziger Jahre ein Utopien verwirklicht, wie es kaum die Fabel vom Schlaraffenland vorgebildet.

An dem volkswirtschaftlichen Aufschwung war nicht Alles echt; vor allen Dingen aber kam er in dieser Höhe unerwartet. Weder die Staatskunst, noch die gelehrte Nationalökonomie, noch die einzelnen Menschen waren darauf vorbereitet. Man wußte aus dem Segen nichts zu machen, weshalb er zum Unsegen ausschlug.

Das bekannte Märchen von Hans im Glück wird sich überall da abspielen, wo ein Hans im Spiele ist. Das Glück mit seinen Gaben sollte, wie so manche andere Gottheit, der Fabelwelt entzogen und den reellen Mächten beigesellt werden, deren Gesetze zu erkennen und zu handhaben sind. Das Glück ist eine Macht, welche, wie alle irdischen, durch Gegenmächte zu bestimmen und zu binden ist. Wo letztere im Lande, im Volke fehlen, wird alles Bemühen fehlschlagen.

Um auf den Zusammenhang zwischen Kunstgewerbe und Nationalreichtum zurückzukommen, so hat Deutschland bereits eine Periode gehabt, wo es nicht nur auf der Höhe des Wohlstandes, sondern auch an der Spitze des europäischen Geschmackes stand. Das wurde nach dem dreißigjährigen Kriege freilich anders, so daß wir von da ab auf gewerblichem Gebiete nur noch für die Notdurft arbeiteten und alle Luxusarbeit unseren glücklicher situierten Nachbarn, den Franzosen, abtraten. Seit dieser Zeit war es, daß Frankreich, obwohl es während der Hugenottenkriege ebenso heruntergekommen war, wie wir im dreißigjährigen, sich für den Wohlstand akklimatisierte, reich wurde und es heute noch ist trotz seiner ungeheuren Kriegseinbuße. So paradox es klingen mag, so ist es doch buchstäblich wahr: weil Frankreich für den Luxus arbeitete, lernte es, solchen selbst anzuwenden und festzuhalten.

Wir haben neuerdings auch unser Kunstgewerbe unerwartet schnell zu neuer Blüte gebracht. Wir sind von dem mit Recht gerügten „Billig und schlecht" entschieden zu „Gut, schön und billig" fortgeschritten. Es wäre jetzt an der Zeit, wie früher auf dem Kriegspfade, so nun auf dem Wege der Sozialreform uns mit den nötigen Zahlmitteln zu versehen, um zum Guten und Schönen auch das Preiswürdige fügen zu können, denn das Kunstgewerbe schwebt in der Luft, wenn es sich nicht auf der breiten, festen Grundlage eines Nationalreichtums auferbaut, der alle Volksklassen zu Käufern kunstgewerblicher Erzeugnisse macht.

12. Deutsche Gemütlichkeit und fremde Brutalität.

Es war ein lauer Juniabend, als wir, die Wunderwelt der kanarischen Inseln verlassend, in die Ureinsamkeit der afrikanischen Küste hineinsegelten. Der Anblick des imposanten Pik von Teneriffa hatte die Gemüter gewaltig erregt, die laubigen Buchten von Gran Kanaria mit ihren weiß aus dunklen Lorbeerhainen hervorleuchtenden Ortschaften, Landhäusern und Klöstern, die, überragt von hohen, phantastisch



zerklüfteten Berggipfeln, im Lasurblau des ruhigen Ozeans sich spiegelten, hatten in der Seele die wonnigsten Gefühle der Sehnsucht geweckt. Wie die Unterhaltung der Reisenden ergab, waren fast Aller Gedanken zu den Lieben in der Heimat hinübergeschweift, deren Sorge durch so viele Breitengrade uns begleitete, ohne an den ermunternden Eindrücken, welche die Beschwerden der Seefahrt aufwiegen, teil nehmen zu können. Gerade jetzt wurde das Verlangen rege, nach Hause Nachricht geben zu können und die Zurückgebliebenen wenigstens über unser Wohlbefinden zu versichern. — Und unerwartet zeigte sich Gelegenheit hiezu. Ueber den Rand des südlichen Horizontes erhob sich eine mächtige Rauchwolke; bald stieg auch der Dampfer empor, der sich als ein englischer erwies, ersichtlich den Kurs nach Europa hielt und Nachricht mitnehmen könnte.

Es ist nämlich auf dem Ozean Sitte, daß sich begegnende Schiffe, namentlich die rascher fahrenden Dampfer, einander ihre Namen, Ausgangsort und das Ziel ihrer Reise, sowie den Gesundheitszustand an Bord mitteilen, was dann von dem heimkehrenden auf der ersten Telegraphenstation, an der es landet, aufgegeben und zur weiteren Verbreitung dem Schiffsrheder bekannt gemacht wird. Die Mitteilung geschieht vermittelst kleiner Flaggen, die am Mast aufgehißt werden und eine Art internationaler Zeichenschrift bilden, welche jeder Seeoffizier versteht. Die Gewähr der Sitte beruht auf Gegenseitigkeit und letztere wird von keinem Fahrzeuge vernachlässigt, das sich zur Aristokratie des Meeres rechnet. Hatte doch sogar, als wir an der französischen Insel Ouessant vorüberfuhren, der Kommandant des dortigen Leuchtthurmes uns das Zeichen gegeben, daß er uns verstanden und unsere Depesche weiter befördern werde.

Bis der entgegenkommende Dampfer sich nahte, hatte unser Kapitän die Flaggen hervorholen, aussuchen und aufhissen lassen. Sie flatterten, in bunter Reihe ihre Zipfel lustig aneinanderschlagend, und wir freuten uns, daß unsere Angehörigen über unser Ergehen von dem verlassendsten Orte der Welt aus benachrichtigt werden sollten, wo in unendlicher Weite rechts der Ozean, links die Wüste Sahara sich erstrecken. — Aber der Engländer fuhr vorüber, ohne die geringste Notiz von uns zu nehmen — stolz, wie Einige, brutal, wie Andere es nannten. Alle aber waren verblüfft; der Kapitän, der tiefer in die Sachlage zu schauen schien, lächelte, hielt aber nach seiner schweigsamen Art seine Meinung zurück.

Derartige Erfahrungen wiederholen sich aber für Jeden, der sich im Auslande bewegt. Wo wir mit den berechtigten Ansprüchen den Fremden entgegentreten, wo wir die volle Seele darbieten, um eine Seele dafür in Tausch zu nehmen, finden wir nirgends Verständnis oder Anerkennung, sondern häufig genug die schnödeste Zurückweisung. Es ist auch sonst beobachtet und ja schon allgemein bekannt, daß wir Deutschen im Auslande keine Sympathien besitzen, keine Freunde haben, und unsere Stammesgenossen sind uns am wenigsten hold gesinnt, hassen uns noch, auch wo wir zu ihnen im friedlichsten Verhältnisse stehen.

Diese Thatsache steht so unzweifelhaft fest, die Erscheinung ist so auffallend, daß sie sicher wert ist, einer eingehenden Prüfung unterzogen zu werden. Weshalb begegnet man uns im Auslande nicht mit der Neigung und Achtung, die wir fremdem Rechte und Verdienste, ja selbst fremder Eigentümlichkeit zu erweisen nur allzu bereit sind? — Haben wir uns vielleicht in anderer Art gegen unsere Nachbaren vergangen, ihnen Unrecht zugefügt? — Wir haben allerdings in letzter Zeit schwere und glückliche Kriege geführt und unsere Angreifer haben die Wucht der deutschen Faust nachdrücklich empfunden. Aber über den Rechtspunkt in all diesen Begegnungen kann doch nur Der in Zweifel sein, der seine Einsicht absichtlich verblendet. Und im Vergleich zu der Art, wie Deutschland in früherer Zeit von den zahl- und maßlosen Heereszügen der Fremden zertreten ist, haben wir unsere Kriege, mehr uns zur Ehre als zum Vorteil, mit wahrhaft jungfräulicher Zartheit und Schonung geführt. Ließen wir doch vom winzigen Dänemark unsere Geduld auf's äußerste erproben, ehe wir verdienter Maaßen die strafende Zuchtrute in die Hand nahmen. — Wir schmeicheln uns gern mit der Annahme, daß die erstarkte Macht des Deutschen Reiches

die Eifersucht der Fremden erregt habe und daß man uns hasse, weil man uns fürchtet. Man war so lange gewöhnt, Deutschland als das Aschenbrödel unter den europäischen Mächten anzusehen und zu behandeln, daß man nun überrascht ist, es mit einem Male als gewaffnete Germania auf ziemlich festgefügtem Fußgestell zu erblicken. — Aber der Deutsche ist doch nicht immer bloß Deutscher, der Engländer ein Engländer; man erhebt sich doch einmal über den Standpunkt, wo man bloß Staatsangehöriger ist, Angehöriger der Menschheit wird, und da, sollte man glauben, müßten sich alle Menschen begegnen. Als der englische Kapitän sah, mit welchem Eifer wir auf dem „Montevideo" die Flaggen aufhißten, mußte er merken, wie lebhaft wir im Augenblicke den Wunsch hegten, ihm einen Gruß und gute Botschaft in die Heimat mitzugeben. Hätte er einiges menschliche Rühren gespürt, würde er es begriffen und angenommen haben.

Das ungefähr waren die Gedanken, welche in der folgenden Tischunterhaltung zur Sprache gebracht wurden. Der Kapitän lächelte von neuem; endlich mischte er sich ein und meinte: „Der Deutsche ist immer erst Mensch und dann Deutscher; der Franzose ist nichts, wenn er nicht Franzose, der Engländer nichts, wenn er nicht Engländer ist. Das unterscheidet die Nationen. Von dem erlebten Falle aber dürfen Sie nicht viel Aufhebens machen. Die Besatzung des unaufmerksamen Schiffes war einfach betrunken und hat unser Flaggenhissen gar nicht bemerkt."



Aan Bismarck sein g'fährlichsta Feind.

Von Peter Auzinger.

(München.)

A boarischa Bauer, a kreuzbrava Mo'
Der hot an kloan Fehla, wofür er nix ko'.
So wira wo nei' kimmt, muaß er dischpatir'n,
Er thuat für sei' Leb'n gern politisir'n.
Do schimpfta auf d'Preiß'n und poltert g'rod rum,
Und macht an Spetakl, als waara ganz dumm.
Wenn's glei oft net paßt, d'Politik ziagta rei' —
Und is's wos dawill, muaß da Bismarck schuld sei'. —
A mol sitz'n mehra im Wirthshaus bei'nand
Und red'n über'n Feldbau und sunst ollahand,
Auf oanmal geht Thüar auf — da Michl kimmt 'nein.
„Ah! grüaß di Gott Michl! Geh, do sitz' di 'rein!"
„„Wan i mog,"" sogt da Michl, „„i will heunt mei Ruah,""
Legt an Stecka auf d'Bank und haut Thüar mit'n Fuaß zua.
„No ja," sog'n de Andern, „na laßtas holt bleib'n,"
„Mir kinna uns ohne Dir aa Zeit vatreib'n,"
Da Michl, der hockt si' am Ofatisch eine:
„„Geh, Res't, thua die um, a Maß bring ma schleine,
„„I hob net viel Zeit und muaß glei wieda geh'.""
„No," brumma de Andern, „heunt hot a an Kree'."
Sie wend'n si' aba net weita mehr d'ron
Und fanga den ott'n Dischkurs wieda on:
„Ja, ja," sagt da Oane, „möcht' wiss'n, wia's kimmt,
„Daß iatzta da Viechstand so g'wolti obnimmt?"
„„Wia's kimmt?"" schreit da Michl und haut auf'n Tisch,
„„Da Bismarck is schuld, den wan i dawisch,
„„Do paßt's a mol auf, do kinnt's wos daleb'n;
„„Des is nu net dog'we'n und werd's nimma geb'n!""

„Geh, geh," sogt da Anda, „wos werst denn so seer,
„Dei' G'schmaatz hot koan Hoamath, des paßt gor net her."
„„Aha!"" sagt da Michl, „„geh' hör' i di schon
„„Bist aa scho' a söller, ma kennta's ja on,
„„So a Bursch, den da preißische Howa scho' sticht.
„„J aba hob's aufg'schrieb'n de ganz preißisch' G'schicht!
„„Und wia ma nur Oana an Preiß'n thuat lob'n,
„„Der werd ohne Weita's bei da Thüar außig'schob'n.
„„Ees wißt's es voneh,"" so hebta on z'schrei'n,
„„J kon holt mei Lebta' koan Preiß'n mehr leid'n,
„„Und i und da Bismarck san Todfeind für's Leb'n,
„„Bei uns zwoa, do kon's koa Vasöhnung mehr geb'n!""
Und wira so schreit, steht da Schullehra hint,
A Mann, den ma selt'n im Wirthshäusl find't.
„Ja Michl, wos is's denn? was follt da denn ei'?
„Wer werd' denn a gar solcha Dickschädl sei?
„Du schimpfst über'n Reichskanzler; schau di nur on,
„Wenn des iatz wer g'hört hätt' wos hätt'st na davon?
„Schau Michl, wer woaß's, wos waar aus uns wor'n,
„Hätt' unsa Jahrhundert koan Bismarck gebor'n?"
„„Oho!"" schreit da Michl und kratzt' si' am Kopf:
„„Schau do her, da Lehra is aa so a Tropf?
„„Des waar ma des Schöna, des hätt' ma no g'fehlt,
„„Glaabst ebba, i hätt' nacha weniga Geld?""
„Von dem is koa Red', und des soll's aa net sei'!
„Horch mir a mol zua, aba schrei ma net d'rei'.
„Auf de Zeit von Napoleon den Erst'n denk' z'ruck,
„Was war do auf Deutschland für a g'waltiga Druck?
„Do san de Franzosen als Freunde do g'sess'n
„Und hob'n unsa Bayern recht sauber ausg'fress'n.
„Und wia hab'ns in unsa'n liab'n Deutschland rumg'haust,
„Daß, wenn ma heunt z'ruckdenkt, oan iatzta no graust.
„Und hot si' wohl Mancha d'rum g'wehrt, dem's net g'fall'n —
„Do war ma glei do, ihn mit Blei dafür z'zahl'n.
„So san in da Knechtschaft viel Jahre verfloss'n;
„Die edelsten Männa, die hab'ns uns — daschoss'n. —
„Da endli erhebt sich das preißische Land,
„'S kon nimma ertrog'n de Schmach und de Schand',
„Und freiwilli san's den Franzosen entgeg'n
„Von Weib und Kind furt — 's hab'ns Viel nimma g'seg'n —
„Und mir Michl schau, des thuat Manch'n no gräma,
„Mir war'n net dabei — mir san später erst kema. —
„Doch im Oktoba anna 13, do denk ma gern d'ron,
„Do hob'n mir g'wiß aa unsa Schuldigkeit 'thon!
„D'rum muaßt net auf Preiß'n so los räsonir'n,
„Des san brave Deutsche, des werst iatz wohl g'spürn!"
Da Michl sagt lang nix, is mäuserlstad wor'n,
Ma merkt eam koan bisserl mehr on von an Zorn.
Valeg'n ruckta 'rum und kreit si' im Hoor,
„„Ja Schullehra! sakra! Meinoad es is wohr!""
„No schau" sagt der Lehrer, „bist do da recht' Mon,"
„Geh her, laß' ma's leb'n, stoß' fröhli d'rauf on!
„„**De Preiß'n soll'n leb'n!** Lehra — i bin dabei!""
So schreit iatz da Michl, „„bringt's ma no a Maß glei!"" —
„„Holt Lehra — no' Ebbas des follt ma grod ein, —
„„**Da Bismarck, der derf ma sei net dabei sein!** "" —
„Schau Michl, an Bismarck sei' Geist und Vastand
„Reicht jed'nfolls weiter als bei uns Oll' mit'nand;
„Denn eam is **des** g'lunga, wos Neamad z'sambracht,
„Er hot des **zerrissene Deutschland ganz** g'macht.
„Wia moanst denn, daß 's wor'n waar in d'n 70er Jahr'n,

„Waarn mir so alloani den eig'na Weg g'fahr'n?
„Vielleicht waarst Du kloanmüthi iatzt in dei'm Sinn
„Und sitzast vagrämt in an Winkerl wo d'rinn.
„Doch so steh'n ma do und hab'n aa unser'n Theil
„An den ruhmvollen Thaten, uns Allen zum Heil.
„Und All's, wos da Kanzla hot späta vollführt,
„Des is a so g'scheg'n, daß eam Dank nur gebührt!
„Und du gibst Dein Undank so klar zum dakenna —
„No freili, Du kounst Di mit eam net vasöhna."
„ „Wer sagt des!"" schreit der Michl und haut eine am Tisch,
„„Jatz bring'st ma a Bier nu, hörst Resl, a frisch!
„„Da Bismarck soll leb'n!! Wer is net dabei?
„„I will grod net grob wer'n — **aba n'aus muaß a glei!**""
Und wirkli' da Michl war völli' bekehrt
Und gor net lang d'rauf hota de Andern belehrt:
„„Da Bismarck,"" so sagta, „„is da Erscht uns'ra Zeit""
„„Und so lang ma den hab'n, da is's all'weil net g'feit.""
Und nacha vozählta mit wichtinga G'sicht,
Wos da Lehra eam g'sagt hot, ak'rat desell' G'schicht.
Zum Schluß na do sagta vatrauli: „„Schau Freund,
„„I war fei an Bismarck sein g'fährlichsta Feind;
„„Doch iatzt san ma guat; denn wos hilfts dischpatir'n,
„„Des sollst a mol seg'n, wia mir zwoa harmonir'n!!"

An Lehra, den g'freut des und oft denkta d'ron:
„Schau, schau! **wos holt do' so a Schullehra kon!**"



Von der deutschen Bildung.

Von Heinz Krieger.

(München.)

1. Eine sehr bedeutende Nebensache.

Wenn auch von Jedermann, der sich mit der sozialen Frage beschäftigt hat, zugegeben werden muß, daß der wahre Grund, der eigentliche Kern derselben, ein wesentlich materieller ist, so ist doch andererseits nicht zu leugnen, daß das, was das Verhältnis des Besitzenden zum Mittellosen so zuspitzt, was ihm seinen besonders akuten Charakter verleiht, wie er heutzutage in die Erscheinung tritt, zum gewissen Teil weit weniger im Unterschied des Besitzes und der Erwerbsmöglichkeit an sich, als in der Art und Weise des Gebrauches liegt, den die Besitzenden von ihrem Besitze zu machen pflegen.

Die Not und das Elend des Mittellosen mit allen ihren Folgen, und diese Folgen sind nicht allein materieller Natur, sind scharf gesehen die materielle Seite der sozialen Frage, die Art und Weise des Gebrauches des Besitzes seitens des Besitzenden und das Verhältnis, das sich auf Grund des Besitzes entwickelt, dieses zu dem Mittellosen sind die psychologische Seite der sozialen Frage.

Beides ist bei dem Ineinandergreifen sämmtlicher Teile des Gesellschaftsorganismus nicht von einander zu trennen; der wahre Ausgleich wird erst eintreten durch lang andauernde Prozesse, an deren Ende eine weitgehende Reform der Verteilung der Kapitalsbildung stehen wird. Richtig ist auch, daß der schlechte Gebrauch des Besitzes bei angemessener Verteilung nicht möglich wäre. Aber alles das beweist nichts gegen den Satz, daß bei der augenblicklichen Lage der Verhältnisse der Arme die Qualen *seiner* Situation nicht so tief empfinden würde, wenn der Besitz in

einer würdigen Weise verwertet würde, wenn der Besitzende sich klar wäre darüber, daß der Reichtum nicht so sehr Rechte gibt als Pflichten.

Man kann es von politischen Gesichtspunkten aus für unpraktisch halten, das auszusprechen, was unbestreitbar ist, daß die empfundene Ungleichheit für das Volk ein Agens ist, das dem Fortschritt dient. Es handelt sich auch für mich nicht darum, die Reichen zu verwarnen, und ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, daß ich, weil ich einige Thatsachen konstatiere, dessentwegen als ein Anhänger jener Richtung ausgeschrieen werde, die die soziale Frage gelöst glaubt, wenn an Stelle eines, sagen wir, ungebildeten Gebrauches des Reichtums ein gebildeter tritt. Aber daß damit die Frage an Schärfe ungemein verlieren würde, daß, rein menschlich betrachtet, eine Masse Leid, Not und Elend verhindert, ja aus der Welt geschafft werden würde, ist unbestreitbar.

Leider sehen wir, daß die Verhältnisse sich dahin gestaltet haben, daß das Sprichwort „Bildung ist Macht", wenigstens was den materiellen Erwerb angeht, durchaus nicht eine so weitreichende Bedeutung hat, wie man bei oberflächlicher Betrachtung der Dinge anzunehmen geneigt ist. Man weiß nicht, ob man das vom demokratischen Standpunkt durchaus bedauern soll, denn leider sind wir noch lange nicht so weit, daß jedem ohne Unterschied die Bildung so zugänglich gemacht wird, daß er es sich selbst zuzuschreiben hat, wenn er sie nicht erreicht. Es ist also gut, wenn die Möglichkeit gegeben ist, auch ohne weitere Bildung sich emporzuringen.

Aber davon abgesehen ist zweifellos, daß mit der Möglichkeit, zum Reichtum auch ohne sonderliche Bildung zu gelangen, ich spreche dabei nicht von der sogenannten, der Einjährig-Freiwilligen-Bildung, sondern von wirklicher Bildung im besten Sinne des Wortes, die Zahl der Besitzenden, die von ihrem Reichtum einen schlechten Gebrauch machen, ganz bedeutend gesteigert wird.

Diese allgemeinen Sätze sind abstrahiert von dem Bilde der Entwicklung Deutschlands in den letzten zwanzig bis vierzig Jahren. Der Reichtum Einzelner ist in dieser Zeit horrend angewachsen, aber in seinem Gefolge sind alle die Leiden eingezogen, die den Reichtum Einzelner der Menge der Nichtbesitzenden so schmerzlich fühlbar machen: Egoismus, Ueberhebung, Standesvorurteile, Kastengeist, übertriebener Luxus, Hochmut, Verschwendung, Eitelkeit, Genußsucht, Oberflächlichkeit u. s. w. Es fällt mir nicht ein zu behaupten, daß diese Eigenschaften nicht auch früher vorhanden gewesen, aber ich behaupte, daß sie speziell seit den 60er Jahren, durch Verhältnisse, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, die aber klar zu Tage liegen, unterstützt, in starkem Wachsen begriffen sind und daß sie heute eine fast unerträgliche Höhe erlangt haben, die zu einer Krisis sich zuzuspitzen scheint.

Daß diese Steigerung schlechter Sitte auf der einen Seite Erscheinungen recht wenig erfreulicher Art auf der andern hervorruft, ist auch unleugbar. Zunächst verdanken wir ihr das Strebertum aller Grade, im Militär- und Beamtenstand, im privaten und öffentlichen Leben, kurz überall, wohin man blickt. Der Idealismus, von dem Wilhelm von Humboldt so schön sagt, daß er „allein schöpferisch" ist, erscheint in allen diesen Kreisen ausgestorben, der Egoismus in der krassesten Form, eine schlechteste Sorte Materialismus ist an seine Stelle getreten.

Spezielle Beispiele für das eine wie andere beizubringen wird man mir erlassen, sie liegen übrigens auf der Straße. Der Bankerott des Fürsten Ypsilanti in Wien, die Ereignisse im Unionsklub in Berlin, der Mangel an Charakterfestigkeit bei unseren Beamten, das soeben in Naumburg gefällte Urteil sind ebenso gut in weiterem Sinne hierher zu ziehen, wie die Hartherzigkeit des ersten besten Wucherers, die Ueberhebung des Börsenspekulanten, die Stellung vieler Verleger zu ihren Autoren, die des Fabrikanten zum Arbeiter, der Hochmut einer reich gewordenen Bierwirtin und tausend andere Dinge.

Damit wird notwendig gesagt, daß das Volk, je mehr es zu der Einsicht gelangt, wie faul es in der sogenannten besseren Gesellschaft aussieht, desto bitterer die Ungleichheit in der Verteilung der irdischen Güter empfindet. Hier der Arbeitende, dort der Genießende. In der That ein viel schwererer Gegensatz, als man gemeinhin

zuzugeben geneigt ist. Und doch liegt der Ausgleich vielleicht nicht allzu fern. Wird erst die Ueberzeugung allgemein, daß die Arbeit und nur die Arbeit den Menschen adelt, und sind wir durch wahre Bildung dahin gelangt, dieser Ueberzeugung, die heute nur noch schwach vertreten ist, und an Verbreitung in den letzten zwanzig Jahren zweifellos abgenommen hat, zum Durchbruch zu verhelfen, so wird ein Stachel aus der sozialen Frage gelöst, der heute nicht am wenigsten tief im Fleische sitzt. Dazu beizutragen ist aber gerade das arbeitende Volk berufen, denn von oben herab dürfte die Erleuchtung nimmermehr kommen.

Daß es dazu eines Verzichtes auf die Nachäffung der Sitten der sogenannten Großen bedarf, ist selbstverständlich, wenn auch diese sehr einfache Erkenntnis noch der Pflege und der Zeit bedarf, um dort überall durchzudringen, von wo jeder Verständige die Heilung unserer sozialen Schäden hofft, im — Volke.

2. Was das Volk liest.

Eduard Sack hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, wiederholt darauf hinzuweisen, wie es mit der viel gerühmten Bildung des deutschen Volkes recht eigentlich bestellt sei. Trotz dem obligatorischen Schulunterricht, trotz den Bestrebungen verschiedenster Bildungsfreunde, trotz der ziemlich regen Vereinsthätigkeit auf diesem Gebiete ist man zweifellos berechtigt zu sagen, daß weder die Gesellschaft, noch der Staat der sehr wichtigen sozialen Aufgabe einer Weiterbildung der breiten Massen des Volkes bisher in der Weise genügt haben, wie ihr genügt werden muß, wenn die durch den Schulunterricht erlangte Bildung den Segen verbreiten soll, den man von ihr erwartet.

Als ein wichtiger Kulturträger in dieser Richtung wird der Kolportagebuchhändler angesehen; der vielgeschmähte Hausierer im Buchhandel ist ein sehr ernst zu nehmender Faktor. Leider wird er nicht in der Art ernst genommen, wie er es verdient, und statt ihn in die richtigen Bahnen zu lenken, wollte man ihn, da er recht häßliche Angewohnheiten angenommen hat, mit Stiel und Stumpf ausrotten.

Glücklicherweise wurde die Ausführung dieser edlen Absicht verhindert durch die Bemühungen der Linken des deutschen Reichstages. Etwas aber wurde dem fliegenden Bildungsträger genommen, die sogenannte Prämie. Und das war ein Glück, denn unter und mit dem Prämienschwindel drohte auch der Teil des Kolportagegeschäftes zu Grunde zu gehen, der unter allen Umständen aufrecht erhalten werden muß, weil er thatsächlich der Vermittler des Geisteslebens der deutschen Nation für viele Millionen ist. Diesen Vermittler zu erhalten, ist Pflicht jedes ernsten Sozialpolitikers, aber das Erhalten genügt nicht, der wahre Boden für die Kolportage ist nur erst zum sehr geringen Teile bereitet, neben einer kleinen Zahl vorzüglicher Artikel läuft ein Wust von Schund und Schande, der in geradezu beängstigender Weise unser deutsches Volksleben vergiftet.

Ein soeben in Wien erschienenes Buch*) behandelt diese Fragen in äußerst anregender und gründlicher Weise. Das Feld für die Kolportage ist in Deutschland bei der Allgemeinheit des Unterrichts und der Lesebedürftigkeit des Volkes ungeheuer. Der ungenannte Verfasser schildert es also: Unter den 50 Millionen Deutschen, die in Deutschland und Oesterreich seßhaft sind, können etwa 90 Prozent lesen und schreiben, 4 Prozent lesen, aber nicht schreiben, und 6 Prozent weder lesen noch schreiben. Von diesen 50 Millionen Deutschen dürften sich etwa 20 damit begnügen, wenn sie 6 Tage in der Woche im Schweiße ihres Angesichtes gearbeitet, am siebenten das Gebetbuch, die Bibel oder den Kalender zu lesen. Diese 20 Millionen bilden die träge Masse der ackerbautreibenden Bevölkerung, die an der Scholle haftet und durch nichts aufzurütteln ist; die übrigen 30 Millionen teilen sich in die Lektüre der in Deutschland und Oesterreich erscheinenden 6000 deutschen Zeitungen (darunter

*) Die Lektüre des Volkes. (Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft IX.) Wien 1886, Karl Graeser. Diese Veröffentlichungen können nicht warm genug empfohlen werden.

etwa 1000 Tagesblätter) und in die Bewältigung des Büchermarktes, der jährlich ich weiß nicht wie viel Nummern aufweist. Von diesen 30 Millionen aber lesen kaum zehn die besseren Zeitungen, die anständige Belletristik der sogenannten Familienblätter und die wissenschaftlichen Erscheinungen, und ich wage nicht die Behauptung aufzustellen, daß 2 Millionen von ihnen den „Faust" lesen und die wahrhaft edlen Werke unserer Litteratur kennen. Von diesen zwei Millionen hält kaum die Hälfte Schritt mit der Entwicklung unseres guten modernen Schrifttums. Die übrigen 20 Millionen aber, also der bewegliche Teil der Volksmasse, mit dem der Staat gar sehr zu rechnen hat, lesen zum größten Teil schlechte Zeitungen und schlechte Schriften überhaupt. Diese schlechten Schriften zerfallen in verschiedene Gruppen. Obenan stehen die verruchte Volkspresse und die belletristische Schund- und Schandlitteratur, die mit den gemeinsten Trieben der Massen rechnet und die wir unter der Bezeichnung „Kolportageromane" kennen; ihnen reiht sich die unter dem Schutze religiöser Gesellschaften stehende Litteratur an, welche den wahnwitzigsten Aberglauben im Volke nährt. Dann folgen als anmutige Arabesken zu diesen Säulen unseres schlechten Schrifttums die sozialistische Belletristik, die größtenteils von überspannten Frauenzimmern herrührt und die hirnverbrannten Ideen von der freien Liebe im freien Staate und Aehnliches predigt und schließlich die für die Jugend berechneten massenhaften Indianergeschichten (wir wüßten auch eine ganze Reihe von Volkserzählungen anzureihen), die nicht wenig beitragen zur Verrohung der Gemüter, zur Ueberhitzung der Phantasie in unserer Knabenwelt.

Diese prägnante und klare Schilderung der Verhältnisse ist, das wird jeder finden, der sich nur einigermaßen mit diesem Felde der Sozialpolitik beschäftigt, durchaus zutreffend. Der Verfasser schildert dann die illustrierten Volksblätter, in denen „alles Bestialische, das in der Welt vorgeht, seine Verherrlichung findet, und zwar stets mit einem Beisatz von Frömmelei und Lüsternheit", kommt dann zu den Kolportageromanen und giebt hier wahrhaft erschreckende Daten über den Prämienschwindel, der, nachdem er in Deutschland verboten, in Oesterreich in erhöhtem Grade, zum Teil mit Hilfe deutscher Verleger, weiter wuchert, und über die Verbreitung derartiger erbärmlicher Produkte von Schriftstellern, deren Orthographie zumeist erst der Schriftsetzer in Ordnung bringen muß. Er rechnet den Preis eines solchen Sudelromans, der unter neuem Titel oft genug neu verwertet und dem alten Käufer wieder aufgehängt wird, auf ca. 40 Mk. heraus, wer das gezahlt und keines der etwa 70 Hefte, resp. den dazu gehörigen Koupon verloren, den er andernfalls extra honorieren muß, erhält schließlich um 3 fl. 50 kr. ein erbärmliches kleines Uhrchen aus schlechtestem Silber, das er um denselben Preis überall beziehen kann. Wer also nur 30, 50, 60 Hefte nahm und es doch bereute, oder die wöchentliche Zahlung plötzlich nicht mehr leisten kann? (Realiter ist dieser Fall noch nicht der schlechteste.) Und wer sämmtliche 70 Hefte nahm, zum Schluß aber die Summe von 3 fl. 50 kr. für die Gratisprämie nicht aufbringt?

Diese schamlose Ausbeutung der Armen verdient in der That gebrandmarkt zu werden. Es ist richtig, wenn der Verfasser sagt: „Diese nichtswürdige Litteratur, die die Volksseele vergiftet, die Gemüter verroht und vertiert, ist auch noch zu einem Objekt der Volksbewucherung geworden."

Und in welcher immensen Ausdehnung! Nach dem Verfasser ist es etwas ganz Gewöhnliches, wenn ein solches Schandwerk in 50,000 Exemplaren verbreitet wird, ja der Schauerroman „Hugo Schenk und seine Verbrechen oder der Frauenmörder und seine Opfer" ist in deutscher und czechischer Sprache in erster Auflage in der Höhe von 140,000 Exemplaren ausgegeben worden.

Aber schlimmer noch als all das ist die „freche und schamlose Verquickung der heiligsten Dinge mit einem Zeitungsunternehmen, dieses Gewebe von Lug und Trug im Dienste der Religion", wie der Verfasser mit Recht die katholische Zeitschriftenlitteratur nennt.

Bekanntlich entspann sich im deutschen Reichstage bei der Debatte über das Kolportagegeschäft ein harter Kampf um die Zulassung der Kolportage für Schriften

und Bildwerke patriotischen, religiösen und erbaulichen Inhalts. Wie gefährlich diese Sorte Litteratur, die zumeist unter dem Schutze religiöser Genossenschaften erscheint, ist, beweist der Verfasser an der ältesten Zeitschrift dieser Art. Sie ist bereits in 22 Jahrgängen erschienen, kommt in Innsbruck heraus und führt den Titel: „Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu. Monatsschrift des Gebetsapostolates. Mit Genehmigung der geistlichen Obern herausgegeben von Josef Malfatti, Priester der Gesellschaft Jesu".

Der „Sendbote" hat über 20,000 Abonnenten und ist, wie der Verfasser sagt, mit dem ganzen Raffinement der modernen Journalistik zusammengestellt und geleitet und die viel verlästerte „verjudete" liberale Presse muß die Waffen strecken vor dieser Macht, die ihr Publikum genau kennt und Himmel und Hölle zu Bundesgenossen hat. Den Mittelpunkt jedes Heftes, heißt es weiter, bilden die „Segnungen des göttlichen Herzens". Das sind die Bekanntmachungen all der Wunderthaten, die an jenen geschehen, die in ihrer tiefsten Not des „Sendboten" gedenken.

Von diesen Bekanntmachungen giebt der Verfasser nun die wunderbarsten Beispiele. So lautet eine Zuschrift aus Preußen über eine kranke Witwe, die der Arzt für lungenkrank erklärt, und die in heftigem Fieber so in „Hitze und Schweiß geriet, daß über ihr die Tropfen von der Zimmerdecke herabfielen u. s. w." dahin, daß sich der Einsender ihrer erbarmt und die „Veröffentlichung im Sendboten" gelobt, wenn sie gesunde, und „siehe, darauf trat bei der Kranken eine Wendung zur Besserung ein, und sie war gerettet".

Daß es dem „Sendboten" bei solchen Leistungen auch möglich ist, Feuersgefahr und Wassersnot abzuwenden, ist eigentlich selbstverständlich. Einen, der die Veröffentlichung im „Sendboten" versprochen, aber vergessen, ermahnt der liebe Gott durch einen Armbruch Andere befreit der „Sendbote" vom Militär, einem treulosen Kassierer hilft er gar über ein Kassenmanko hinweg, so daß er „bei Abgabe der Gelder ganz erstaunt ist, daß alles bis auf einen ganz kleinen Betrag in Ordnung war, während er fast sicher ein ziemlich großes Manko vermutete."

Was sind gegen ein solches Verfahren, fragt der Verfasser mit Recht, die Reklamen der „Judenblätter" für jene Wirte, bei denen ihr Redakteur einmal gut aufgehoben war?

Dieser „Sendbote" steht natürlich nicht allein, nur daß seine Nachahmer noch viel schamloser vorgehen. Während der „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu" für die Veröffentlichung der „Gebeterhörungen" keine Bezahlung nimmt, fordert der „Sendbote des heiligen Josef" seine Einsender auf, „den Redakteur für die mühevolle Arbeit der Zusammenstellung zu entschädigen" und in weiteren Nummern quittirt der „Sendbote" über die eingesandten Beträge, die sich oft auf nahezu 100 fl. beziffern.

Diese Proben genügen. Der Verfasser verlangt nun zwar vom Staate Schutz gegenüber solchen Attentaten auf den gesunden Sinn, die Gutmütigkeit und die Vernunft des Volkes, den wahren Schutz erblickt er, und mit Recht, in der Herstellung billiger Bücher.

Schaffen wir, so sagt er, einen „Volkslitteratur-Verein", dem die besten Männe[r] Deutschlands und Oesterreichs angehören. Dieser Verein soll dann gerade die Kol[-] portage benutzen, um gute Bücher im Volke ganz mit all' den Künsten, deren sich di[e] Kolportageverleger bedienen, zu verbreiten. Er hätte sich vorerst derjenigen älter[en] Schriften zu bemächtigen, die für seine Zwecke perfekt wären. Der Verfasser empfieh[lt] als solche Kleist's „Michael Kohlhaas" und bemerkt etwaigen Einwendungen gegen[-] über, als ob durch Druck auf Löschpapier, Kapitelüberschriften u. s. w. der Dicht[er] entwürdigt würde, daß dies, wenn es die Verbreitung des „Kohlhaas" in ein[er] Million von Exemplaren ermögliche, nicht nur keine Entwürdigung des Dichter[s,] sondern eine der größten buchhändlerischen Thaten wäre. Weiter empfiehlt er „So[ll] und Haben" von Freytag, Scheffel's „Ekkehard", Freytag's „Ahnen" also zu v[or]



im Leibe. Der muß wie der Blitz herausfahren — in einer Wendung, die man am wenigsten vermutete. Und wenn's liedmäßig gehen soll, zum Abschluß einen tollen Juheschrei, ein jubelndes Echo, irgend ein Dulliö — und damit basta.

Peter Auzinger's Stärke liegt im humoristischen Sittenbild, in der meisterlich pointierten Anekdote, in der dramatischen Arabeske mit urwüchsigem Schlußwitz. Und wie er das zu geben, vorzuspielen, vorzuleben weiß! Wie er das scheinbar Unbedeutende, Gemeine mit ein paar Strichen, mit einer feinen Schattierung zu ungemeiner poetischer Wirkung zu erheben vermag! Und er macht's natürlich nicht blos auf dem Papier. Mit der Kunstweise Jener, die mit der nassen Feder am Schreibtisch sitzen und reimsüchtig fiebern und schwitzen, bis ihnen die keusche „Muse" den bekannten Gefallen thut, hat unser Dialektdichter Auzinger überhaupt nichts zu schaffen. Oft noch ehe er's zu Papier gebracht, macht er auf sein Kunstwerk die Probe: er läßt sein Gedicht lebendig wirken durch mündlichen Vortrag.

In den zahlreichen Münchener Vereinen, Kränzchen, Unterhaltungen, Wohlthätigkeitsvorstellungen und ähnlichen Veranstaltungen ist unser Peter Auzinger einer der beliebtesten, volkstümlichsten Mitwirkenden. Sein Name steht neben denen der bejubeltsten Künstler. Und wie entzückend trägt er da seine neuen und alten Sachen vor! Mit welcher unübertrefflichen Natürlichkeit gibt er den Ton, die Stimmung, die Mimik seiner Figuren, wie gebietet er über alle Abstufungen des Humors, der Freude, des Schmerzes, der Selbstironie, des Witzes in seinen kernigen Lebensbildern!

Dieser mächtige Original-Bajuvare ist durch einen politischen Zufallsscherz im Lande der Gräken geboren als der Sohn eines königlichen Hautboisten zu Athen. Freilich kam er kaum zweijährig (1838) schon auf seinen richtigen Urväterboden nach München. Nun galt es, sich herauszuarbeiten aus armseligen Verhältnissen, sich selbst zu erziehen und zu bilden aus eigener Kraft, denn die Eltern ermangelten jeglicher Mittel zu einer bequemen Schulung. Das ist bekanntlich für starke, eigenartige Naturen kein Unglück Im Gegenteil! Unser großer Geschichtschreiber Leopold von Ranke, dessen Tod in diesen Tagen die gesammte gebildete Welt beklagte, hatte die Gewohnheit, in seinen Lebenserinnerungen mit beharrlichem Stillschweigen über seine Schulzeit hinwegzugehen. Und bei einer feierlichen Veranlassung kurz vor seinem Tode sagte der hochberühmte Gelehrte: „Nicht die Schule erzieht den Menschen, sondern das Leben. Der Mensch ist wie ein Baum, der seine Kraft nicht so sehr aus dem Boden zieht, als sie von Luft und Licht, Wind und Wetter, den Stürmen selbst empfängt."

In dieser Lebensschule hat unser Peter Auzinger seine Studien gemacht, ohne durch frühzeitige Ermunterung und Belobung verwöhnt zu werden. Es ist ihm zu Zeiten wohl gar fabelhaft schlecht ergangen. Und merkwürdig: für die Schauspielkunst spürte er bald eine kaum bezwingliche Neigung, während er seiner dichterischen Begabung erst spät bewußt wurde. Jedoch nicht in's Theater führte ihn sein Weg, sondern in die Kaserne: mit fünfzehn Jahren kam er zum Militär. Nach neunjähriger Dienstleistung nahm er seinen Abschied als Unteroffizier des ersten Artillerie-Regiments. Der phantasievolle Poetenkopf hatte die Gamaschen-Herrlichkeiten satt bekommen. Nun begann der Kampf um's Dasein, um eine bleibende Stätte und gesichertes Brod in anderer Form. Da geschah es, daß ein liberaler Minister auf den hartringenden Mann, auf sein poetisches Talent und seine urbajuoarische Biederkeit aufmerksam wurde. Der hohe Beamte gewann ihn lieb und zeichnete ihn durch Verleihung einer Sekretärsstelle im Ministerium aus. Diese Ehrung war zugleich die Verbürgung einer wenn auch bescheidenen, so doch gesicherten Existenz.

Man kann ohne Uebertreibung sagen: heute ist Auzinger nicht nur eine der populärsten Figuren der bayerischen Hauptstadt, er ist auch der Liebling Münchens. Ohne Unterschied der Partei rühmt männiglich sein goldenes Poetenherz, seinen erprobten Charakter, seine milde Denkart. Ein echter Bayer, dazu ein für Kaiser und Reich begeisterter Deutscher und hochsinniger Sänger — ja, zum Teufel, was will man mehr von einem Prachtmenschen wie unser Peter Auzinger?

Seine Dichtungen sind in zwei Sammelbändchen „Es seit si' nix!“ und „Eichenzweig und Daxbosch'n“ bei Cäsar Fritsch in München erschienen — köstliche Schätze der bayerischen Dialektlitteratur, die jede Empfehlung überflüssig machen.

Als Probe für unsere auswärtigen Leser haben wir in diesen Blättern „Bismarcks gefährlichsten Feind“ abgedruckt.

Möge es unserm Peter Auzinger, der so großmütig das Gold seiner Dichtungen in Münchener Gesellschaftskreisen mit immer vollen Händen ausstreut, vergönnt sein, zu seinem fünfzigsten Geburtstage im Oktober dieses Jahres auch eine Jubelausgabe seiner Werke zu erleben in Gestalt einer fünfzigsten Auflage.

Ein närrischer Wunsch freilich, so lange zu jeder neuen Auflage tausend Käufer gehören! Aber was wünscht man sich und seinen Freunden in diesen schweren Zeiten nicht alles! So soll uns denn die Innigkeit, Schönheit und Größe des Wunsches selbst für die versagte Gewähr schadlos halten. —



Das Budget in der Ehe.

Von Ida Barber.

(Wien.)

Es scheint ein schönes Vorrecht unseres Jahrhunderts zu sein, die Frau als Mitarbeiterin in allen wichtigen Fragen, die den Fortschritt des Menschengeschlechtes betreffen, heranzuziehen, ihre Thätigkeit nutzbar und sie selbst dadurch zu einem einflußreichen Faktor zu machen, ohne dessen Mitwirkung eine ununterbrochene Fortentwickelung der menschlichen Gesellschaft kaum denkbar ist. Die Frau ist, wie Lorenz v. Stein treffend sagt, „Gegenstand einer Wissenschaft geworden, die vom nationalökonomischen Standpunkte aus es für ihre Pflicht hält, kein nutzbringendes Element brach liegen zu lassen“. Man hat umfangreiche Werke geschrieben, die die Stellung der Frau in dieser Hinsicht bestimmen, man hat Nationalökonomie als Lehrgegenstand in unseren Töchterschulen eingeführt, man glaubt Klarheit darüber verbreitet, daß jede einzelne Frau, indem sie als Vorsteherin ihres Hauses Ausgaben und Einnahmen durch ihre Hände gehen läßt, vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus eine Macht vertrete: gedankenloses Dahinleben charakterisiert trotzdem die große Menge, der liebe alte Schlendrian, der von Mutter- und Großmutterzeiten her üblich war, ist noch am Ruder, und das Schifflein des Lebens steuert gar oft nur deshalb dem sichern Untergange zu, weil die das Steuer führende Hand in Unkenntnis darüber ist, wie man den feindlichen Mächten zu begegnen habe.

Was nützt es, daß Eltern ihren Töchtern oft eine noch so beträchtliche Mitgift geben, wenn sie verabsäumten, sie in den Elementen einer jeden Wirtschaftsführung, im Berechnen, Abwägen, Vergleichen, Sparen, Einteilen zu unterrichten? In gebildeten Kreisen wird es als selbstverständlich gelten, wenn jedes die Schule verlassende Mädchen mit sechzehn Jahren die Frage beantworten kann, welcherlei Urstoffe in Brod und Fleisch, Rüben und Zucker enthalten sind, aber daß sie auch zu berechnen verstehe, wie viel eine Familie durchschnittlich auf den Mittagstisch, auf Kleidung u. s. w. verwenden kann, wenn der Mann etwa zwei-, drei- oder viertausend Mark Einkommen hat, möchte oft in Zweifel gezogen werden. So triviale Dinge zu lehren! Und doch ist die Kenntnis derselben oft wichtiger, als der noch so meisterhafte Vortrag einer Chopin'schen Etüde, als die größte Belesenheit in den Klassikern!

Das lebendige Bewußtsein von der Pflicht, einzuteilen, hauszuhalten, zu verwerten, fehlt unendlich vielen Frauen, und solange dieser Mangel nicht gehoben ist, kann von einem gedeihlichen Umschwung der Volkswirtschaft nicht die Rede sein.

Ist der Mann die erwerbende, so ist die Frau die erhaltende Kraft und als solche von höchstem Einfluß auf den Wohlstand der Familie und des Volkes. Die unmeßbaren wirtschaftlichen Kräfte, welche eine höhere Ordnung den unermüdlichen Händen der Frau überantwortet hat, sind leider allzulange unterschätzt, ja oft mißachtet worden. Die Mission der Frau ist aber nicht allein zu erhalten, indem sie spart, unsere moderne Auffassung hat sie auch als mitschaffende, miterwerbende, in vielen Zweigen gleichberechtigte Kraft ins Leben eingeführt. Es ist eine grundlose Befürchtung, daß die mitschaffende Frau ihre häuslichen Pflichten notwendigerweise vernachlässigen, dadurch ihrem Gatten gleichgiltig werden müsse. Wie oft ist er selbst bei bestem Willen und Können nicht in der Lage, für die Existenz der Familie allein einzustehen! Liebe und Freude schwinden gar oft, wenn die Sorge ihre kalte Hand auf die Häupter der vergeblich nach einer geeigneten Existenz Ringenden legt; da ist es dann ein doppelt großes Unglück, wenn die Frau sich in Klagen und Jammern gefällt, ohne die Kraft in sich zu spüren, selbst den feindlichen Mächten zu begegnen. So sehr auch die Thätigkeit des Weibes als Hausfrau und Mutter zu schätzen ist, sie darf ihre Zeit nicht ganz aufbrauchen, wenn die Notwendigkeit da ist, daß sie schaffend und erwerbend dem Manne zur Seite stehe. Eine praktische Frau, die die nötige Uebersicht hat und die wichtige Kunst der Zeiteinteilung versteht, hat ihre Wirtschaft schon, wenn sie von sechs bis neun Uhr Morgens mit einer tüchtigen Magd gearbeitet hat, so weit im Zuge, wie eine unpraktische Frau noch nicht in den Nachmittagsstunden. Das Wirtschaften mit Zeit und Geld ist eine Kunst, die erlernt sein will; es giebt Frauen, die für Alles Zeit haben, für ihre Wirtschaft, ihre Kinder, ihren Gatten, für Litteratur, Kunst und gemeinnütziges Wirken, Frauen, die man überall hilfsbereit und thätig findet, die eingehendes Verständnis für die Bestrebungen der Zeit haben, wieder Andere, die unter der Last ihrer Wirtschaftsplagen seufzen, die nicht dazu kommen, ihrem Gatten oder ihren Kindern eine Stunde gemütlichen Gedankenaustausches zu gönnen, die, sollen sie gar helfend dem Manne zur Seite stehen, die unglücklichsten Geschöpfe sind.

Lehrt Eure Töchter den Wert einer richtigen Zeiteinteilung und Ihr sichert ihnen ein Vermögen! Frankreich hat eine industrielle Bevölkerung, die Mann und Frau gemeinsam einstehen läßt, wo es gilt, die eigene und somit die Volkswohlfahrt zu sichern. Bei uns herrscht ein vollständig unbegründetes Vorurteil gegen Französinnen; wir halten sie für eitle, putzsüchtige Geschöpfe, die weder Sinn noch Verständnis für ernste Bestrebungen haben. Weit gefehlt! Die französische Frau ist zumeist die treueste Gehilfin ihres Gatten, die Seele seiner Unternehmungen: ihr spekulativer Geist sucht in Alles einzudringen, ihre persönliche Liebenswürdigkeit und Klugheit sichert dem Geschäft Freunde und Gönner; die Frau des Mittelstandes würde es zumeist für ganz vernunftwidrig halten, sich von ihrem Manne ernähren zu lassen; sie hilft mit, sei es nur, daß sie an der Kasse sitzt und mit prüfendem Blick Alles überwacht, oder indem sie selbst mitthut, soweit sie es vermag. Ein nach Millionen zu beziffernder Nutzen kommt durch diese Teilnahme der Frau an den industriellen Bestrebungen des Mannes dem Nationalvermögen zu Gute. Höher noch als ihre Mitwirkung im schaffenden Sinne möchte ich ihre Kenntnis der finanziellen Lage ihres Gatten veranschlagen. Wie oft hören wir bei uns: Frau N. oder Frau Z. ist aber, näher besehen, ein ganz harmloses, nichts ahnendes Frauchen, das von ihrem guten Manne ein bestimmtes Wirtschaftsgeld erhält und es für ihre Pflicht als Hausfrau erachtet, dasselbe für ihren Haushalt zu verausgaben; sie hat keinen Einblick in seine Geschäfts- oder Vermögenslage; er hält es auch für kaum nötig, ihr einen solchen zu geben! Wäre Frau N. oder Z. aber die mitthätige Gehilfin ihres Gatten, mit der er Ausgaben und Einnahmen, Gewinn und Verlust berechnen kann, sie würde gar bald sehen, wie es um ihre finanzielle Existenz steht, sie würde suchen zu sparen, zu erhalten, zu erwerben und jene falsche Rücksicht, die die Männer abhält, ihren Frauen Klarheit über ihre Vermögenslage zu geben, v[illegible]teilen. Wie soll der Wohlstand der Familien gedeihen, wenn die Frauen, durch deren Hand ja ein guter Teil des Einkommens des Mannes geht, in

Unkenntnis darüber gehalten werden, wie es um die Quellen dieses Einkommens bestellt ist?

Die Ehe, dieses innigste äußere wie innere Band zwischen Mann und Frau, muß auch jenes Leben, das wir das Güterleben in Produktion, Konsumtion und Reproduktion nennen, mit umfassen. Wenn jede gute Wirtschaft auf dem rechten Verhältnis der Geldsummen beruht, welche der wirtschaftliche Verbrauch von der Summe des Erwerbs in Anspruch nimmt, so ist es ganz selbstverständlich, daß diese Summe des Erwerbs der die Wirtschaft leitenden Frau bekannt sein muß. Zwar läßt sich auch leben, indem man die Monats- und Jahresrechnungen anwachsen läßt und in verbrecherischem Leichtsinn Schulden auf Schulden häuft, aber — die Nemesis bleibt selten aus; jene wirtschaftliche Unnatur bringt üble Folgen und rächt sich zumeist intensiver an der Frau, die den Einsturz ihres häuslichen Glücks und ihrer gewohnten Lebensweise tiefer beklagt als der Mann.

Um aber solchen Schicksalsschlägen zu entgehen, ist es Pflicht jedes verständigen Mannes, seiner Frau seine Vermögensverhältnisse schmucklos und wahrheitsgemäß klar zu legen und sie soweit dafür verantwortlich zu machen, daß von ihrer Seite kein wirtschaftlicher Fehler geschehe. Der Grundsatz, daß die Summen der Ausgaben von der der Einnahmen bedingt sein soll, muß in jeder geordneten Wirtschaft seinen Ausdruck dadurch empfangen, daß das klare Bild der Ausgaben und Einnahmen auch der Frau vorliege und daß das, was für das Haus verständigerweise bestimmt werden kann, gemeinschaftlich beraten werde. In dieser Teilnahme an der Feststellung des allgemeinen wirtschaftlichen Planes für den Haushalt erstarkt das Interesse der Frau an ihrer wirtschaftlichen Aufgabe. Die Summe, die sie zu verwalten hat, soll sie selber mitbestimmen. Die Gefahr, die in der Ueberschreitung dieser Summe liegt, soll sie wissen und als eigene Gefahr fühlen und vor Augen haben.

Ist ein Haushaltungsplan festzustellen, so kommt viel auf die richtige Gliederung und Einteilung an. Den einen Teil erfordert die Wohnung, den zweiten erfordern die stehenden häuslichen Bedürfnisse, Kleidung, Licht, Feuerung, Dienstboten, den dritten soll man für außerordentliche Ausgaben aufheben, für Krankheiten, Todesfälle, Versicherungen, Verluste, Erholungen u. s. w.; den vierten soll man womöglich gar nicht berühren, sondern als Reserve betrachten: er ist die Sparkasse der Familie und soll aus einem Jahre in das zweite, dritte und so fort übertragen und zuletzt das Erbe der Kinder werden. Die vernünftige Frau, die sich die Bedeutung ihres Wirkens vom national-ökonomischen Standpunkte klar macht, wird leicht eine richtige Einteilung treffen können; es ist für sie leicht, zu sparen, ohne zu entbehren, zu genießen, ohne zu vergeuden. Doch wie viele Frauen tappen und wirtschaften im Finstern herum, wissen nicht, daß der Wohlstand und die Zukunft der Familie zumeist von ihnen abhängt, denn nicht nur, daß eine echte Hausfrau unendlich viel erhalten kann, sie vermag auch den oft zu leichten Ausgaben geneigten Mann zu einem vernünftigen Sparsystem zurückzuführen; indem der Mann sieht, wie die Frau durch weise Oekonomie aus Kleinem Großes schafft, wie ihre Sparpfennige zu Sparthalern werden und diese im Laufe der Jahre zu einem Kapital anwachsen, von dessen Zinsen sie sich manchen Genuß schaffen kann, kommt auch er zu dem Bewußtsein, daß jedes Vermögen sich aus kleinen Anfängen aufbaut, daß Sparen und Erhalten oft der erste und sicherste Verdienst und allen gewagten kostspieligen Spekulationen vorzuziehen ist.

Dies ist der beste erziehliche Einfluß, den die Frau auf Mann und Kinder auszuüben im Stande ist. Nicht minder hoch möchte ich die ethische Einwirkung anschlagen, die sie in treuer Sorge, ihr Haus in Ordnung zu erhalten, jederzeit übt. Sie erst macht das Haus zum Mittelpunkt des geistigen und gemütlichen Lebens, sie gibt ihm jene höhere Weihe, die ein so köstlicher Schatz der deutschen Familie ist.



Vom Büchertisch.

Revolution der Litteratur. Von Karl Bleibtreu. Zweite vermehrte Auflage 1886. Leipzig, W. Friedrich.

Revolution überall. Die Menschheit sträubt sich immer mit wunderbarer Bockbeinigkeit gegen die unabwendbaren Konsequenzen ihrer eigenen Entwicklung und will immer im Geiste der alten Zeit noch weiter leben, wenn längst schon eine neue, durch tausend Notwendigkeiten gezogen, heraufgekommen ist. Das giebt dann ein quälerisches Reißen hin und her zwischen den Pionieren vorn und dem wuchtig trägen Troß hinten am Schwanz, und wenn dieses Reißen sich recht lebhaft anläßt, so wird es zur Revolution. Wir haben auch heute Revolution in diesem Sinn, wenngleich sie sich vorläufig mehr noch in Wolken-, als in Blitz- und Donnerform bemerklich macht. Diese allgemeine Gewitterstimmung der Zeit ist eine der Ursachen für die Revolution in der Litteratur. Weiterhin liegt aber auch in den Litteraturverhältnissen selbst Stimulierendes genug: die Ueberfüllung aller geistigen Produktionsgebiete, die phlegmatische Natur des Publikums, welches zu einseitig immer an seinen alten Göttern hängt und so schwer dazu kommt, neue Erscheinungen zu würdigen, auch die vielfache Niedrigkeit seines Geschmacks, durch welche oft genug das Geringe an Stelle des Bedeutenden prämiiert wird, — dies und noch anderes was alles zur litterarischen Anarchie gehört, versetzt das Ehr- oder Geldbedürfnis gerade der jüngeren Generation in eine Notlage, welche ebenfalls Unzufriedenheit und Revolutionsstimmung erzeugen muß. Gewiß ist auch beim Verfasser unseres Schriftchens unbewußterweise ein mit Recht unzufriedener Ehrtrieb mit im Spiel, wenn er so gar wenig Gutes an den Aelteren finden kann und z. B. schlankweg erklärt: „Ja, ihr habt in der That nicht sehr viel geleistet,“ — gegenüber Keller, Freytag u. a. denn doch eine Ungerechtigkeit, wie sie ein ganz kühl Urteilender nicht begehen könnte. Man soll es aber dem, der persönlich im Kampfe steht, nicht zu sehr verübeln, wenn er seinen Gegnern nicht gerecht wird und am wenigsten soll man eitel böse Absicht dahinter vermuten. Kann man denn gar nicht begreifen, daß es Individualitäten giebt, die einander schon objektiv in aller Ehrlichkeit abstoßen? selbst wer gar keine Individualität besitzt, sollte das begreifen! Daß Rivalität dann unbewußt verschärfend mitwirkt, ist eine Menschlichkeit, vor welcher wohl Niemand sicher ist.

Einem anderen Vorwurf, nämlich dem, daß er sich selbst rühmlich erwähnt habe, hat leider der Verfasser in der jüngst erschienenen zweiten Auflage zu viel Rücksicht geschenkt, indem er die entsprechenden Stellen gemildert hat. Wenn eine Größe der Litteratur über die zeitgenössische Litteratur ihre Ansicht äußert, so muß sie auch über sich sprechen und sich wie alle anderen kritisieren, und wenn sie sich für eine Größe hält, kühn heraus mit der Sprache! Diese dumme Regel, daß „Eigenlob stinkt,“ ist für die eitlen Narren recht heilsam und gut; einen ernsthaften Mann aber, der über sich ebensowohl wie über Fremdes objektiv (wenngleich natürlich nicht fehlerlos) denkt, einen solchen geht jene Kinderregel nichts an, und es sollte durchaus darauf gehalten werden, daß die geistigen Kindlein nicht Männern ihre Gängelbänder aufnötigen dürfen. Dann werde Alles Mann sein wollen? So soll es eben hinplumpsen und sich lächerlich machen; was liegt daran? Und übrigens, im Grunde urteilt der Dichter-Kritiker nicht eigentlich über sich selbst, sondern über seine verflossenen Werke, seine inspirierten Stunden, die ihm, von seinem Willen unabhängig, gegeben waren, — er weiß gar nicht, wie lange noch. Dieser letztere Gedanke, glaub' ich, ist's, der alle bedeutenden Männer, trotz des selbstverständlichen Bewußtseins ihrer Bedeutung, doch nicht hochmütig werden läßt.

Nun in Summa: höchst anregend und durchweg interessant ist Bleibtreu's neuestes Manifest, wenn man auch nicht all' die Verurteilungen und Wertschätzungen darin als den richtigen Ausdruck der thatsächlichen Größenverhältnisse anerkennen will. Unfehlbare Treffsicherheit des Urteils kann man überhaupt von keinem Einzelnen erwarten; jeder Einzelne ist nur ein unvollkommener Spiegel des Wahren und aus den vielen Spiegelbildern schießt im Laufe der Zeit das richtigere Urteil der Geschichte

zusammen. Auch dieses, man sage was man will, wird nicht ganz gerecht sein, wie schon manches Beispiel bewiesen. Was schadet's viel? Wir Litteraten, ja wir Menschen alle, spielen doch nur in der Lotterie, das müssen wir wissen; also Gleichmut!

G. Cristaller.

Die Gläubiger des Glücks. Roman von Hugo Lubliner. Breslau, Schottlaender.

Dieser Roman leidet an demselben Fehler, der Lubliner's Bühnenstücke kennzeichnet: er hat keine Exposition, überhaupt keine straffe Komposition. Es werden verschiedene Szenen geschildert, die ganz interessant und hübsch geschrieben sind, aber es fehlt dem Ganzen an einem Mittelpunkt; es ist eben kein Ganzes. Abgesehen davon, daß das Werk jedes tiefere Eindringen in die Abgründe der Seele, jeden starken und folgenschweren Konflikt vermissen läßt, enthält es eine Menge großer Unwahrscheinlichkeiten, um nicht zu sagen Unmöglichkeiten. Besonders hervorzuheben ist eine solche Unmöglichkeit, die sich selbst der gutmütigste Spießbürger nicht gefallen lassen kann: Ein junger Maler, der seine Frau (mit deren Wissen!) ihres Geldes wegen geheiratet hat und von ihr nicht geliebt wird, in den ersten Zeiten der Ehe aber erkennt, was er an ihr hat und nun ihre Liebe zu erringen sucht, ist eines Nachts mit seinen Freunden, die er seit Jahren kennt, zusammen; man erlaubt sich, seine Frau zu beleidigen (!), er fordert den Beleidiger und schlägt sich mit ihm noch in derselben Nacht (!) — weshalb? um seiner Frau die Verwundung zeigen und damit definitiv ihre Liebe gewinnen zu können. Das Motiv, daß die Heldin des Romans die Tochter einer unverheirateten Tänzerin und in einer wohlhabenden kinderlosen Familie untergeschoben ist, ist so abgebraucht und paßt so gar nicht zu dem Uebrigen, daß es dem Leser ein mitleidiges Lächeln abnötigt. Man hat bei der Lektüre sehr oft den Eindruck, als würde aus Riesenkanonen mit Papierpfropfen geschossen. Von solider realistischer Kunstweise kann da keine Rede sein.

Arthur Gutheil.

Daniela Dormes. Roman von Bertha v. Suttner. München, Otto Heinrichs.

Ich will die Kühnheit nicht so weit treiben, zu behaupten, daß das Loben zum Leben gehört. Aber daß ein von Hause aus einigermaßen gut gearteter Kritiker in seinem schweren Berufe allmählich so entmenscht wäre, daß er dieses Buch wenigstens tot schweigen könnte, das will ich auch nicht glauben . . . Ich fühle, wie ich der würdigen deutschen Kritikergilde aus der Seele schreibe: Kinder, es giebt in der schnöden Welt von heute noch Bücher, an denen sich der ehrliche, aber lebensmüde Rezensent am liebsten zu Tote lobt! Daniela Dormes ist ein solches Buch. Gleichgiltig, wie sich die landläufige Kritik zu ihm verhält; gleichgiltig auch, wie sich die kaufende Lesewelt zu ihm stellt: die große oder kleine Zahl derjenigen, die sich ernstlich in seinen Inhalt vertiefen, wird der Verfasserin still oder öffentlich bezeugen, daß sie mit dieser Dichtung sich einen ersten Platz in der deutschen Romanlitteratur gesichert hat. Wer Lust oder Drang zum Widerspruch in sich spürt, melde sich; es soll ihm mannhaft Rede gestanden werden. Bis dahin kein Wort mehr darüber.

Ignotus.

Eine vornehme Frau. Roman von Hermann Heiberg. Leipzig, W. Friedrich. — Herr Heiberg und Fräulein Schubin sind ihrer geistigen Art und ihren Salonerfolgen nach reif für eine glückliche Litteratur-Heirat. Indem wir sie mit ehelich zusammengeben, wünschen wir dem „Bravo rechts“ zu seiner „vor-

nehmen Frau" den Segen aller eleganten Exzentriker beider Hemisphären! Unser prophetisches Auge sieht bereits den zierlichen Nachwuchs dieser realistisch-kokett-sentimentalen Fabulierer, die so effektvoll „de chic" arbeiten, gefühlvolle Purzelbäumchen auf dem deutschen Parnaß schlagen. Bei diesem Anblick versinken die letzten unverbesserlichen Naturalisten in's Bodenlose. Schauerlich! Erich Stahl.

Die Märtyrer der Phantasie. Roman von Mathilde Serao. Verlag von H. Costenoble, Jena. Autorisierte Uebersetzung von Hulda Meister. Diese italienische Schriftstellerin besitzt mit ihren besten realistischen Kollegen in Paris und anderwärts einen unschätzbaren Vorzug — sie ist eine durch und durch poetische Natur; eine scharfe Beobachterin wie Zola, eine feine Seelenmalerin wie Turgenjeff und eine Stil-Künstlerin wie Hermann Heiberg. Dieser Roman ist ein vollendetes Zeit- und Seelengemälde, ein Meisterstück tiefsinniger psychologischer Entwickelung. Wenn wir noch der Uebersetzerin gedenken und ihr das Zeugnis unanfechtbarer Tüchtigkeit erteilen, glauben wir nichts weiter zur Empfehlung des schönen Kunstwerkes sagen zu brauchen. Ignotus.

Moderne Helden. Charakterbilder von F. v. Kapff-Essenther. Jena, Costenoble. — Drei Erzählungen mit dem Motto: „Es gibt heute kaum mehr einen Heroismus des Handelns, nur noch einen des Seins." Dieses Paradoxon zeigt uns die Entwicklung an, welche diese „Helden" genommen: leidvoller Selbstgenuß im Ungewöhnlichen, Unzeitgemäßen individuellen Innenlebens. Das sind Helden, die ihren Siegeslauf auch ohne Beine, ihre Siegesthat auch ohne Arme zu vollenden vermögen. Es sind freilich närrische Käuze in der groben Alltagswelt der Dutzendmenschheit von heute, die mit Blut und Eisen wirtschaftet und mit dem geheiligten Polizeispieß das Recht des Stärkeren hütet! Der merkwürdige Reiz dieser Charakterbilder liegt darin, daß das bis zum Fabelhaften Eigenartige durch die vollendete Kunst der Realistik als das Natürliche und Unbezweifelbare dargestellt wird. Nur einem dichterischen Talent von starker Eigenart konnte ein solches Werk gelingen. Kapff-Essenther hat wiederholt bewiesen, daß sie Individualität hat und die Kraft dazu, ihr Anerkennung zu verschaffen. Mögen ihre moderne Helden in den weitesten Leserkreisen bald berühmte Helden werden! Ignotus.

Paris der Mime. Realistisch-historischer Roman aus der Zeit Domitians von Wilhelm Walloth. Leipzig, W. Friedrich. Wie höchst individuell der geniale Schriftsteller den historischen Roman behandelt, springt sofort ins Auge, wenn man einige Seiten aus „Paris der Mime" mit den archäologischen Fabulistereien eines Ebers und anderer modischer Dutzendschreiber vergleicht. Uns will dünken, als hätte Walloths realistische Kunstweise im vorliegenden Kunstwerk sich noch charakteristischer gegeben, als in seinen früheren berühmten Romanen „Das Schatzhaus des Königs" und „Oktavia". Außer einer Probe aus „Paris" wird unsere Zeitschrift nächstens eine große Original-Novelle und ein Drama aus Walloth's Feder veröffentlichen, worauf wir jetzt schon alle Freunde gediegener Dichtung aufmerksam machen wollen. Die im vorliegenden Hefte abgedruckten „Stimmungen" sind dem unlängst erschienenen Band „Gedichte" entnommen. M. G. Conrad.



Im Foyer bei einer ersten Tristan-Aufführung.

Zwischenaktsverse von Fritz Koegel.

(Leipzig.)

Motto: Sei du nur dreist,
Spricht man von Meistern
Es zeigt wenig Geist,
Sich fromm zu begeistern

Enthusiast.

Ich bleibe bei dem Wunderbau
Kaum meiner Sinne mächtig,
Was ich höre, fühl' und schau,
Ist alles wunderprächtig.

Gastspieltenor.

Ein Vierteljahr hab ich studiert,
Den Tristan neu zu „kreiren":
Hab meine Stimme ruinirt,
Ohne was zu profitiren.

Litteraturprofessor.

„Tristan" wär ein Meisterwerk,
Weil es ein Werk vom „Meister"?
S'ist nach Meister Gottfried ein Kleisterwerk
Für Schopenhauer'sche Geister.

Chor der Abonnenten.

Heut Abend amüsirt uns sehr
Das sehnende Rasen und Schmachten;
Doch — Neßler, Millöcker, Meyerbeer
Sind auch nicht zu verachten!

Hanslickianer.

Musik verkörpert, wie Hanslick lehrt,
Das Schöne in Formen und Tönen;
Formlose Töne hab ich gehört,
Und ach, wo bleibt das Schöne?!

Mozartianer.

Musik ist dies Gewinsel
Für Wagnerische Toren?
Heilger Mozart zeichne die Pinsel,
Gib ihnen Eselsohren!

Chor der Wagnerianer.

Tristan! Isolde!! Herrliches Paar!!!
Maßlos im Hassen und Lieben!
Größeres hat nie führwahr
Ein Meister noch geschrieben!!!

Hoftheaterintendant.

Der „Tristan" ist doch recht fatal,
Kann ihn kaum acceptiren:
Ein höchst delikater Hofskandal —
Das könnte mich ruiniren!

Chor der Antiwagnerianer.

Ein jeder Christ bekreuzigt sich,
Dies Stück ist auch von Wagner!
Text und Musik lärmt fürchterlich,
Der Hörer wird ein Geschlagner!

Sächsischer Provinzler.

Ei ja, die Reise tut lohnen,
Das Stück ist wunderscheen!
So scheene Dekorationen
Hab ich noch nie gesehn!

Kritiker.

Die Menge ist im Augenblick
Ganz maßlos toll begeistert;
Das dämpf' ich dann mit meiner Kritik,
Die diesen Meister meistert.

Lieutenant.

Isolde, ein famoses Weib
Von exquisiter Rasse;
Hat, auf Ehr, den Teufel im Leib:
Schneidig in Liebe und Hasse!

Die komponirenden Kapellmeister.

Was wir gedrechselt mit Müh und Not
Geht alles zu den Toten:
Der „Tristan" lärmt uns alle tot
Mit lauter falschen Noten.

Unisono der Moralisten.

Der „Tristan" ist moralisch krank,
Er paßt für Buddhisten!
Wir wollen keinen Liebestrank,
Wir sind gute Christen.

Schopenhauerianer.

O wie süß, aus bittren Worten
Selige Todessehnsucht trinken,
Auf chromatischen Akkorden
In die Traumnacht hinzusinken!

Philister.

Sänger, Spieler und Publikum
Sind im reinen Rasen —
Ach, mir ist im Kopf ganz dumm
Von all dem Schreien und Blasen!

Epilog.

Im Schwarm des Geistes,
Stürmisch und wild,
Steht stumm des Meisters
Marmorbild. —
Er lächelt leise
Beim Redeschwall:
Vor seiner Weise
Verstummen sie all.



Wagneriana.

Die Wagner-Gemeinde und die Sozialreform.

Mit dem religiös klingenden Namen „Wagner-Gemeinde" bezeichnet man die zahlreichen Anhänger des Dichterkomponisten Richard Wagner deshalb, weil dieser Anhängerschaft ein ungewöhnliches Maaß von Begeisterung für die Ideale ihres Meisters beiwohnt. Einzelne Verkünder und Apostel des Wagnerschen Kunstevangeliums legen dem letzteren eine über die hergebrachten Musikwirkungen weit hinausgehende Kulturbedeutung, namentlich für Begründung oder Einbürgerung einer höheren Sittlichkeit bei. Charakteristisch für diese ideale, ja fast religiöse Auffassung Wagners und seiner Werke ist die Schrift: „Richard Wagners Parsifal und seine Bedeutung in und für unsere Zeit." Zwar noch sehr ideal, aber doch bedeutend weltlicher faßt Moritz Wirth in seinem Buche: „Bismarck, Wagner, Rodbertus" die Kultursendung Wagners auf. Er hält an den großen Idealen, welche die ersterwähnte Schrift schildert, fest, aber er vermißt in der Gegenwart dafür noch die Verbürgung realer Grundlagen, weshalb er dem einen Riesen (Wagner) noch zwei andere (Bismarck und Rodbertus) als Vertreter zweier unentbehrlicher Fundamente für Wagnerische Kunstideale hinzufügt. Mit dem Namen Bismarck bezeichnet er die erste dieser zwei realen Grundlagen: die dauernde nationale Größe, und mit dem Namen Rodbertus die Bürgschaft für die zweite Grundlage: die dauernde wirtschaftliche Größe Deutschland. Ja er geht in der Hochschätzung seines dritten Helden, des Sozialpolitiker Rodbertus, noch weiter, indem er sogar das Werk Bismarcks für gefährdet hält, wenn für das neue Reich keine neue Wirtschaftslehre in praktischen Gebrauch gelangt.

Welche Wichtigkeit übrigens auch Dr. Schläger der Beseitigung des wirtschaftlichen Elends für Verwirklichung des höchsten sittlichen Gehaltes Wagnerscher Kunstideale beilegt, tritt ungewöhnlich stark in einem von ihm angeführten Ausspruch des amerikanischen Denkers Emerson hervor, also lautend: **„Das Glück des Einen kann nicht bestehen mit oder bei dem Elend des Anderen. Niemand ist vollendet, so lange noch jemand unvollendet ist. Das Wohl des Einen ist nicht vorhanden, so lange noch das Weh irgend eines Anderen besteht."**

Auf den Schultern Emersons stehend und von den gewaltigen Parsifaleindrücken beherrscht, schließt Schläger seine Abhandlung mit den großen Worten:

„Die Aufgabe ist heute, aus der Passivität zur Aktion, zur kühnen Initiative hinauszutreten, als Ritter des Grals dem Recht Geltung, dem Ideal Macht und dem Mitleid eine die Welt überwindende Organisation zu geben."

Weisen die Werke Wagners auf solche Ideale hin und erzeugen die Kunstschöpfungen, namentlich der Parsifal; solchen Aufschwung der Empfindungen und Entschlüsse, so ist Moritz Wirth durch seinen Hinweis auf die notwendige Herstellung der materiellen Voraussetzungen allerdings derjenige Wagner-Apostel, welcher zunächst gehört und beachtet werden muß, denn das soziale Elend ist augenblicklich so grausig und es droht sich nach verschiedenen Richtungen noch so bedenklich zu vermehren, daß angesichts seiner die von Wagner, Emerson und Schläger hingestellten Kunst- und Sittlichkeits-Ideale nicht nur in der Luft schweben, sondern sogar — losgelöst von der praktischen Sozialreform — als bloße Phrasen erscheinen.

Freilich teilen auch alle andere Ideale, sowohl die religiösen wie die humanen und künstlerischen, dasselbe Schicksal, denn sie alle sind durch die Vernachlässigung des wirtschaftlichen und sozialen Reformwerkes von den unmittelbarsten Existenzgefahren bedroht. In dieser Beziehung gilt Alles, was Moritz Wirth für eine notwendige Dauerbürgschaft unserer nationalen Größe und für eine Vorausbedingung der nationalen Welt- und Kulturmission Deutschlands, wie auch der Wagnerschen Kunstmission bezeichnet, auch für alle anderen idealen Bestrebungen.

Für Alle ohne Ausnahme gilt es heute, zum Zweck der sozialreformatorischen Verhütung des wirtschaftlichen und sozialen Zusammensturzes, „aus der Passivität zur Aktion, zur kühnen Initiative hinauszutreten, als Ritter des Grals dem Recht Geltung, dem Ideal Macht und dem Mitleid eine die Welt überwindende Organisation zu geben."

Zunächst haben die Mitglieder der Wagner-Gemeinden — sofern sie sich mit dem Gral-Gedanken wahlverwandt fühlen — diese Verpflichtung. Alles Andere ist Eitelkeit und Täuschung!

Kehraus.

Von Melchior Grohe.

Der lustige Bayer.

Wer geht, ich möchte wissen,
So leicht wie du durch's Land!
Dein Pfaff trägt dir's Gewissen,
Dein Weib dir den Verstand!

Auch ein Prediger.

Herr Jesus sprach — und holdentzückt,
Vom Tod erwachte Groß und Klein.
Welch' Wunder ist erst dir geglückt,
Du sprichst, und Alles — schlummert ein!

Weiberverstand.

Ihre endlosen Dummheiten gleichen, mein Sohn,
Den Schalen der Zwiebel alleine:
Du glaubst, du wärst an der letzten schon,
Da kommt dann immer noch eine!

Neapolitanische Augen.

Fast glaubt man, daß zum Teufelsbund,
Daß sie zum Hexen taugen!
Die Andern essen mit dem Mund,
Doch die gar mit den Augen!

Baron und Kaplan.

Kommt Michel im ehrlichen Arbeiterschuh,
Hält Comte und Comtesse die Nase zu;
Kommt Michel mit Kaplanmützen und Witzen,
Darf er auf Polster und Teppichen sitzen.

Zur Beruhigung.

„Du hast geschimpft auf ihr Geschlecht;
Sie werden dir mit Tigertatzen
Die Zunge ausreißen, die Augen auskratzen!"
— Mein lieber Freund, du kennst sie schlecht!
Sie werden mir den Lorbeer reichen,
Daß ich geschimpft auf — Ihresgleichen!

Notiz: Das nächste Heft wird ein Festspiel von Ludwig Schneegans zur Centenarfeier König Ludwigs enthalten, sowie hochinteressante Beiträge von Michael Flürscheim, Detlev v. Liliencron, Karl Bleibtreu u. a.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung. J. Roth, H. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer), sämmtliche in München.

.e Kunst-
jen und
rstellung
cher zu-
enblicklich
tlich zu
gestellten
ogar —

humanen
äßigung
Existenz-
eine not-
dingung
nerschen
en.
torischen
Passivität
m Recht
Organi-

sich mit
dere ist

.
elsbund,

',

erschuh,
se zu;
n und
itzen,
n sitzen.

chlecht;

n aus-
en!"
chlecht!
n,
eichen!

ts zur
heim,

Nayr.)


Princeton University Library
32101 064079963

